

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser und Josef Ringler

geleitet von

Leopold Schmidt

**Neue Serie
Band XVII**

**Gesamtserie
Band 66**

WIEN 1963

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt
mit Unterstützung
des
Bundesministeriums für Unterricht
der
Burgenländischen Landesregierung
der
Niederösterreichischen Landesregierung
der
Steiermärkischen Landesregierung
des
Magistrates der Stadt Wien
und des
Notringes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs**

Abhandlungen und Mitteilungen

Ulrich Steinmann, Die Volkskundemuseen in Wien und Berlin. Gegenseitige Einflüsse und Beziehungen von ihrer Gründung bis 1945	1
Franz und Gerhard Maresch, Das Dürrhäusl im oberen Pielachtal (Mit 20 Abbildungen)	17
Franz Lipp, Ein Zeichenstein aus Gosau (Mit 2 Abbildungen)	23
Viktor Fieder, Der Zeichenstein von Göstling an der Ybbs (Mit 1 Karte und 1 Abbildung)	32
Leopold Schmidt, Kärntner Heimatmuseen von volkskundlicher Bedeutung	38
Elfriede Grabner, Das „Heilige Feuer“. „Antoniusfeuer“, Rotlauf und „Rose“ als volkstümliche Krankheitsnamen und ihre Behandlung in der Volksmedizin (Mit 2 Abbildungen)	77
Hermann Steininger, Mitteilungen über „Abbeten“, „Wenden“ und Sympthiemittel in Steiermark und Oberösterreich	96
Rudolf Kriss, Zur Begriffsbestimmung des Ausdruckes „Wallfahrt“	101
Wolfgang Haid, Zur Verehrung des hl. Erhard in Göss bei Leoben	108
Hermann Watzl, Verbot eines Leiden-Christi-Spieles in Trumau, G.-B. Ebreichsdorf, N.-Ö., 1770	111
Klara K.-Csillery, Bäuerliche Möbel in Österreich und Ungarn. Eindrücke von einer Studienreise in Österreich (Mit 4 Abbildungen)	112
Leopold Kretzenbacher, Anton Bruckner und die Lichterkrebse, Ein konfessionspolemischer Humanistenschwank in einer österreichischen Musiker-Anekdote	141
Franz Schunko, Von den Weinhütern in Perchtoldsdorf. Eine Dokumentation aus dem Jahre 1962 (Mit 4 Abbildungen)	154
Franz Thiel, Aus dem Sprachschatz des niederösterreichischen Weinhauers	168
Elfriede Lies, Drei Erzählungen über den hl. Petrus am Weinberg, aufgezeichnet im steirischen Sausal	179
Anton Mitmannsgruber, Ein Wurmsegen aus dem Mühlviertel	184
Leopold Schmidt, Der hängende Christbaum. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde	213
Wolfgang Suppan, Zur Ulinger-Ballade	243
Robert Schindler, Umgürtung der Kirchen mit Wachs in Friaul	247
Friedrich Johann Fischer, Bäckerschupfen in Salzburg	249

Chronik der Volkskunde

Konstituierung eines Österreichischen Freilichtmuseums (Maria Kundgraber)	45
Volkskunde an den österreichischen Hochschulen:	
Universität Wien: Dissertation Günther Mittergradnegger	46
Dissertation Hermann Steininger	258
Ernennung Prof. Richard Wolfram	192
Universität Innsbruck: Dissertation Klaus Kogler	193
Adolf Helbok 80 Jahre alt (Karl Ilg)	46
Ernst Neweklowsky † (Schmidt)	46
Raimund Zoder † (Schmidt)	46

Karl Benyovszky † (Schmidt)	118
Georg Schreiber † (Schmidt)	119
Richard Kurt Donin † (Schmidt)	193
Hermann Wopfner † (Schmidt)	193
Josef Hanika † (Schmidt)	194
Museen und Ausstellungen:	
Österreichisches Museum für Volkskunde, Ausstellung „Österreichs Volksgesicht“	117
Niederösterreichisches Landesmuseum, Ausstellung „Perlmutterkunst in alter und neuer Zeit“	118
Oberösterreichisches Landesmuseum	190
Salzburger Volkskundemuseum	191
Niederösterreichisches Landesmuseum	191
Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau	192
Evangelisches Diözesanmuseum für Kärnten	192
Tiroler Volkskundemuseum:	
Krippenaufstellung	255
Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe, Ausstellung „Die wilden Leute des Mittelalters“ (Wilhelmine Jungraithmayr)	255
Verein und Museum in den Jahren 1962/63	186
Niederösterreichische Volkskundetagung vom 14. bis 16. Juni 1963 (Maria Kundegraber)	190
Hohe Auszeichnung: Franz Lipp	193
Auszeichnung: Franz Leskoschek	258
3. Studententagung des „Comité international d'étude des géants professionnels“ in Mecheln (Klaus Beitzl)	256

Literatur der Volkskunde

Karl Ilg, Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs (Klaus Beitzl)	49
Adalbert Riedl, Die Hirtenzunft im Burgenland (Helene Grün)	57
Astrid Lüttitz, Burgenland (Schmidt)	57
Karl Haiding, Almwirtschaft in der Steiermark, Führer (Leopold Kretzenbacher)	58
Festschrift für Gotbert Moro (Maria Kundegraber)	59
Hans Germ, Das seltsame Dorf (Karl M. Klier)	61
Maschen, Geschichte der Mode der Strick- und Wirkwaren (Karl M. Klier)	61
Theodor F. Meyers, Schauerhafte Moritaten (Schmidt)	62
Alois Selzer, St. Wendelin, Leben und Verehrung eines alemannisch-fränkischen Volksheiligen (Schmidt)	62
Elisabeth Reynst, Friedrich Campe und sein Bilderbogen-Verlag zu Nürnberg (Schmidt)	64
Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft Bd. II (Schmidt)	64
Ernst Schäfer, Das Erzgebirge und sein Handwerk (Schmidt)	65
G. F. Hartlaub, Der Gartenzwerg und seine Ahnen (Schmidt)	66
Herbert Otterstädt, Gottschee, Verlorene Heimat deutscher Waldbauern (Maria Kundegraber)	67
Ben Budar, Jenseits von Oder und Neiße, Reisebilder (Schmidt)	68

Felix Karlinger, Romanische Märchen, herausgegeben (Klaus Beitzl)	68
Roger Pinon, Chansons populaires de l'ancien Hainaut Vol. II A und II B (Karl M. Klier)	69
Iso Baumer, Rätoromanische Krankheitsnamen (Schmidt)	69
Andrija Stojanovic, Der Spanische Ginster. Seine Verwendung und Verarbeitung (Maria Kundegraber)	70
Miroslav V. Draskic, Volkstrachten Nordwest-Bosniens, Bd. I (Maria Kundegraber)	72
Leopold Kretzenbacher, Heimat im Volksbarock (Schmidt)	121
Friedrich Knaipp, Hinterglasbilder aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts (Schmidt)	122
Franz Koschier, Kärntner Volkstänze I. Teil (Maria Kundegraber)	125
Norbert Mantl, Oberinntaler Krippen (Schmidt)	125
Arthur Rümmer, Schlüssel zur unbekanntenen Heimat (Schmidt)	127
Siegfried von Vegesack, Bayerischer Wald (Schmidt)	127
Deutsche Agrargeschichte, herausgegeben von Günther Franz, Bd. III und IV (Schmidt)	128
Alois Senti, Sarganserland (Schmidt)	129
Georg Luck, Hexen und Zauberer in der römischen Dichtung (Schmidt)	129
Karl Horak, Deutsche Volkstänze aus dem Weichselraum (Schmidt)	130
A. J. Bernet Kemper, Het kruidentuinhuisje (Kundegraber)	130
Axel Steensberg, Gamle Danske Bondegarde (Schmidt)	131
L. Novelli und M. Massaccesi, Ex voto del santuario della Madonna del Monte di Cesena (Kriss)	132
Gorazd Makarovic, Bemalte Bienenstockbrettchen (slovenisch) (Kundegraber)	132
Marianne Klaar, Christos und das verschenkte Brot (Schmidt)	136
Handwörterbuch der Sage, herausgegeben von Will-Erich Peuckert (Schmidt)	195
Internationaler Kongreß der Volkserzählforscher in Kiel und Kopenhagen, hg. Kurt Ranke (Schmidt)	196
Franz Eppel, Das Waldviertel (Schmidt)	197
Leobener Grüne Hefte, herausgegeben von Franz Kirnbauer (Schmidt)	198
Paul Weitzlahner, Heimat Wildschönau (Schmidt)	199
Hans Bleibrunner u. a., der Bogenberg, ein altes Heiligtum in Niederbayern (Schmidt)	199
Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Forschungen zur Volkskunde im deutschen Südwesten (Schmidt)	201
Gebhard Spahr, Kreuz und Blut Christi in der Kunst Weingartens (Schmidt)	201
August Gandert, Tragkörbe in Hessen (Kundegraber)	202
Erich Beck, Bukowina, Land zwischen Orient und Okzident (Schmidt)	203
Der Ausruf in Hamburg. Nach Kupfern von Christopher Suhr, eingeleitet von Herbert Freudenthal (Schmidt)	204
Wilhelm Brockpähler, Steinkreuze in Westfalen (Schmidt)	204
Karl Schulte-Kemminghausen und Georg Hüllen, Märchen der europäischen Völker, Bd. III (Schmidt)	205
Käthe Altwallstädt, Märchen der sieben Schwestern (Schmidt)	206

Gustav A. Konitzky, Nordamerikanische Indianermärchen (Schmidt)	206
E. Brunner-Traut, Altägyptische Märchen (Schmidt)	206
Pantschatantra, Übertragen von Theodor Benfey, mit Nachworten von Walter Ruben und Friedemar Geißler (Schmidt)	207
Dov Noy, Jefet Schwili erzählt. Hundertneunundsechzig jemenitische Volkserzählungen (Schmidt)	208
Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde (Schmidt)	209
Kleine Monographien zur Geschichte des ungarischen Kunstgewerbes (Schmidt):	
Pal Voit und Imre Holl, Alte ungarische Ofenkacheln	209
Maria Varju-Ember, Alte ungarische Stickerei	209
Brüder Grimm Gedenken 1963. Herausgegeben gemeinsam mit Gerhard Heilfurth von Ludwig Denecke und Ina-Maria Greverus (Schmidt)	259
Deutsche Philologie im Aufriß. 2. Aufl. Herausgegeben von Wolfgang Stammeler (Schmidt)	261
Herbert Mitscha-Märheim, Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren (Schmidt)	262
Robert Löbl, Niederösterreich (Schmidt)	263
Gerold Lang, Geschichte von Liebenau (bei Graz) (Kundegraber)	264
Tiroler Jungbürgerbuch. Redigiert von Wolfgang Pfandler (Schmidt)	264
Hans Hochenegg, Die tiroler Kupferstecher (Schmidt)	265
Anton Peter Petri, Neubeschenova (Schmidt)	266
Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen—Sage—Legende—Schwank (Kretzenbacher)	266
Werner Dankert, Unehrlische Leute. Die verfeimten Berufe (Schmidt)	269
Es steht hinterm Haus. Deutsche Rätsel, herausgegeben von Jürgen Dahl (Klier)	271
Dorothee Bayer, Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert (Schmidt)	272
Ruth Rombach, Bezaubernder Schwarzwald (Schmidt)	272
Alfred Lorenz Gafmann, Was unsere Väter sangen (Schmidt)	273
Zur Erinnerung an Richard Weiß, Drei Beiträge zur Volkskunde der Schweiz (Schmidt)	273
Claus und Liselotte Hansmann, Calvaires (Klaus Beitzl)	274
Gerhard Rohlf, Antikes Knöchelspiel im einstigen Großgriechenland (Karlinger)	275
Günther Haensch, Las hablas de la Alta Ribagorza (Karlinger)	275
Gilberto de Mello Freyre, Homem, Cultura e Tropicico (Karlinger)	276
Il Mondo Agrario Tradizionale nella Valle Padana (Schmidt)	276
Fritz Krüger, El mobiliario popular en los paises románicos (Schmidt)	277
Gyula Ortutay, Kleine ungarische Volkskunde (Schmidt)	278
Drei Forschungsübersichten (Schmidt)	
1. Richard M. Dorson, Folklore Research around the World	
2. Volkskunde-Forschungsberichte abseits der „offiziellen“ Volkskunde, hg. Robert Wildhaber	
3. Tagung der „International Society for Folk-Narrative Research“ in Antwerp	278

Entgegnung auf die von Klaus Beitzl in der ÖZV XVII (1963) H. 1, S. 49—56 verfaßte Kritik der von mir herausgegebenen Landes- und Volkskunde von Vorarlberg, Bd. I und insbeson- dere Bd. III (Karl Ilg)	281
Nachwort der Redaktion	284

*

Anzeigen

Einlauf 1959—1962 / Österreichische Museen und Ausstellungen	73
Einlauf 1960—1963 / Volksglaube — Volksmedizin	137
Einlauf 1961—1963 / Volkshumor, Schwank und Witz	211
Einlauf 1961—1963 / Neuerscheinungen zur Landes- und Heimat- kunde Österreichs	285

Die Volkskundemuseen in Wien und Berlin

Gegenseitige Einflüsse und Beziehungen von ihrer Gründung bis 1945

Von Ulrich Steinmann

In seiner Veröffentlichung „Das Österreichische Museum für Volkskunde“ (1960) hat Leopold Schmidt mehrmals wechselseitige Einwirkungen und Beziehungen zwischen den beiden Volkskundemuseen in Berlin und Wien hervorgehoben. Ihre Entstehung und verschiedenartige Entwicklung auf Grund der örtlichen Verhältnisse und die Initiative leitender Persönlichkeiten haben einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß des einen Museums auf das andere ausgeübt. Auch ein gewisser Wettbewerb zwischen diesen beiden zentralen Sammlungen ist vor dem ersten Weltkrieg nicht ganz zu verkennen. Auf den von L. Schmidt gegebenen Grundlagen soll hier von einer Berliner Sicht aus versucht werden, einigen gegenseitigen Beziehungen in Organisation, Sammeltätigkeit, musealer Thematik und Forschung näher nachzugehen und damit auch der Frage, wie das fast immer mittellose Berliner Museum zu seinen österreichischen Beständen gekommen ist.

Ebenso wie später bei dem Wiener Volkskunde-Museum war für die Berliner Gründung das Nordische Museum in Stockholm stark wirkendes Vorbild gewesen. Als der verdiente Pathologe und Anthropologe Rudolf Virchow, gebürtiger Pommer (1821—1902) und Vorsitzender der Deutschen und der Berliner anthropologischen Gesellschaft, auf dem Anthropologen-Kongreß in Stockholm (1874) die soeben von Artur Hæzelius eröffneten beiden Pavillons mit bäuerlichen Trachten und Geräten besuchte, war er so beeindruckt, daß er eine solche Trachten- und Geräte-Sammlung nun auch in Deutschland anstrebte. Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, entscheidend beteiligt an der Errichtung des Berliner Völkerkundemuseums, beantragte deshalb, hier auch eine deutsche Abteilung einzurichten. Aber der prä-

tige Neubau erwies sich bereits beim Einzug (1886/87) als zu klein ¹⁾).

Der 65jährige Virchow entschloß sich deshalb, ein selbständiges „Museum für Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ aus Privatmitteln zu schaffen. Im August 1886 hatte er seinen Landsmann, den 25jährigen Gymnasiallehrer Ulrich Jahn, kennengelernt, den Sammler der pommerschen Sagen, Märchen und Gebräuche, der auf seine Veranlassung von Stettin nach Berlin übersiedelte. Jahn, ein Schüler Karl Weinholds, war ein Sammelgenie ersten Ranges. Er hatte sich in der Züllchower Rettungsanstalt seines Vaters eine gute Kenntnis der Volkspsyche erworben und verstand es ausgezeichnet, das Vertrauen der Landbevölkerung zu gewinnen, so daß er sie zur Mitteilung ihrer sonst streng bewahrten Glaubensvorstellungen bewegen konnte. Wie sich bald herausstellte, erhielt er auf seinen Sammelfahrten durch die verschiedenen Landschaften auch an Gegenständen alles, was er nur haben wollte.

Voller Begeisterung für Virchows Vorhaben wurde Jahn der eifrigste Förderer des neuen Museumsplans. Seine Probesammlung in Mönchgut auf Rügen gelang so überraschend gut, daß Virchow im Herbst 1888 aus Mitgliedern der Berliner anthropologischen Gesellschaft ein Komitee gründete und der ihm wohlgesinnte preußische Kultusminister v. Gossler unentgeltlich, aber auf Widerruf sieben Zimmer in dem linken Erdgeschoßflügel des ehemaligen Palais Creutz, Klosterstraße 36, zur Verfügung stellte. Hier ist das Museum bis 1934 geblieben.

Mit Hilfe von Privatmitteln begann 1889 ein planmäßiges Sammeln innerhalb der damaligen Grenzen des Deutschen Reiches. Jahn war in Pommern, Brandenburg, in der Lausitz und in Hessen tätig; außerdem wurde in Ostpreußen, Bayern und im Elsaß gesammelt. Als der Germanist Karl Weinhold Ostern 1889 von Breslau nach Berlin berufen wurde, trat er sofort dem Museums-Komitee bei. Zu diesem gehörten damals außer Virchow (dem Vorsitzenden) und Jahn: der Gymnasialdirektor Wilhelm Schwartz, der Sammler der märkischen Volkssagen; Adolf

Abkürzungen: MANthRW = Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien — MMusV = Mitteilungen aus dem Museum für deutsche Volkstrachten... Berlin (ab Bd. 2, H. 3, 1905: Mitteilungen aus dem Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde...) — ZfE = Zeitschrift für Ethnologie, darin: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie... — ZföVk = Zeitschrift für österreichische Volkskunde — ZfVk = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde — ZfVps = Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

¹⁾ Sitzungsberichte ZfE 20, 1888, S. (461) f., (542) f., 23, 1891, S. (326). Max Bartels, Zum Gedächtnis Rudolf Virchows, MMusV 2, 1, 1903, S. 4.

Bastian, Direktor des Völkerkunde-Museums, und Albert Voß, Direktor der prähistorischen Abteilung; der Direktor des Zeughauses, zwei Juristen, ein Mediziner, zwei Kaufleute; der Generalkonsul William Schönlanck und der Bankier Alexander Meyer Cohn, beide finanzkräftig und freigebig, und schließlich der Besitzer des Panoptikums, der Lieferant der damals unentbehrlichen Wachsfiguren für die Trachten.

Auf Grund seiner Forschungen und Sammelerfahrungen verfaßte Jahn etwa Anfang April 1889 einen Aufruf mit einem umfassenden Verzeichnis der gesuchten Gegenstände. Diese Werbeschrift²⁾ hatte zahlreiche Schenkungen zur Folge, so daß die Räume bereits bei der Eröffnung am 27. Oktober 1889 zu eng waren. In dem Bemühen der Völkerkundler um die beste Museums-Thematik, wobei Edme François Jomard (1845) für die sachlich-ergologische Aufstellung mit geographischen Unterabteilungen eingetreten war, Philipp Franz v. Siebold dagegen für die ethnographische Aufstellung, hatte sich soeben Kristian Bahnsen in Kopenhagen entschieden für einen Aufbau nach Völkergruppen mit ergologischen Unterabteilungen ausgesprochen³⁾. Auch Jahn wählte für das Berliner Museum die landschaftliche Ordnung der Gegenstände. Hauptanziehungspunkte waren eine Spreewälder- und eine elsässische Bauernstube.

„Aber bald zeigte sich zwischen den naturwissenschaftlich und den philologisch geschulten Mitgliedern des Komitees eine Kluft, die nicht zu überbrücken war“⁴⁾. Es ging um die Selbständigkeit der Volkskunde als Wissenschaft, für die sich vor allem Karl Weinhold einsetzte. Jahn hatte eine „Deutsche Gesellschaft für Volkskunde“ vorgeschlagen, die ebenso wie die Berliner anthropologische Gesellschaft der „Deutschen Gesellschaft für Anthropologie“ angeschlossen werden sollte. An deren Statuten ist dieser

²⁾ Mit einigen Änderungen des Aufrufs auch in ZfVps 19, 1889, S. 334–343 (hier nennt sich Jahn als Verfasser). Das Verzeichnis ist gegliedert in: Wohnung; Haushalt und Hausrat; Kleidung; Nahrung; Kunst und Gewerbe (Hand- und Hausarbeit und die dazu gehörigen charakteristischen Werkzeuge); Handel und Verkehr; Gegenstände, welche dem Kreise von Volks-Glaube und Brauch angehören.

Eine 2. Aufl. mit Ergänzungen im Verzeichnis wurde 1904 als „Fragebogen“ erneut vom Museum verschickt.

³⁾ Kristian Bahnsen, Über ethnographische Museen, MANthrW 18, 1888, S. 163 f. Für die Unterabteilungen empfahl er Jomards Einteilung: Jagd, Fischfang, Ackerbau usw.; Kleidung, Wohnung, Hausrat; Krieg, Kunst, Wissenschaft; Sitte, Brauch, Religion.

⁴⁾ Georg Minden, Die Entstehung des Berliner Volkstrachtenmuseums (ZfVk 24, 1914, S. 342.).

Plan gescheitert⁵⁾. So entstand im November 1890 der selbständige „Verein für Volkskunde“ mit Weinhold als Vorsitzendem, Jahn als Schriftführer und Meyer Cohn als Schatzmeister. Für Virchow ein schwerer Schlag, denn das Museums-Komitee schrumpfte zunächst auf zehn Mitglieder zusammen. Er gründete zwar einen Museumsverein mit Statuten vom Januar 1891, aber nur pro forma. In Wirklichkeit bestand dieser „Verein“ nur aus den Komitee-Mitgliedern, deren Zahl sich bis 1893 wieder auf 20 erhöhte. Virchow und Albert Voß haben vielmehr energisch den Zusammenschluß des Museums mit der prähistorischen Abteilung des Völkerkunde-Museums zu einem „Deutschen Nationalmuseum für Altertümer und Volkskunde“ betrieben, wofür sie zuerst im Februar 1891 einen Neubau beantragten. Aber gerade damals schied der Kultusminister v. Gossler aus. Nur einen Zuschuß der Stadt Berlin für 1891 und 1892 konnte Virchow für sein Trachtenmuseum erreichen. Laufend mußten Vorschüsse des freigebigen Schönlank die notwendigsten Ausgaben bestreiten.

Den sammelfreudigen Jahn hielt es nicht lange unter den Fittichen Weinholds; nur für ein Jahr ist er Schriftführer des Vereins für Volkskunde gewesen. An den Wochenenden (vermutlich 1890) fuhr er nach Altona, um dort das Museum einzurichten. Und 1891, als auf der Jubiläums-Ausstellung in Prag ein nordostböhmisches Bauernhaus mit seiner Einrichtung gezeigt wurde, baute er mit Meyer Cohns finanzieller Unterstützung auf der Londoner German Exhibition ein nordfriesisches Bauernhaus mit den von ihm gesammelten Gegenständen aus Schleswig-Holstein auf, die er dann dem Berliner Museum überwies. Anschließend brachte Jahn für die Weltausstellung in Chicago (1893) eine große „Deutsch-Ethnographische Ausstellung“ zusammen, die in originalgetreu nachgebauten Bauernhäusern des „Deutschen Dorfes“ gezeigt wurde. Mit Hilfe eines Finanzkomitees aus deutschen Banken und New Yorker Firmen unternahm er zu diesem Zweck im Sommer und Herbst 1892 einen „Beutezug“ (wie der enttäuschte Weinhold sich ausdrückte) durch Deutschland und darüber hinaus bis in die Schweiz und nach Tirol. Hier sammelte er gotische Möbel, Hausrat, Arbeitsgeräte, Trachten und Masken⁶⁾.

⁵⁾ Karl Weinhold in seinem Nachruf auf Jahn, ZfVk 10, 1900, S. 218. Die ursprünglich geplante Bezeichnung, s. ZfVps 20, 1890, S. 372.

⁶⁾ J a h n, [ZfE 25, 1893, S. (28)–(30)]. Zu den Tiroler Gegenständen: Museum für deutsche Volkstrachten . . . Berlin, F ü h r e r durch die Sammlung. 2. Aufl., Berlin 1895, S. 22, 32 45 f., 50–53. Danach M. H a b e r l a n d t (ZföVk 1, 1895, S. 265; die hier genannten Gegenstände gehören zur Chicago-Sammlung). F. H ö f t, Zur Geschichte des Museums für deutsche Volkstrachten . . . in Berlin (ZföVk 6, 1900, S. 103, Nr. 7–10; S. 104 die Nrn. (339–439); die Masken fehlen hier). K a r l B r u n n e r (ZfVk 18, 1903, S. 245, 258.)

Bereits in seinem Verzeichnis von 1889 hatte Jahn Masken und „Perchtelmasken“ aufgeführt. Von den fast 70 Stücken, die er jetzt zusammenbrachte, stammten mindestens 15 aus Partenkirchen, Krün, Mittenwald und Loipl bei Berchtesgaden und mindestens sieben aus Zürich, Lachen und dem Kanton Schwyz. Wahrscheinlich veranlaßten ihn die beiden Teufelsmasken des Innsbrucker Museums, die 1892 auf der Internationalen Musik- und Theaterausstellung in Wien gezeigt wurden (Schmidt S. 30) und angeblich aus dem Ötztal und aus Sterzing herrührten, auch hier nach Masken zu forschen. Nahe dem Ötztal sammelte er sie in Imst (13), Guggelgrün (7), Grins (1) und Kaplen (1). Von weiteren 14 angeblich Tiroler Masken ist keine genaue Herkunft bekannt; wie die meisten anderen sind sie heute verschollen. In Sterzing wird er allerdings — ebenso wie ein Jahr später Wilhelm Hein⁷⁾ — keinen Erfolg gehabt haben, aber hier hat er gotische Möbel erworben. Aus Meran holte er die Tracht eines Weinbergwärters, vom Schnalsertal Trachten eines Bauern und einer Bäuerin, verschiedene Gürtel usw.

Die wertvolle Ausstellung wurde 1894 dem Berliner Museum überwiesen; sie wurde im Erdgeschoß rechts und im Hofgebäude aufgestellt. Um diese Zeit ist es zu einem Bruch zwischen Jahn und dem Museum gekommen. Die tieferen Gründe lassen sich nur vermuten; bekannt sind die Folgen vom Standpunkt des Museums aus gesehen⁸⁾.

Als Michael Haberlandt 1893 in Berlin weilte (Schmidt S. 32), war es Virchow gerade gelungen, dem Preußischen Kultusministerium die laufenden Schulden des Museums aufzubürden. Aber die Gewißheit, daß eine weitere staatliche Hilfe nicht zu erwarten sei, zwang ihn, endlich einen tragfähigen Museumsverein für 1894 ins Leben zu rufen. Erst jetzt war ein ausgeglichener Etat ohne dauernde Vorschüsse des jeweiligen Schatzmeisters möglich. Überschüsse wurden vorsorglich in Staatspapieren angelegt, Ankäufe auch in den nächsten Jahren nicht getätigt. Zu den 15 immerwährenden und 106 ordentlichen Mitgliedern gehörten Wissenschaftler, Künstler, Industrielle, Kaufleute und Bankiers. Aber nur wenige Angehörige der Aristokratie konnten interessiert werden; die Fürstenfamilien und das Kaiserhaus überhaupt

7) Wilhelm Hein, Tänze und Volksschauspiele in Tirol und Salzburg. [MAnthrW 24, 1894, S. (45) f.]

8) Höft S. 100. — Jahn war Mitglied des Museums-„Vereins“ bis 1893, der Berliner anthropologischen Gesellschaft dagegen bis 1897. Vgl. auch die Nachrufe von Weinhold (ZfVk 10, 1900, S. 216—219) und Hein (MAnthrW 30, 1900, S. 64). Gedenkartikel von Ulrich Bentzien in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 6, Berlin 1960, S. 419—422.

nicht. Virchow war liberal gesinnt, ein Mitbegründer der Fortschrittspartei und bekannt als Gegner von Bismarcks Politik. Es ist kennzeichnend genug, daß nur die verwitwete Kaiserin Friedrich, (vgl. Zeitschrift d. V. f. V. k. 24, 1914, S. 343, Abs. 2 mitte; hier mehr unter diesem Namen bekannt; dort vielleicht anders) ebenfalls liberal gesinnt, für einen Besuch des Museums gewonnen werden konnte.

Haberlandt hat damals die ungünstigen Berliner Verhältnisse kennengelernt, vor allem die Zersplitterung der Kräfte in den aufstrebenden Verein für Volkskunde mit seiner Zeitschrift auf der einen Seite und das etwas in der Luft hängende Museum mit dem gerade erst entstehenden Museumsverein auf der anderen Seite. Er hat die Folgerungen daraus gezogen. Zusammen mit Wilhelm He in gründete er zuerst den Verein (1894), der sowohl eine Zeitschrift (seit 1895) als auch das Museum (eröffnet 1897) finanzierte. Das Museum stand also nicht wie in Berlin am Anfang, sondern am Schluß, und seine Existenz war von vornherein wesentlich gesicherter. Hatten die beiden Berliner Vereine etwa 200 bzw. 130 bis 150 Mitglieder, so zählte der Wiener Verein bald über 1000. Es dauerte auch nicht lange, so waren Aristokratie und Kaiserhaus als Gönner des Museums gewonnen.

An Gegenständen aus Österreich waren bei Haberlandts Besuch in Berlin nur die Arbeitstracht einer Tiroler Sennerin und einige Trachtenstücke vorhanden. Doch boten die übrigen Bestände, die beiden Bauernstuben und das Schwarzwälder Bauernhausmodell Anregungen für die allererste Sammeltätigkeit. Wahrscheinlich wurde von den beiden Wienern auch Jahns Sammelkanon zu Rate gezogen. Deshalb wohl das zögernde Herantasten an Andachtsbilder und Krippen (Schmidt S. 37); beide Stichworte fehlten bei Jahn.

Während das Berliner Museum fast ausschließlich auf Schenkungen und Stiftungen angewiesen war und Angebote immer wieder ablehnen mußte, waren in Wien durch laufende Beihilfen verschiedener Stellen die finanziellen Voraussetzungen für ein systematisches Sammeln weit mehr gegeben. Bereits 1898 hatte das Wiener Museum mit 11.000 Nummern die Berliner Bestände an Zahl überflügelt. Und was in Berlin nicht gelingen wollte: drei Jahre nach der Eröffnung wurde dem Museum in Wien auch ein regelmäßiger Staatszuschuß bewilligt. Dieses geschickte und zielbewußte Vorgehen wird in seiner Bedeutung erst dann ganz verständlich, wenn man es auf dem Hintergrund der Berliner Verhältnisse betrachtet.

Die einheitliche Organisation in Wien (Verein — Zeitschrift — Museum) wirkte sofort auf Berlin zurück, nachdem 1895 das vorgeschlagene „Deutsche Nationalmuseum“ und damit die Verstaatlichung der Sammlung endgültig abgelehnt war. Kaum war das Wiener Museum im Januar 1897 eröffnet, als der Berliner Museumsverein mit der Herausgabe von Mitteilungen begann, um so wenigstens äußerlich das Wiener Vorbild zu erreichen. Der Aufbau der Wiener Bestände nach Reihen und Gruppen mit vergleichender Darstellung (neben den Bauernstuben) brachte den Berlinern ihre unglückliche und überholte Aufstellung in drei Abteilungen (Erdgeschoß links, Erdgeschoß rechts und Hofgebäude) zu vollem Bewußtsein. Haberlandts Wunsch, die Chicago-Sammlung möchte nach dem landschaftlichen Prinzip organisch eingeordnet werden⁹⁾, ist auch nach ihrer endgültigen Erwerbung nicht erfüllt worden. So standen Gegenstände aus ein- und derselben Landschaft in den verschiedensten Räumen, von denen manche ein buntes landschaftliches Durcheinander boten.

Nun wurden mit Neuerwerbungen ab 1897 nach Wiener Vorbild die ersten vergleichenden Serien aufgebaut, zunächst Flachsbearbeitungsgeräte, dann Gegenstände des Totenkults — mit den gerade einsetzenden Schenkungen von Marie E y s n in Salzburg — und schließlich „eine prächtige Zusammenstellung von Votivsachen“ mit Schenkungen des Berliner Sanitätsrats Max B a r t e l s (Höft S. 102). Weitere vergleichende Sammlungen wurden in Berlin als erstrebenswert angesehen, mit anderen Worten: sie galten als vorbildlich. Aber als Höfts Aufsatz im Spätsommer 1900 in Haberlandts Zeitschrift erschien, hatte dieser bereits vor etlichen Monaten (April/Mai) die Ausstellung abgebaut und nach ethnographischen Gesichtspunkten neu aufgestellt. Haberlandt, der vor fünf Jahren die vergleichende Darstellung innerhalb von Sachgruppen als die einzig mögliche für das Wiener Museum bezeichnet hatte, rühmt nun den wissenschaftlichen Wert, den das Museum durch das „neue instruktive Ausstellungsprinzip“ gewonnen hatte¹⁶⁾. Ganz besondere Gründe müssen ihn zu diesem Schritt bestimmt haben, der eine Angleichung an die Berliner Thematik bedeutete.

Heins Ausscheiden aus dem Wiener Museum hatte schwerwiegende Folgen für beide Museen. Maßgebende Forscher der

⁹⁾ ZföVk 1, 1895, S. 265.

¹⁰⁾ M. Haberlandt, Zum Beginn! (ZföVk 1, 1895, S. 1; und 6, 1900, S. 94). Der Umbau wurde am 27. März 1900 auf Haberlandts Antrag in der Vorstandssitzung des Wiener Vereines beschlossen und bereits Anfang April begonnen.

österreichischen Alpen- und Donauländer stellten ihre Ergebnisse der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde zur Verfügung (Schmidt S. 28), was Haberlandt in dem einleitenden Aufsatz zu seiner Zeitschrift (1895) als beschämend bezeichnet und gerade hatte verhindern wollen. Auch das Berliner Museum erhielt jetzt in steigendem Maße Zuwendungen aus diesen Ländern. Außer Jahns Erwerbungen in Tirol besaß es an Gegenständen aus der österreichischen Monarchie bisher nur Geschenke von Vereinsmitgliedern und Gönnern. Vor allem sind die Stiftungen Alexander Meyer Cohns zu nennen, der anscheinend selbst gesammelt hat. Er wanderte zu Fuß in Galizien, Tirol, Bayern usw. und besaß z. B. eine umfangreiche Sammlung von Trachten und Geräten der Huzulen¹¹⁾. Unter den 3500 Nummern, die er 1899 endgültig dem Museum überwies, befanden sich Gegenstände aus Tirol, Kroatien, Slawonien und aus Serbien. Von den über 100 Trachten stammten 20 aus Salzburg und Tirol, und zwar aus Gastein, Buchenstein, Meran, aus dem Puster-, Ulten-, Sarn- und Ötztal¹²⁾.

Eine unmittelbare Beziehung zu einheimischen Sammlern war für das Berliner Museum von unschätzbarem Wert. Marie Eysn in Salzburg, eng verbunden mit Hein und als Geschenkgeber in dem Wiener Museumsführer von 1897 oftmals verzeichnet, wurde seit Anfang 1898 eifrige Mitarbeiterin von Weinholds Zeitschrift. Am 5. August 1898 trug der alte Berliner Kustos Höft als ihre erste Schenkung zwei Totenbretter aus Salzburg in das Zugangsbuch des Museums ein. Etwa gleichzeitig wurde sie Mitglied des Berliner Museumsvereines. 1899 folgten vier bemalte Schädel, ein Sterbbild, ein Hinterglasbild (St. Michael), 14 Tonmodellen für Krippenfiguren, eine Faschingspeitsche, drei bemalte Schachteln, ein Bauchranzen von 1804, eine Zinnkanne, ein Pfanneneisen u. a.; im nächsten Jahr 55 Lebkuchenmodellen, Gebäcke usw.

Haberlandt, der nach seinem Eingeständnis im Wiener Museumsführer von 1908 mit einem gewissen Fanatismus sammelte, hat die Berliner Erwerbungen in den Museums-Mitteilungen genau verfolgt. Er ruhte nicht, bis er seinerseits die ihm fehlenden Stücke aus Österreich erworben hatte (vgl. Schmidt S. 39). Ein treffendes Beispiel ist sein Verhalten beim Auftauchen der Tiroler „Bärmutter“. Marie Eysn schenkte dem Berliner Museum im

¹¹⁾ Meyer Cohn führte sie dem Verein für Volkskunde am 30. Oktober 1891 vor, (ZfVk 1, 1891, S. 459). Der Verbleib dieser Sammlung ist mir nicht bekannt.

¹²⁾ Höft S. 103 f., Nr. 12—14 (aus der Sammlung Flügge in München. Abb.: MMusV 1, 5, 1900, S. 209) und Nr. 16—30, 33 und 34. — Nachruf auf Meyer Cohn (MMusV 2, 3, 1905, S. 112 f.)

März 1900 eine dieser Stachelkugeln, die Weinhold am 23. März dem Verein für Volkskunde vorlegte. Ein zweites Exemplar erhielt Hein, der es am 10. April in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft besprach. Hersteller war der Südtiroler Bildhauer Fidelis Reinstadler in Sulden. Kaum hatte Haberlandt dies erfahren, als er sich sofort darum bemühte. Gerade damals hatte Höft (S. 100) etwas voreilig eine Neuauflage des Berliner Museumsführers angekündigt, in der Haberlandt nun auch die Anführung der Bärmutter innerhalb der angeblich „prächtigen Zusammenstellung“ von Votiven erwarten mußte. Er hat deshalb den Druck des für 1900 angekündigten Führers durch seine neue Aufstellung verschoben, bis er endlich im Februar 1901 zwei Bärmuttern von Reinstadler erhielt. Stolz verkündete nun die Abbildung dieses Votivs in dem Führer von 1901, daß sein Museum auch in diesem Punkt auf den neuesten Stand gebracht sei ¹³⁾.

Weiter zeigt aber dieses Beispiel, wie sehr Marie Eysn ihre Sympathie dem Berliner Museum zugewandt hatte. Im Mai 1901 schenkte sie ein „Lungl“ aus Heiligenstadt und Trudensteine; im Sommer 1902 eine Sammlung aus Mecklenburg, die sie wohl bei einem Aufenthalt an der Ostseeküste erworben hatte. Im Oktober, vier Wochen nach Virchows Tod, traf bereits eine neue wertvolle Sendung von ihr mit Votivbildern, einer „Frautafel“ aus Rauris u. a. ein. Ihre Heirat im Jahre 1903 mit Richard A n d r e e, der seit jeher Mitglied des Berliner Museumsvereines gewesen ist, benutzte sie als Anlaß, um aus diesem und dem Wiener Verein auszutreten. Ihr gutes Verhältnis zu dem Berliner Museum blieb jedoch unverändert, wenn auch ihre Schenkungen zunächst aufhörten.

Als bald nach Virchows Tod (5. Sept. 1902) das Kultusministerium die Räume in der Klosterstraße kündigte und das Museum nach Hamburg abzuwandern drohte, hat der Berliner Großkaufmann James S i m o n (1851—1932), ein unermüdlicher Gönner und Förderer der „Preußischen Kunstsammlungen“, bei dem Kaiser die Verstaatlichung des Museums erreicht. Das Ministerium ließ die Kündigung fallen und sicherte Übernahme und Erhaltung der Sammlung zu, aber keine Vermehrung der Bestände. Hierfür mußte der weiterbestehende Verein sorgen. Das Museum wurde 1904 als „Sammlung für deutsche Volkskunde“ der prähistori-

¹³⁾ Vgl. Wilhelm Hein, Die Opfer-Bärmutter als Stachelkugel, (ZfVk 10, 1900, S. 420—426). Ankündigung des neuen Wiener Führers: ZföVk 6, 1900, S. 95. Erwerbung der Bärmutter durch das Berliner Museum: MMusV 1, 6, 1900, S. 223; durch Haberlandt: ZföVk 7, 1901, S. 37. Abb.: M. H a b e r l a n d t, Führer durch die Sammlungen... Wien, 1901, S. 28.

schen Abteilung des Völkerkunde-Museums angegliedert. Wissenschaftlicher Leiter wurde der Assistent dieser Abteilung, Karl Brunner (1863—1938). Er stellte in den erweiterten Erdgeschößräumen einen Rundgang her und führte eine systematische Aufstellung der drei bisher getrennten Abteilungen nach Landschaften durch (1906/07). In dem letzten Raum baute er vergleichende Sammlungen auf.

Die Namensänderung bedeutete, daß nicht wie bisher das Hauptgewicht auf das Sammeln von Trachten gelegt werden sollte, sondern vor allem wurden in der Folgezeit das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und Volksglaube und -brauch gepflegt. Hierzu hat außer Marie Andree-Eysn noch ein anderer österreichischer Sammler entscheidend beigetragen. Statt rund 200 Mark jährlich stand dem Museumsverein zunächst das Zehnfache für Ankäufe zur Verfügung, so daß jetzt auch der Schriftführer Hermann Sökeland, Fabrikant und Berliner Stadtverordneter, sein kaufmännisches Geschick entwickeln konnte. Erworben wurde dank seiner Initiative Ende 1906 die wertvolle Sammlung des Malers Hugo v. Preen auf Osternberg bei Braunau am Inn. Dieser rührige Sammler und Forscher (geboren 1854 und gestorben 1941) hatte in München studiert und 27jährig das väterliche Gut Osternberg übernommen. Bald leitete er Ausgrabungen und half Josef Straberger bei der Einrichtung einer Bauernstube im Linzer Museum (eröffnet 1895), weiter beschäftigte er sich mit dem Wallfahrtsbrauchtum und schuf eine umfangreiche Aquarell-Sammlung von Hausverzierungen. Er selbst berichtet: „Durch häufige Anwesenheit auf dem Lande, besonders in der Gilgenberger Gegend, wurde ich sozusagen mit der Nase auf alles Volkskundliche gestoßen. . . Nach vollständiger Einrichtung der Linzer Bauernstube fing ich an, zu meinem Privatvergnügen alle Gegenstände, mit denen sich der Bauer umgibt, die Einrichtungsstücke in Stube, Küche, Speis und Flur zu sammeln¹⁴⁾. Hinzu kamen Spezialsammlungen von Beleuchtungsgeräten¹⁵⁾, schmiedeeiser-

¹⁴⁾ Hugo v. Preen, Meine Sammeltätigkeit im Bezirke und der Musealverein Alt-Braunau, (Innviertler Heimatkalender 1910, S. 36 f.) Vgl. ZföVk 15, 1909, S. 52; Wilh. Kriechbaum, Hugo v. Preen, der Heimatmaler des oberen Innviertels, (Monatsschrift für die ostbayrischen Grenzmarken, Jg. 10, Passau 1921, S. 163—168 mit Abb. 104—115, darunter Selbstbildnis). Damals (1921) besaß er wieder „eine höchst sehenswerte Sammlung aus dem Gebiete der Volkskunde, die mehrere Räume umfaßt“ (S. 164). Nachruf von Oswald Menghin in: Wiener prähistorische Zeitschrift, Jg. 28, 1941, S. 159—170 mit Bildnis und Schriftenverzeichnis (nicht ganz vollständig).

¹⁵⁾ H. v. Preen, Einiges über ländliche Beleuchtungsarten im Bezirke Braunau a. I., (ZföVk 3, 1897, S. 353—362 mit Abb. 108—139). Von diesen Gegenständen ist einiges erhalten.

nen Gegenständen, Wetterfahnen, Votiven¹⁶⁾ usw., alles aus dem Oberinnviertel. Als er sie wegen Raummangel abstoßen mußte und die Gründung eines Museums in Braunau scheiterte, wurde er auf Empfehlung von Richard Andree mit dem Berliner Museum einig. Hier konnte nun alles nach seinen Wünschen aufgebaut werden.

Von den 14 Räumen wurden drei für Österreich reserviert, und Raum 11 nach dem Muster eines Innviertler Bauernhauses als Stube, Küche und Speisekammer vollständig eingerichtet¹⁷⁾. Der nächste Raum enthielt die Innviertler Arbeitsgeräte, Werkzeuge, Beleuchtungsgeräte, Ofenkacheln, Wetterfahnen usw.; außerdem Gegenstände aus Tirol und Böhmen. Der dritte Raum (13) war Tirol und Salzburg vorbehalten. Den Aufbau seiner Sammlungen hat v. Preen im Jahre 1907 selbst vorgenommen. Er war so begeistert, daß er statt der 270 Gegenstände, die er 1904 als Bestand angegeben hatte¹⁸⁾, nach und nach insgesamt über 600 lieferte. Als Einführung in die Ausstellung schrieb er eine ausgezeichnete Charakteristik des Oberinnviertlers¹⁹⁾.

Der größte Teil seiner Sammlungen ist vernichtet. Einschließlich der Gegenstände, die aus dem Schutt des ausgebombten Magazins wieder ausgegraben wurden und durch die erhaltene Arbeitskartei mit ihren unvollständigen Angaben bisher mit Sicherheit identifiziert werden konnten, sind heute noch 80 vorhanden. Weitere 50 sind bildlich nachweisbar. Auch diese Reste zeigen deutlich, mit welchem ungewöhnlichen Interesse dieser hervorragende Sammler bereits damals dem einfachen Arbeits- und Gebrauchsgerät systematisch nachgegangen ist.

¹⁶⁾ Ders., Opferung aus Tonkopffurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach, (MAnthrW 31, 1901, S. 52—61 mit Abb. 51—80). Drei Kopffurnen sind erhalten (s. Abb. 52/53, 54/56 und 62). Seine Forschungen über Löffelopferung im Schwarzwald und im oberen Innviertel s. Menghin S. 168, Nr. II, 5. und 7.

¹⁷⁾ Vergleiche den Grundriß von H. v. Preen bei Gustav Bancalari, Forschungen über das deutsche Wohnhaus, (Das Ausland, Jg. 65, Stuttgart 1892, S. 311), mit dem Grundriß von Raum 11 bei K. Brunner (ZfVk 18, 1908, S. 257). — Beschreibung der drei Räume: Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin 1908, S. 41—47. Danach ZföVk 14, 1908, S. 36—39 (nur den 1. Absatz mit dem Hinweis auf die Herkunft der Sammlung hat Haberlandt weggelassen).

¹⁸⁾ A. Voß, Verzeichnis der volkskundlichen Sammlungen und Museen in Deutschland und den Nachbarländern, (MMusV 2, 3, 1905, S. 108.) Zur Erwerbung 1906 vgl. ebda 2, 4, 1906, S. 149, 159, 162 und Abb. 11, 20, 25.

¹⁹⁾ H. v. Preen, Der Oberinnviertler, (ZfVk 24, 1914, S. 387—409 mit 7 Abb.; u.ö.)

Bei seiner Neugestaltung des Berliner Museums hat Brunner die vergleichenden Sammlungen erheblich ausgebaut und in dem letzten und größten Raum 14 untergebracht. Hier waren die zehn Hausmodelle vereinigt und außer den bereits früher zusammengefaßten Votiven und Gegenständen zum Totenkult folgende Reihen und Gruppen vertreten: Trachtenpuppen, Frauenhauben, Bauernschmuck und Kämme, Keramik, Kerbhölzer, Amtszeichen, Zunftgeräte, Volksglaube, Volksmedizin und Volksbrauch, Spielzeug, Hochzeit und Taufe, Festgeräte und Gebäcke (von der Adventszeit bis zum Erntefest). Mit den umfassenderen Sachgruppen, wie Zunftgeräte und den Themen zum Lebens- und Jahreskreis, ist Brunner über die Wiener Reihen und Gruppen von 1897 hinausgegangen.

Im ganzen gesehen bedeutete diese systematische Gliederung nach Landschaften und die Berücksichtigung der vergleichenden Darstellung einen erheblichen Fortschritt gegenüber der bisherigen Gestaltung und in gewisser Hinsicht wohl auch gegenüber dem Wiener Aufbau. Haberlandt, der 1907 seine ethnographische Aufstellung überholte, hat die Berliner Neugestaltung mit „einem gewissen Neid“ betrachtet und nur bedauert, daß er aus Platzmangel keine vergleichenden Gruppen aufbauen könne. Gleichzeitig forderte er die Berliner auf, die Bestände wissenschaftlich zu bearbeiten und für eine Typologie der deutschen Hauskultur die geographische Verbreitung der einzelnen Typen festzulegen, ähnlich wie es damals bereits für die Hausformen geschehen sei²⁰⁾. Von den Berliner Beständen waren zwei Sachgruppen von Mitgliedern des Museumsvereins in den Mitteilungen behandelt worden: Bauernschmuck von Robert Mielke (1901/03) und Gegenstände des Totenkults von Elisabeth Lemke (1903). Nun schrieb Brunner in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde über Bauerntöpferei (1910), Kerbhölzer (1912) und Bandgewebegatter (1915), aber nicht unter dem Gesichtspunkt der Sachgeographie.

Die Berliner sind dieser Aufforderung Haberlandts nicht gefolgt. Auch seine Veröffentlichungen über Volkskunst seit 1910 (Schmidt S. 57 ff.) haben keinen sofortigen Einfluß auf sie ausgeübt. Aber ein anderer großzügiger Plan Haberlandts wurde verwirklicht. Im Jahre 1905 hatte er in einem Aufruf eingehende Richtlinien Anton Dachlers veröffentlicht, um Modelle von

²⁰⁾ Haberlandt (ZföVk 14, 1908, S. 35 und 39). Vgl. Wilhelm Peßler, Aufgaben der deutschen Sach-Geographie, (ZfVk 24, 1914, S. 367—387); Ders., Aufgaben der vergleichenden Volkskunde, in: Festschrift für Marie Andree-Eysn, München (1928), S. 18 f.

österreichischen Bauernhaustypen für sein Museum zu erhalten²¹⁾. Fünf Jahre später wurde unter Mitwirkung von Robert Mielke und Otto Lehmann (Altona) in Deutschland damit begonnen, eine solche umfassende Sammlung für das Berliner Museum zu schaffen. 24 Modelle, die von Architekten volkstümlichen Bauten in einheitlichem Maßstab originaltreu nachgebildet waren, hat James Simon, der Vorsitzende des Museumsvereins, bis Ende des 1. Weltkrieges gestiftet²²⁾. Von den insgesamt 41 Hausmodellen sind 9 erhalten.

Der Ankauf der Sammlung v. Preen hat verschiedene Wirkungen gehabt. Einmal wurde die Aufmerksamkeit auf die Erwerbung von Arbeits- und Wirtschaftsgeräten gelenkt; andererseits blieb Österreich auch weiterhin im Blickpunkt des Berliner Museums. Davon zeugen vor allem die laufenden Schenkungen von James Simon und von Adolf Schlabitz, dem unermüdlich sammelnden Berliner Kunstmaler aus Schlesien (1854—1943), der in Brixlegg (Tirol) seinen Sommersitz hatte.

Eine weitere Folge war die Übernahme anderer Sammlungen. Im Januar 1910 schenkte Marie Andree-Eysn, seit 1908 Ehrenmitglied des Berliner Museumsvereins, ihre Sammlung von Deckengehängen²³⁾; und nach „langjährigen Bemühungen“ H. Sökelands überwies sie im November 1910 auch ihre berühmte Votivsammlung mit rund 1200 Gegenständen, meist aus Bayern und Österreich²⁴⁾. Sie wurden in Raum 13 gesondert aufgebaut. Jetzt konnte mit Recht von einer prächtigen Zusammenstellung von Votiven gesprochen werden. Mehrmals hat diese Gönnerin des Museums ihre Schenkungen vervollständigt: zum 25jährigen Jubiläum (1914) durch 104 Gegenstände, darunter Votive und Amulette, und 1916 durch ihre Sammlung von antiken und ausländischen Opfergaben. Als sie nach der Inflation in Not geriet, hat das Museum in den Jahren 1925 bis 1927 zahlreiche Gegenstände käuflich von ihr erworben, darunter Votive und eine große Sammlung von Amuletten²⁵⁾.

²¹⁾ Beschaffung von Modellen der Bauernhaustypen Österreichs. (ZföVk 11, 1905, S. 76—80.)

²²⁾ MMusV 3, 4, 1911, S. 181, und 5, 2, 1918, S. 42 ff.

²³⁾ Vgl. Marie Andree-Eysn, Deckengehänge, in: Andree-Eysn, Volkskundliches, Braunschweig 1910, S. 78—94 mit Abb. 50—70. — Hier- von ist nichts mehr vorhanden.

²⁴⁾ Richard Andree, Votive und Weihegaben, Braunschweig 1904: K. Brunner, Die Votivsammlung Marie Andree-Eysn, (Amtliche Berichte aus den kgl. Kunstsammlungen, Jg. 32, Berlin 1910/11, Sp. 282—292 mit Abb. nach 34 Votiven).

²⁵⁾ Vgl. Marie Andree-Eysn, Amulette, in: Andree-Eysn, Volkskundliches, 1910, S. 116—146 mit Abb. 85—119. Hiervon ist nichts mehr vorhanden.

Von ihrer Votivsammlung sind die Votivbilder fast vollständig erhalten. Von diesen stammen 45 aus Ach a. d. Salzach (Oberösterreich), meist aus der Hinterlohner Kapelle, 10 aus salzburgischen Wallfahrtsorten und 20 aus Tirol. Die Votive aus Eisen und Ton sind z. T. aus dem Schutt des ausgebombten Magazins wieder ausgegraben. Soweit sie identifiziert werden konnten, stammen 15 eiserne Opfergaben aus Österreich. Votive aus anderen Materialien sind dagegen vernichtet.

Die neuangefertigten Hausmodelle füllten allmählich den letzten Raum immer mehr, so daß Brunner bereits 1914 die beiden österreichischen Räume 12 und 13 für die vergleichenden Sammlungen hinzunahm und in vier (später sechs) landschaftlichen Räumen zusätzlich je eine Gruppe unterbringen mußte. Ein deutliches Zeichen für die wachsende Raumnot. Neu waren 1914: Spinnen und Weben, Beleuchtungsgeräte (nach Wiener Vorbild), Deckengehänge und schließlich Geräte für Landwirtschaft und Viehzucht. Die letzte Gruppe war offensichtlich durch Eduard Hoffmann-Krayer angeregt, der in seinem Vortrag über ein Museum für primitive Ergologie auf dem Kongreß für sachliche Volkskunde in Graz (1909) nicht nur die ergologische Thematik Jomards erheblich erweitert sondern vor allem eine grundlegende Einteilung der landwirtschaftlichen Geräte nach dem Arbeitsablauf gegeben hatte²⁶). Außer in Basel wurden sie z. B. auch in Graz gesondert aufgestellt.

Nach dem Ausscheiden Brunners (1928) hat Konrad Hahm (1892—1943) das Museum aus den engen und bedrückenden Verhältnissen herausgeführt und eine umfassende Neuorganisation unternommen. Als Referent des Reichskunsthauptamts Edwin Redlob im Ministerium des Innern hatte er sich die notwendige Gewandtheit angeeignet, um sich sofort den ersten Assistenten und einen ausreichenden Etat zu verschaffen, so daß nun ein systematisches Sammeln möglich war. Auch Gegenstände aus Österreich wurden erworben: erhalten ist z. B. eine buntbemalte Kommode aus Waidhofen a. d. Ybbs (von etwa 1825). Hahm begann mit einer wissenschaftlichen Auswertung der Bestände unter dem Gesichtspunkt der damals gepflegten Volkskunsthauptamt, mit der Haberlandt bereits 1910 begonnen hatte. In der Reihe „Deutsche Volks-

²⁶) E. Hoffmann-Krayer, Ideen über ein Museum für primitive Ergologie, (Museumskunde, Bd. 6, Berlin 1910, S. 113—125) — In Budapest, wo die Sachgüter der Volkskunde ebenso wie in Basel eine Abteilung der Völkerkunde bildeten, war bereits einige Jahre früher die Thematik Jomards in gewissem Umfange auch für die ungarische Abteilung angewendet worden, vgl. ZföVk 15, 1909, S. 207, und 23, 1917, S. 90.

kunst“, die Redslob seit 1924 herausgab, hat Hahn zusammen mit Günther Grundmann sein Heimatland „Schlesien“ bearbeitet (1926). Zwei Jahre später, noch vor der Übernahme des Museums, erschien seine zusammenfassende „Deutsche Volkskunst“, für die er vielfach die Berliner Sammlung herangezogen hat. Es folgten zahlreiche populärwissenschaftliche Artikel und die Bände „Ostpreußische Bauernteppiche“ (1937) und „Deutsche Bauernmöbel“ (1939).

Hahn ist es gelungen, das Museum aus seiner abhängigen Stellung von dem Museum für Vor- und Frühgeschichte zu befreien und es als „Staatliches Museum für deutsche Volkskunde“ in eine selbständige Abteilung der Staatlichen Museen zu verwandeln (1935). Als er das ihm zugewiesene Schloß Bellevue wieder räumen mußte und nur noch kleine Ausstellungen zeigen konnte, verstärkte er seine Arbeit mit Studenten und Schulen. Er hielt Seminarübungen über deutsche Volkskunst an der Universität Berlin (seit 1937), und als er 1940 zum Honorarprofessor ernannt wurde, gründete er das Institut für Volkskunsthforschung²⁷⁾.

Besonders fruchtbar gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den Berliner Schulen. Bald nach dem 1. Weltkrieg wurde diese Aufgabe allgemein von den Museen in Angriff genommen, beschränkte sich aber vielfach auf Führungen von Schulklassen. Am Wiener Volkskunde-Museum richteten Michael und Arthur Haberlandt außerdem seit 1921 Lehrerkurse für Volks-, Bürger- und Mittelschullehrer ein, um die Sammlungen für den Heimat- und Arbeitsunterricht zu erschließen. Bis 1929 fanden diese Lehrgänge jährlich zwei Monate hindurch an einem Nachmittag in der Woche statt. Eine vergleichende Studiensammlung für Mittelschulen wurde 1928 aufgebaut²⁸⁾. Am Berliner Volkskunde-Museum wurde diese Arbeit 1935 mit Hilfe von Arbeitsgemeinschaften für Lehrkräfte aufgenommen und 1939 eine besondere Abteilung „Schule und Museum“ unter Leitung von Adolf Reichwein (1898—1944) aufgebaut. Reichwein war Professor an der Pädagogischen Akademie in Halle/Saale gewesen und 1933 als Dorfschullehrer nach Tiefensee bei Berlin versetzt worden; 1944 wurde er als Widerstandskämpfer hingerichtet. Er hat sechs Arbeitsformen erprobt; drei für Klassen: Schulausstellungen, Stegreifausstellungen für Gelegenheitsbesuche und Klassenarbeits-

²⁷⁾ Otto Lehmann, Konrad Hahn, (Volkswerk 1943, Jena (1944), S. 3—9); Wolfgang Schuchhardt, Das Institut für Volkskunsthforschung der Univ. Berlin, (ebda S. 240—244.)

²⁸⁾ Die Volkskunde im Schulunterricht, (Wiener Zeitschrift für Volkskunde 26, 1920, S. 68; vgl. 27, 1921, S. 32 usw. bis 35, 1930 S. 27. Studiensammlung: ebda 34, 1929, S. 52.)

gemeinschaften, und drei für Lehrer: Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaften, Vorträge und Lehrerpraktika. Aus kriegsbedingten Ursachen hat er vor allem Schulausstellungen (nach pädagogischen Gesichtspunkten), Vorträge und praktische Bastel-, Schnitz- und Handarbeitskurse für Lehrkräfte durchgeführt²⁹⁾.

Die vorstehende Übersicht hat Beziehungen zwischen dem Berliner Volkskunde-Museum und Österreich aufgezeigt. Vor allem sind Einwirkungen des Wiener Museums auf das Berliner festzustellen. Es liegt dies wohl daran, daß M. Haberlandt sehr schnell neue Ideen aufgegriffen hat, wenn sie seinem Wesen und seinen Möglichkeiten entsprachen, während sie in dem Berliner Museum meist erst Jahre später, dann aber mit aller Tatkraft verwirklicht wurden. Aber auch umgekehrt sind Einwirkungen vorhanden. Haberlandt hat die Berliner Arbeit von Anfang an genau verfolgt, und sie hat auf manche seiner Entscheidungen und Vorhaben einen gewissen Einfluß ausgeübt. Nur liegen die Beziehungen nicht so offen zutage. Verbindungen zu Österreich entstanden für das Berliner Museum durch die Erwerbungen, zunächst durch die Aufsammlung Ulrich Jahns und die Schenkungen der Vereinsmitglieder, dann aber weit mehr durch die umfangreichen und wertvollen Überweisungen der beiden bedeutenden Sammler Marie Andree-Eysn und Hugo v. Preen.

²⁹⁾ James L. Henderson, Adolf Reichwein, Stuttgart (1958), S. 145 ff. Steinmann, Gedenkartikel, in: Deutsches Jahrbuch für Volkskunde 4, Berlin 1958, S. 431; ders., Der Widerstandskämpfer Adolf Reichwein — ein Praktiker der Museumspädagogik, (Kunstmuseen der DDR, Mitteilungen und Berichte 3, Leipzig 1962, S. 87 ff.)

Das Dürrhäusel im oberen Pielachtal

(Mit 20 Abbildungen)

Von Franz und Gerhard Maresch

Das Dürrhäusel ist im oberen Pielachtal in Niederösterreich ein charakteristisches Bauelement der verstreut liegenden Bauernhöfe. Es diente zum Trocknen des Flachsens vor dem Brecheln, daneben auch zum Dörren von Obst (Zwetschken, Birnen, Apfelspalten). Der früher allgemein verbreitete Flachs- und Hanfbau wurde vor einigen Jahrzehnten aufgegeben. Auf der „Reit“, einem hochgelegenen Bauernhof an der Lehne des Schnabelsteines, wurde noch bis 1954 etwas Flachs gebaut, da die Großmutter rupfernes Garn spinnen wollte. Hier konnten die Arbeitsverrichtungen noch beobachtet werden. Nach dem Tode der alten Frau verschwand auch dieses Anbauegebiet.

Jetzt dienen die Dürrhäuseln nur mehr zum Obstdörren und zum Trocknen der Nüsse. Es werden dort auch die Ackergeräte, die Schlitten, die Kleestecken u. dgl. aufbewahrt. Die Häusel sind meist schon recht baufällig und werden wohl über kurz oder lang verschwunden sein. Damit erscheint es aber an der Zeit, ihre frühere Funktion und ihre baulichen Details in einer Aufzeichnung festzuhalten.

Es soll dazu von der Technologie der Flachsverarbeitung ausgegangen werden, die zwar allgemein bekannt ist, aber doch gewisse landschaftliche Eigenheiten zeigt. Wenn bei dieser Betrachtung hauptsächlich vom Flachs gesprochen wird, so gelten doch die gleichen Verarbeitungsmethoden auch für den Hanf. Wo Unterschiede festgestellt werden konnten, wird dies besonders erwähnt.

Der Flachs, oder wie er in der Gegend genannt wird, der „Haar“ wird, wenn die Samenkapseln („Fruchtbollen“) braun sind, „grafft“, d. h. mitsamt den Wurzeln ausgerissen. Man braucht dazu kein Werkzeug und darum wird, wenn jemand ohne Werkzeug zur Arbeit geht, gefragt: „Gehst haarraffa?“

Der geraffte Haar wird zu kleinen Büscheln zusammengefaßt und diese mit einigen Stengeln in der Mitte gebunden. Die Büschel werden „gschiebert“ oder „aufdeckelt“. Dazu rammt man

etwa mannshohe Stecken in den Boden und stellt unten, nahe dem Boden zwei „Hiefln“ an. („Hiefln“ heißen die Stecken mit Astgabel, die vielfache Verwendung finden, so z. B. zum Unterstützen der fruchtschweren Äste der Obstbäume.) Durch die Hiefln wird erreicht, daß die um den Stecken kreuzweise aufgelegten Büschel vom Boden abstehen. Auf die Spitze des Steckens kommt ein Büschel mit den Wurzeln nach oben als „Dach“.

Der Haar bleibt 2 bis 3 Wochen aufgedeckelt und wird dann mitsamt den Stecken eingetragen. Der auf der Tenne aufgelegte Haar wird ausgeschlagen. Dazu nimmt man den Drischel oder den Prügel, mit dem auch die Bandeln der Garben des Schabstrohs ausgeschlagen werden. Dieser Arbeitsgang unterscheidet sich von dem sonst üblichen „bei dm die Flachstengel in den Riffelkamm geschlagen werden. Das Riffeln wird hier nur in der Hanfverarbeitung angewendet.

Dem Ausschlagen folgt das „Retzen“. Dazu werden die Büschel aufgemacht und der Haar im Freien aufgelegt, um durch einen Gärungsprozeß die Bindesubstanz der Stengel zu lösen und die Fasern aufzulockern. Neben diesem, in der Technologie als Tauröste bezeichneten Verfahren, dürfte auf manchen Höfen auch die Wasserröste oder ein gemischtes Verfahren zur Anwendung gekommen sein. Zumindest konnte bei einem der höchstgelegenen Höfe, der „Korngrub“, in einer Wiese eine rechteckige, flache, mit Steinen ausgelegte und schon ziemlich verfallene Grube aufgefunden werden. In solche, mit Wasser gefüllte Gruben werden die Flachsstengel gelegt, mit Brettern bedeckt und diese mit Steinen beschwert. Das Retzen dauert 21—25 Tage, bei sehr trockenem Wetter auch länger. Dann wird der Haar, wieder ohne Werkzeug, nur mit den Händen aufgehoben und wie vorher zu Büscheln gebunden. Die kleinen Büschel werden zu größeren Binkeln zusammengefaßt und diese mit Stroh oder mit einer Schnur zusammengebunden. Die Binkel kommen in das Dürrhäusel.

Das D ü r r h ä u s e l besteht in der Regel aus zwei Räumen, von denen jeder annähernd quadratisch ist und nicht mehr als 16 m² Bodenfläche hat. Der Ofenraum ist aus lehmgebundenen Bruchsteinen erbaut, die anschließende Brechelstube hat meist Holzwände. Abb. 1 zeigt das „Leiten“-Dürrhäusel in der Loich, das ganz aus Steinen erbaut ist.

Der Ofenraum hat eine Pfostendecke, die zur Wärmedämmung dachseitig mit Lehm gefletzt und innen mit „Schin“ benagelt und angeworfen ist. („Schin“ werden wie „Zoanl“ von Haselgerten abgesprengt [„abgeworfen“]; sie sind stärker als „Zoanl“).

Die Höhe des Ofenraumes ist etwa 2,20 m, die Brechelstube ist bis zum Dach hin offen. Beide Räume haben Fenster.

Befindet sich, wie z. B. bei dem in Abb. 1 gezeigten Dürrhäusel, der Eingang an der Traufseite, ist das Dach etwas nach dieser Seite hin verschoben. Dadurch entsteht eine Art Vordach von etwa 70 cm Ausladung, wie dies Abb. 2 erkennen läßt. Das Dach ist mit Stroh oder mit Brettern gedeckt.

Der Ofen steht in der Mitte des Ofenraumes und schließt an die Giebelwand an. Er ist aus unglasierten Topfkacheln aufgebaut („Ruabnhauen“), etwa 90 cm breit, ebenso hoch und etwa 1,20 m lang. Die Topfkacheln liegen auf einem 20—30 cm hohen Sockel aus Ziegelsteinen. Abb. 3 zeigt den Ofen des noch in Verwendung stehenden „Leiten“-Dürrhäusels. Der andere, in Abb. 4 gezeigte Ofen ist zwar schon stark verfallen, läßt aber den Aufbau noch gut erkennen.

Geheizt wird der Ofen von außen durch ein unten in der Giebelwand befindliches Ofenloch, das etwa $\frac{1}{2}$ m im Geviert groß ist. Über diesem Loch ist eine kleinere, etwa 10×10 cm messende Öffnung, durch die der Rauch abziehen kann (Abb. 5). Zum Regulieren des Zuges wird das „Dürrhäuseltür“ vor das Ofenloch gestellt. Es ist eine Blechtafel mit einer beweglichen Spreize, welche die freie Aufstellung in jeder gewünschten Entfernung ermöglicht (Abb. 6). Zum Heizen nimmt man astreiche Scheiter von etwa $\frac{1}{2}$ m Länge. Solche Scheiter, die sich nicht klieben lassen, werden als „Dürrhäuselwedln“ das ganze Jahr über gesammelt und neben dem Häusel aufgeschichtet. Dies ist in Abb. 16 ersichtlich und auch in Abb. 5 ist neben dem Ofenloch ein solches Scheit zu sehen.

Das Holz wird mit der Ofengabel eingebracht, die eine vergrößerte Ausgabe der in der Rauchküche verwendeten ist. In Abb. 7 ist eine Dürrhäuselgabel zu sehen und links davon eine kleine Ofengabel, wie sie auch zum Einlegen der Backscheiter verwendet wird. Ihre Gabelspitzen sind schon stark abgebrannt. Sie diente in der Rauchküche zum Anfassen der neben dem offenen Feuer stehenden irdenen Henkeltöpfe. Das Einlegen der Scheite in den Ofen des Dürrhäusels muß mit einiger Vorsicht erfolgen, da sonst eine Topfkachel herausgestoßen und dadurch ein Brand verursacht werden kann.

Wegen der „Brenngefahr“ stehen die Dürrhäusel alle weitab von den Häusern und so, daß ein Feuer auch nicht durch den Wind vertragen werden kann. Die Errichtung eines Dürrhäusels muß mit den Nachbarn und dem Bürgermeister besprochen wer-

den und erst dann, wenn keine Einwendungen bestehen, wird von der Gemeindevorsteherung die Baubewilligung erteilt. Abb. 8 zeigt eine solche Bewilligung für das Dürrhäusel des Friedrich Kerschner aus dem Jahre 1892.

Im Ofenraum sind zu beiden Seiten des Ofens und mitunter auch noch darüber Holzgestelle angebracht, auf denen die Hurden liegen (Abb. 9). Eine „Huad“ besteht aus einem Holzrahmen mit eingesetzten Querhölzern. Diese Hölzer, die einen Abstand von etwa 10 cm haben, sind mit „Zoanln“ oder „Wiedln“ verflochten. „Zoanln“ sind Späne, die auf dem Zoanlbock von stärkeren Weiden- oder Haselgerten abgesprengt („abgeworfen“) werden. Sie dienen auch zum Korbflechten. „Wiedln“ sind dünne Weidengeräten. Die „Huad“ ist etwa 80 cm breit und bis 2,20 m lang. In Abb. 10 sind zwei Hurden verschiedener Ausführung zu sehen. Links in Abb. 11 ist ein Zoanlgeflecht, rechts ein Geflecht mit Wiedln. Auf jeder Ofenseite sind 4—6 Hurden in einem Abstand von etwa 30 cm angeordnet und eventuell auch noch eine über dem Ofen. Die Hurden werden durch flache Öffnungen in der hölzernen Trennwand zwischen Ofenraum und Brechelstube in den Ofenraum eingeschoben (Abb. 12). Die Einschiebeöffnungen sind mit Holzklappen zu verschließen (Abb. 13).

Die hölzerne Trennwand hat in der Mitte eine Tür, die mit einem einfachen hölzernen Fallriegel zu verschließen ist. Es gibt Riegel, die von beiden Seiten gehoben werden können, was bemerkenswert erscheint. Der „Ofenmann“, der sich auch in der Nacht und meist allein im Dürrhäusel befindet, könnte durch das Zufallen der Tür in dem sehr heißen Raum eingeschlossen werden und dort umkommen, wenn er nicht in der Lage ist, rasch die Tür auch von innen zu öffnen. Ohnmachtsanfälle kommen durch die Hitze vor. Es heißt dann: „Die Häuslkatz is kemma.“

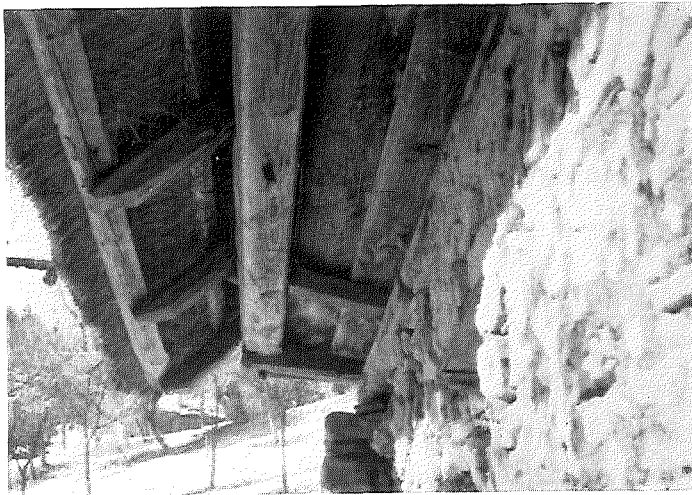
Bei der bisher besprochenen Bauart steht der Ofenmann beim Heizen direkt im Freien. Um ihn vor schlechtem Wetter zu schützen wird mitunter das Ofenloch mit einem Bretterverschlag überdeckt, wie dies Abb. 14 beim „Pichl“-Dürrhäusel in der Loich zeigt.

Eine andere Bauform schafft durch Vorziehen der gemauerten Seitenwände über die Giebelwand eine Nische, die bis zum Dach mit einer Bretterwand abgeschlossen wird, wie dies bei dem in Abb. 15 gezeigten „Au“-Dürrhäusel der Fall ist. (Da hier ein Teil der Sammlungen der „Heimatstube in der Loich“ untergebracht ist, hat der Bau einige Änderungen erfahren, so wurde die Tür in der Giebelwand durch eine größere ersetzt und im ehemaligen Ofenraum ein zweites Fenster eingebaut.)

zu M a r e s c h, D ü r r h ä u s e l



1. Das Leiten-Dürrhäusel in der Loich

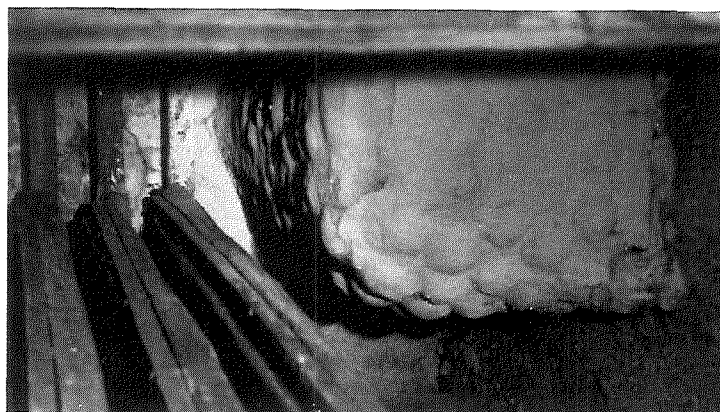


2. Ausladendes Vordach

zu Maresch, Dürrhäusel

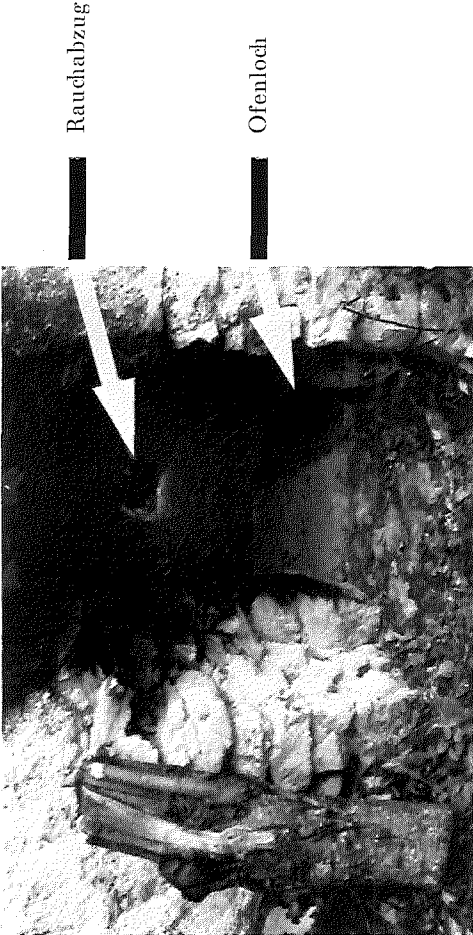


3. Ofen des Dürrhäusels

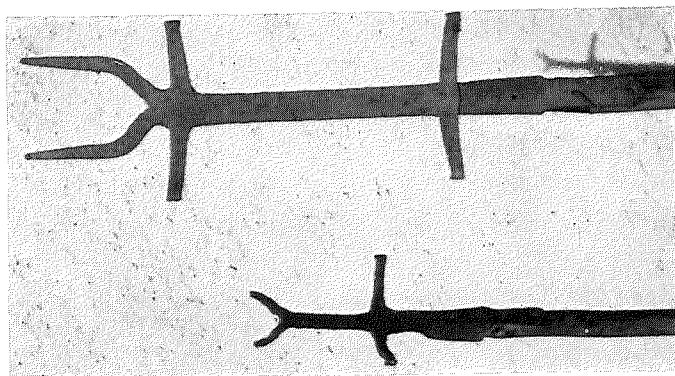


4. Verfallener Ofen

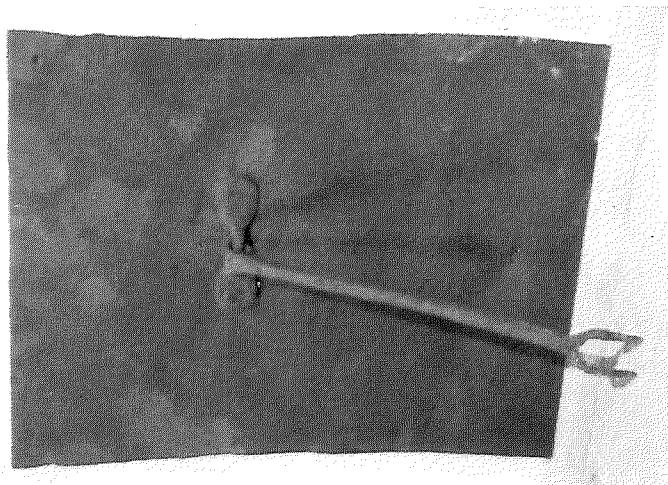
zu M a r e s c h, D ü r r h ä u s e l



5. Ofenloch und Rauchabzug



7. Ofengabeln



6. Ofentür

Baubewilligung

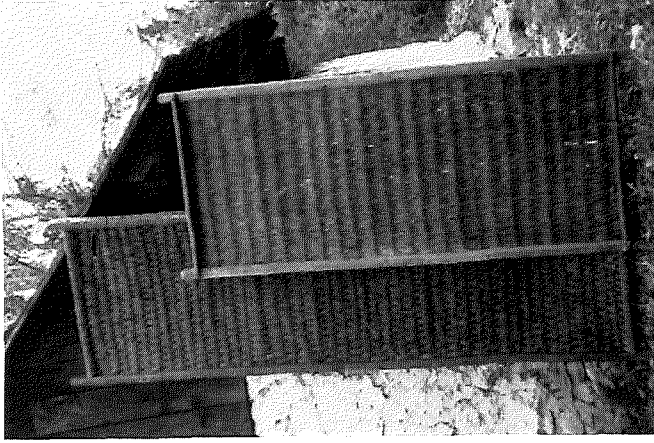
Wohner Kaufmann v. d. Gr. Einig Kaufmann

würden am 22. März mit beigegangener Juni
Kaufmann. Einigung zu thun und jetzt folgend eine
Kaufmann vorzuzustellen und dann eine einmündige
Sache werden im Einig Kaufmann Einigkeit sein
Kaufmann zu lassen.

Genehmigung Kaufmann am 25. März 1899.

Einig.

Kaufmann

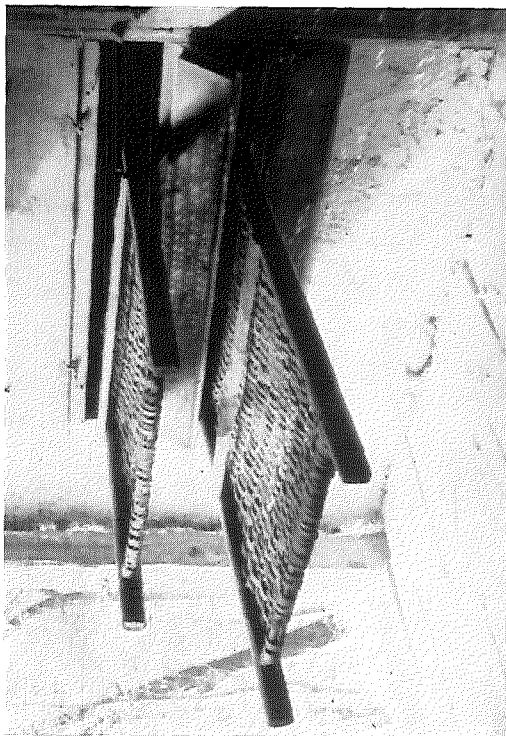


10. Zwei Hurden

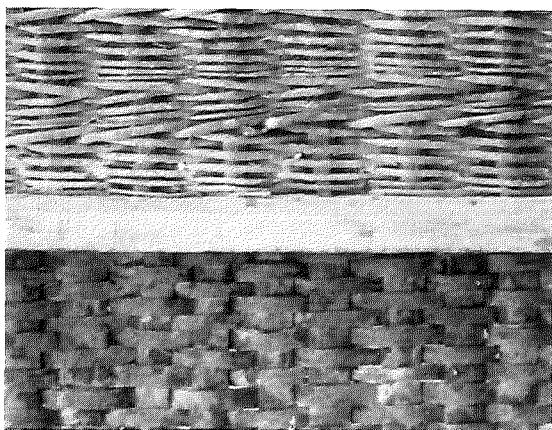


9. Gestell für die Hurden

zu M a r e s c h, Dürrhäusel



12. Die Hurden werden eingeschoben



11. Zaanl- und Wiedlgeflechte

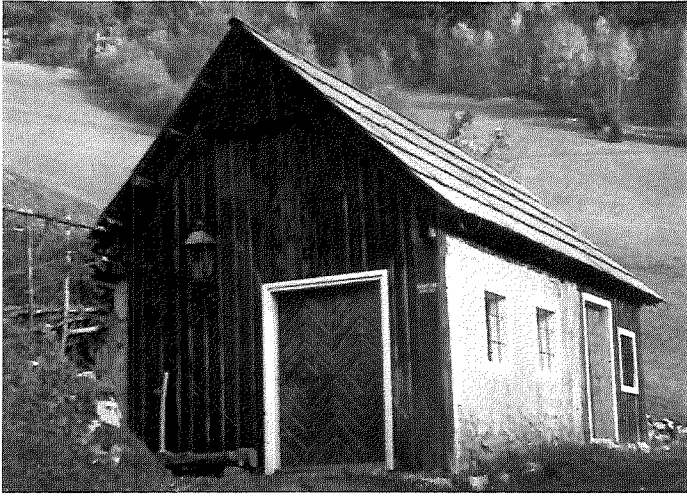


14. Pichl-Dürrhäusel mit Verschlag



13. Einschiebeöffnung

zu M a r e s c h, Dürrhäusel

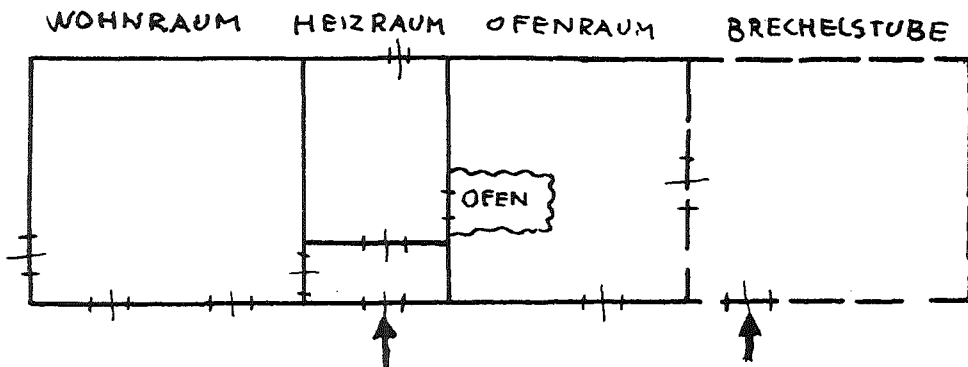


15. Au-Dürrhäusel mit Giebelwand



16. Tal-Dürrhäusel mit Wohnraum

zu Maresch, Dürrhäusel

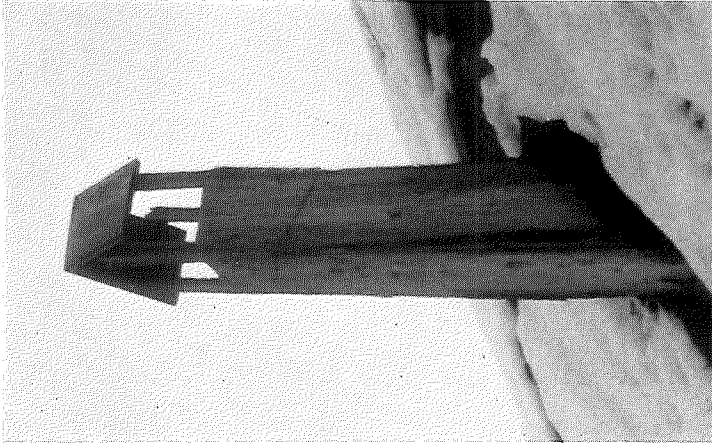


17. Grundriß des Tal-Dürrhäusls

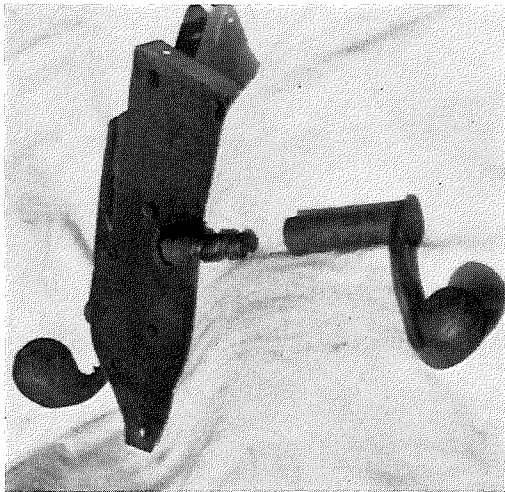


18. Blick in den Feuerraum mit Rauchöffnung

zu M a r e s c h, Dürrhäusel



19. Rauchfang aus Brettern



20. Dürrhäuselschloß

Eine besondere Baugestaltung zeigt das „Tal“-Dürrhäusel in der Loich, Holzsteig. Es ist bis auf die Brechelstube aus Steinen erbaut und umfaßt auch einen Wohnraum. Der Feuerraum liegt zwischen dem Ofenraum und dem Wohnraum. Abb. 16 zeigt die Ansicht und Abb. 17 den Grundriß dieses Baues. Da bei dieser Anordnung der Räume der Rauch nicht direkt ins Freie abziehen kann, wird er, wie bei einer Rauchküche, durch einen hölzernen Rauchfang abgeführt. Abb. 18 ist ein Blick von unten gegen die tonnenartig gewölbte Decke des Feuerraumes mit der Rauchöffnung, und Abb. 19 zeigt den aus Brettern zusammengefüigten Rauchfang.

In Abb. 18 sind die auf die Pfosten genagelten „Schin“, von denen schon beim Ofenraum gesprochen wurde, erkennbar, da der Anwurf abgefallen ist.

Schließlich muß auch noch das „Dürrhäuselschloß“ erwähnt werden. Es ist ein einfaches Schloß mit gefedertem Fallriegel, dessen Achse ein steiles Flachgewinde eingefeilt hat. Der äußere Drücker enthält das Muttergewinde und kann aufgeschraubt werden (Abb. 20).

In das Dürrhäusel kommen die Binkel mit dem „gretzten Haar“. Der Haar wird entweder flach auf die Hurden gelegt, oder es werden einige Hurden entfernt und die Haarbüschel auf einer Huad nebeneinander aufgestellt. Beim Hanf müssen meist alle Hurden herausgenommen und die viel längeren Büschel am Boden neben dem Ofen aufgestellt werden.

Das Auflegen oder Aufstellen besorgt der Ofenmann. Das ist entweder der Bauer selbst oder ein Nachbar, der auch ein Dürrhäusel hat und daher mit dem Ofen umgehen kann. Es ist bei der Beschickung der Hurden genau darauf zu achten, daß kein Haarstaub am Ofen liegen bleibt, da dies leicht zu einem Brand führen könnte. Der Ofen wird darum vom Ofenmann sorgfältig mit dem Hut „abgewachelt“.

Ist der Haar aufgelegt, wird der Ofen angeheizt und das Feuer mehrere Tage und Nächte unterhalten. Da das Brecheln umso leichter geht, je wärmer der Haar ist, wird damit gleich nach dem Trocknen begonnen.

Die Brecheln sind im Brechelraum zum Teil fest an der Wand angebracht oder werden im Raum aufgestellt. Die großen Steine, die im Brechelraum herumliegen, dienen zum Beschweren der Gestelle dieser Brecheln. Der Ofenmann nimmt die Büschel nacheinander heraus und verteilt sie an die Brechler. Der überbrechelte Haar kommt gleich wieder auf die Huad zurück. Ist alles überbrechelt, wird der Haar noch einmal „überschlagen“.

„schön gemacht“. Diese Arbeit verrichten nur die geübten Brechler. Nach dem Brecheln sind die „Agn“ abgefallen und nur die Fasern übriggeblieben.

Diese Faserbüschel werden nun auf der Hechel „abgezogen“. Dabei fallen die kurzen Fasern auf den Boden und werden von dort mit einem etwa $\frac{1}{2}$ m langen Stecken, der über seine ganze Länge konisch zu einer Spitze ausläuft, und zwar mit dem spitzen Ende, aufgeworfen und auf einem Brett gleichgerichtet. Das so gewonnene lockere Fasernband wird auf das dicke Ende des Steckens aufgewickelt. Dieser Haarwickel, der „Widl“ wird auf den Rocken aufgesteckt und versponnen.

Vom „Widl“ heißt es in einem kleinen Spottlied:

A Widl Goarn, zwoa Widln Goarn
Spinnt ma mei Wei,
An Loab Brot, zwoa Loab Brot
Frißt's ma dabei.

Der „Auszug“, das sind die langen Fasern, die beim Hecheln in der Hand bleiben, wird bündelweise an einem Ende umgelegt und mit den eigenen Fasern umwickelt. Diese „Strangln“ werden mit den „Köpfen“ aneinander gelegt und zu einem lockeren Kranz verflochten. Soll aus dem Auszug rupferner Zwirn gesponnen werden, wird ein Strangl herausgezogen und auf den Rocken gesteckt.

Ein Zeichenstein aus Gosau

(Mit 2 Abbildungen)

Von Franz Lipp

Unter dem 5. Juli 1961 meldete mir W. Pucher, pensionierter Bundesbahner, der sich als verlässlicher Schilderer volkskundlicher Eigentümlichkeiten des Gosautales bereits einen guten Namen machte¹⁾, aus Gosau, daß er mit einer besonderen Überraschung aufwarten könne. Sein Schwiegersohn habe dieser Tage im Wald eine Steinplatte mit Zeichnungen und einer Art Inschrift gefunden, die ich unbedingt ansehen sollte.

Bei nächster Gelegenheit (14. August v. J.) fuhr ich nach Gosau und stieg zu der hochgelegenen Behausung des Berichterstatters auf. Ohne viel Umschweife übergab mir hier der erfreulicherweise anwesende W. Pucher eine Steinplatte von ungefähr dreiecksförmigem Umriß, dessen größte Ausdehnung etwa einen halben Meter betrug, (genaue Maße: größte Länge 0,52 m, Schenkel 0,28 m und 0,34 m). Bei näherem Hinsehen waren auf der Platte Ritzzeichnungen zu erkennen und zwar rechts ein schreitendes, nacktes Mädchen mit einem Gefäß, links, ihm zugewandt ein molchähnliches Tier, dazwischen ein größeres Henkelgefäß (Krug) derselben Form wie das bereits erwähnte, über dem Kopf des Mädchens, der gänzlich verwittert schien und von dem ein feder-schmuckartiger Kopfputz auszunehmen war, schriftähnliche Zeichen, desgleichen über dem „Drachen“.

Natürlich galt die erste Frage dem Fundort und den Fundumständen. W. Pucher führte mich sogleich zu dem etwa eine halbe Stunde höher, im feuchten, teilweise morastigen, Bergwald gelegenen Fundplatz, einer kleinen Rutschstelle, die ich nach allen Seiten hin fotografierte. Die Fundstelle befindet sich, grob ge-

¹⁾ U. a. Willy Pucher, Die Zäune unserer Bergbauern (Heimat-gaue 18, 67 ff, Linz, 1937), „Der alte Holzknecht“, ein Lebensbild des al-pinen Arbeitsmenschen, (Tagblatt, Wochenendbeilage „Zeit und Welt“ vom 29. September 1956), „Das Handwerk des Bartbinders“, (Tagblatt, Wochenendbeilage „Zeit und Welt“ vom 14. Dezember 1957), „Die Ar-beit der Holzknechte“, (Tagblatt, Wochenendbeilage „Zeit und Welt“ vom 22. November 1958), „Das Gosauer Bauernhaus“, (Tagblatt, Wochenend-beilage vom 17. Juni 1961)

sprochen, auf dem von der Linie Gamsfeld (2028 m) — Hochkalmberg (1883 m) nach Süden abfallenden Gelände und zwar unweit des Paß Gschütt (964 m), rechter Hand von diesem, in einem der nächsten Gräben („Vorderer Reitgraben“, auf der Österr. Karte 1 : 25.000, Aufnahmeblatt 95/4 Nord, Gosau, einz. als „Rinnerwandgraben“) und zwar 100 m rechts von der Stelle, wo die Höhengichtlinien 910 den Graben kreuzt. Weitere 80 m rechts entfernt geht der Karrenweg vorbei, der zur Wiestalalm hinaufleitet. Ich habe später, um ganz sicher zu gehen, in Ergänzung seiner mündlichen Schilderung W. Pucher um einen gewissermaßen authentischen, schriftlichen Bericht gebeten; dieser Bericht steht an keiner Stelle zu dem von mir selbst erhobenen und beobachteten Befund in Widerspruch. Da er für die Frage der „Echtheit“ des Steines von größtem Belang ist, sei er wörtlich wiedergegeben:

„Wie fast alljährlich hatte auch im Frühjahr 1961 das Schneewasser des Wildbaches ‚Vorderer Reitgraben‘ im Gelände des sogenannten ‚Wehrholz‘ in Gosau (Nordseite) einige Teile seiner plaikeartigen, sehr steilen Ufer ins Rutschen gebracht. Dadurch wurde auch eine an der Abbruchstelle eines solchen ins Gleiten geratenen Waldbodenstückes stehende, ca. 50 bis 60 Jahre alte Tanne mit dem Wipfel bachabwärts zu Fall gebracht.

Anstelle ihres aufgerissenen Wurzelstockes entstand dadurch eine ca. 80 bis 100 cm tiefe Grube, die wiederum einen alten Waldsteig, der hier an der vorher noch stehenden Tanne vorbei über den Graben führte, unterbrach, so daß man, wollte man den Bach an dieser Stelle überschreiten, in diese Grube steigen, bzw. springen mußte.

Auf dem Grunde der Grube lag nun ein plattiger Stein, der jedesmal, sobald man auf ihn trat, etwas wackelte.

Am 24. Juni 1961, einem Samstag, wollte mein Schwiegersohn Wilhelm Resch wieder über den Bach. Er stieg in die Grube, trat auf den Stein und kippte um. Er hob den Stein, der sich nun viel größer als vom Ansehen erwies, auf und legte ihn an den oberen Rand der Grube. Dabei zeigte es sich, daß der Stein nur an einer Seite plattig war; auf der anderen jedoch kugelig, so daß er beinahe die Form eines mißratenen Brotlaibes hatte. (Hier möchte ich einfügen, daß mein Schwiegersohn ein besonders starkes Interesse für plattige Steine hat, die er später für unser zukünftiges neues Heim irgendwie zu verwenden gedenkt.) Als aber der Stein mit der flachen Seite in der Sonne lag, bemerkte Resch undeutliche Spuren, bzw. Konturen einer bestimmten Linienführung, die sein besonderes Interesse erweckten. Er putzte den Stein etwas sorgfältiger ab und die Zeichnung kam nun deutlicher zum Vorschein.

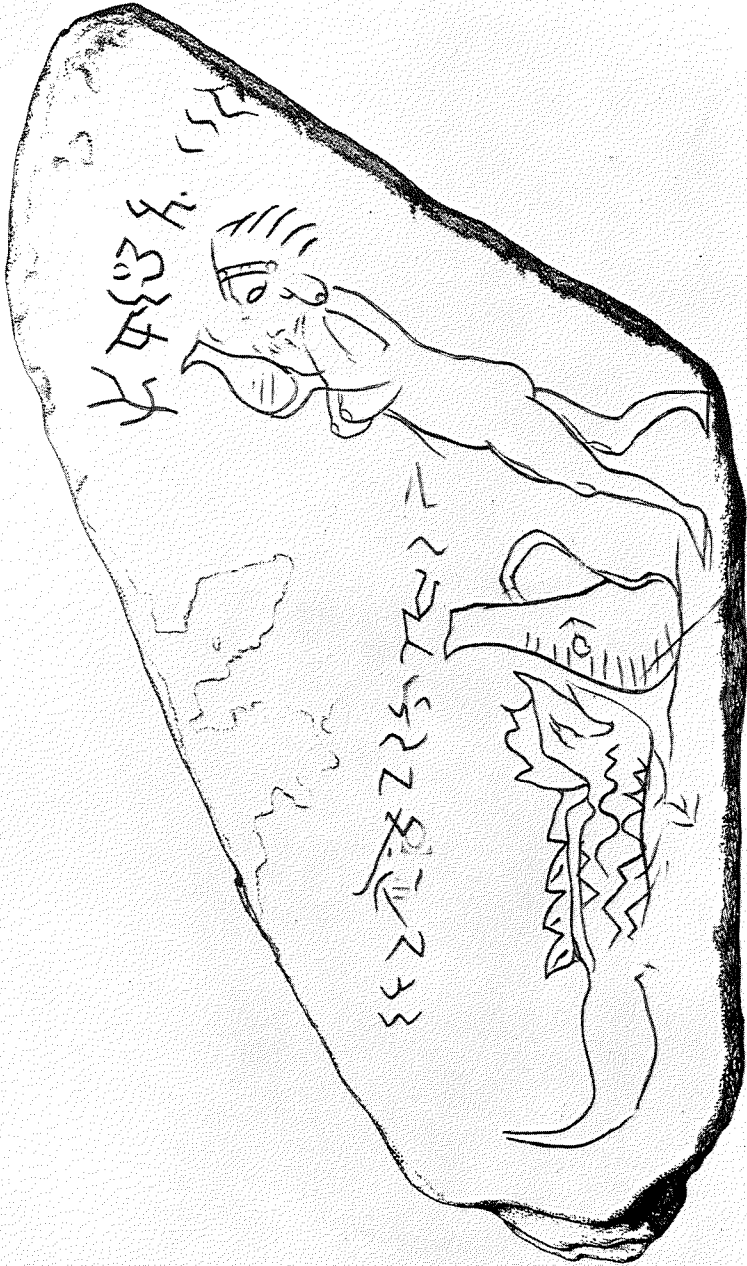
Da ihm aber der Stein in seinem Ur- bzw. Fundzustand zum Heimtragen zu schwer war und außerdem mittendurch eine sogenannte „Laß“ (Spaltlinie) zeigte, wollte er ihn am nächsten Tag mit einem Meißel spalten, was jedoch nur teilweise gelang. Doch blieb das plattige Stück in seinem vollen Umfang mit der Zeichnung erhalten.

Zuhause putzten wir den Stein noch sorgfältiger ab, in welchem Zustande ihn dann Herr Dr. Lipp besichtigte und mitnahm. Was meinem Schwiegersohn bei der „Bearbeitung“ des Steines aber noch auffiel, war

zu Lipp, Zeichenstein aus Gosau



1. Der Zeichenstein in Schrägbeleuchtung aufgenommen von M. Eiersöhner, Linz, O.-Ö. Landesmuseum



2. Nachzeichnung des Zeichensteines durch H. Pertlwieser, Linz, O.-Ö. Landesmuseum

der Umstand, daß die Wölbung mit einer dünnen, schwarzen und vollkommen erstickten Mooschicht wie mit einer Haut überzogen war, die sich natürlich beim Versuch, die Wölbung abzuspalten, von den Trümmern löste.

Daß der Stein einst im Freien lag, beweist eindeutig die vertrocknete Mooshaut, mit der er zur Zeit des Fundes noch überzogen war. Ich kann mir also seine letzte Vergangenheit beiläufig nur so vorstellen:

Wäre der Stein zur Zeit des Fundes noch im Freien gelegen, so wäre auch die Mooschicht noch grün und frisch geblieben.

Wäre er aber aus irgend einem Grund (Erdrutsch) schon früher in feuchtes, wasserundurchlässiges Erdreich gelangt, dann wäre die Mooschicht längst verfault und zu Erde geworden.

Nur an einem absolut trockenen, luft- und wasserdicht abgeschlossenen Ort konnte sich die Mooschicht zu einer zunderähnlichen Haut konservieren, d. h. ersticken. Und das war direkt unter dem Wurzelstock der Tanne, deren Samenkorn entweder neben oder auf dem im Freien liegenden und bemoosten Stein in die Welt sproßte.

Im Laufe der Zeit umschloß der immer größer werdende Wurzelstock den Stein vollkommen, so daß er ihn schließlich gegen jeden Einfluß von außen vollständig abschloß. Ein halbes Jahrhundert lag also der Stein unter der schützenden Tanne und erst der Erdrutsch, ausgelöst durch die Gewalt der Wildwasser brachte den Beschützer zum Sturz und den Schützling, unseren vielumstrittenen Stein, wieder ans Tageslicht.“

Zu dieser Schilderung W. Puchers, die sein Schwiegersohn als „vollinhaltlich den Tatsachen entsprechend“ mit Unterschrift bestätigte, sei bemerkt, daß ich mich sehr skeptisch zu dem merkwürdigen Fund verhielt und Zweifel an der Originalität der Zeichnungen durchblicken ließ, obwohl deren verwitterter Zustand einen solchen nicht rechtfertigte.

Fassen wir als Ergebnis des Auffindungsberichtes zusammen: Eine auf einer Oberfläche mit verwitterten Ritzzeichnungen versehene Steinplatte, die durch das Abrutschen einer Tanne freige worden ist. Nach dem Bericht handelte es sich (mindestens) um eine fünfzigjährige Tanne. Schon vorher mußte aber die Zeichnung verwittert gewesen sein. Gering geschätzt müßte man zur Erzielung eines derartigen Verwitterungszustandes wohl mindestens 100 Jahre annehmen. Solcherart wäre ein Anhaltspunkt für das Mindestalter (150 Jahre) gegeben. Damit ist allerdings das effektive Alter der Ritzzeichnungen in keiner Weise bestimmt.

Den größten Ungewissheitsfaktor stellt wohl die Verwitterungsdauer dar. Es wurde zur Aufhellung dieses Umstandes von Landesgeologen Dr. J. Schadler ein Gutachten über die Art und Beschaffenheit des Steines erbeten. Es lautet:

„Kantiges, bis kantengerundetes Bruchstück einer 4—5 cm dicken Schichtenplatte von Sandstein, in frischem Bruch, weißlich bis hellgrau, feinkörnig, dicht und fest, mit sehr reichlich Schüppchen von farblosem Glimmer, Schicht- und Bruchflächen allseits gelblich-braun,

ockrig verwittert, wobei sich dünne Verwitterungskrusten teilweise ablösen lassen.

Oberseite der Platte mit Ritz-Figuren und Zeichen, eingritz in die ockrige Verwitterungskruste.

Im unteren Teil der Platte und auf den unteren Bruchflächen (bei aufrechter Stellung der Figuren) ist die Verwitterungskruste reichlich besetzt von kleinen (0,5—1,0 mm Durchmesser und Höhe) Sinterknöpfchen aus Ocker (Brauneisen) und Kalk, Florkrusten bildend. Unterseite mit frischen Schlagstellen läßt auf der ausgewitterten Schichtfläche des Sandsteines Abdrücke und Steinkerne von Muschelschalen (1 cm Durchmesser), vermutlich *Lacina spec.*, erkennen.

Es handelt sich um eine Platte von Oberkreide-Sandstein der Gosauschichten die längere Zeit der Verwitterung und Übersinterung ausgesetzt war.

Die Ritzungen sind jünger als die Verwitterungs- und Versinterungskruste, da diese deutlich an den Ritzungsstellen abegeschabt sind und in den Ritzungseintiefungen vor allem die Sinterknöpfchen fehlen. Die Ritzungen fanden daher zweifellos nicht auf dem frischen, unverwitterten Gestein statt, sondern auf der durch die Verwitterung überkrusteten Gesteinsplatte. Die Ritzungsrillen unterlagen jedoch nach ihren Einritzungen einer Veränderung durch die fortschreitende Verwitterung insofern, daß die scharfen Ritzkanten abgerundet und verwischt wurden und die Ritzungsstellen eine ockrige Verfärbung erfahren haben.

Es zeigt sich hierbei, daß die durch die weiter fortschreitende Verwitterung bewirkte Verwischung der Ritzungen im oberen Teil der Platte, wo sich die Schriftzeichen befinden, eine stärkere Verwitterungseinwirkung zeigen, wie die untere Hälfte.“

Da einzelne Partien der Ritzung, z. B. das Gesicht, die Hände, verschiedene Schriftzeichen, völlig weggewittert sind, muß umgekehrt auch die Frage nach einem anzunehmenden Höchstalter der Ritzzeichnungen gestellt werden. Die Verwitterungsdauer zu messen und zu bestimmen, ist jedoch eine naturwissenschaftliche Frage, die bestenfalls nur mit Näherungswerten beantwortet werden kann.

Es wird daher für die Altersbestimmung auch die Analyse der Darstellung heranzuziehen sein. Im Ganzen muß der Stil der Darstellung als naturalistisch bezeichnet werden. Der Zeichner (Ritzer) verfügte über eine sichere Hand. Nur wenige Striche sind „verzittert“ bzw. doppelt geführt. Gewissermaßen im Mittelpunkt der Darstellung steht ein großer, schlanker Henkelkrug, der beinahe bis zur Leibesmitte des Mädchens reicht. Möglicherweise handelt es sich bei einem $\bigcirc \rightarrow$ „Mars“-ähnlichen Zeichen (nw. Zeichen für männlich) um eine bewußte Ritzung (oder doch nur Verwitterung?) in der Mitte des Kruges.

Auch das auf den Krug zuschreitende Mädchen trägt einen ähnlichen, kleineren, jedoch ungehenkelten Krug. Man glaubt erkennen zu können, daß es diesen in der ausgespreizten Hand in Schulterhöhe trägt. Merkwürdig sind Strichelungen auf der Lei-

bung beider Krüge, die etwa andeuten könnten, daß sie gefüllt sind.

Auffallend ist die völlige Nacktheit des offensichtlich jugendlichen, weiblichen Wesens (Art der Brüste!), das nur mit einem Kopfschmuck (Federn?), der an einem Stirnreifen befestigt zu sein scheint, geschmückt ist. Möglicherweise ist ein bis auf die Schulter reichendes, unten halbbogenförmiges Element, dem ein kleiner Kreis eingeschrieben ist, als Ohrgehänge zu deuten.

Links vom Mittelkrug befindet sich das große, molchähnliche Tier. Kopf und Rücken des Tieres sind mit einem Zackenkamm versehen. Der ziemlich große, mit drei Zacken gekrönte Kopf ist deutlich abgesetzt, die spitze Schnauze gegen den Krug gerichtet. Eine Beziehung zum Krug ist nach Lage und Stellung des Tieres deutlich angezeigt. Von den Beinen des Tieres ist nur eines einigermassen erkennbar.

Während die gegenständlichen Elemente des Bildes: Krug Mädchen, „Drache“ ohne weiteres lesbar und ob ihrer beinahe zwingenden Ausdruckskraft vielleicht auch ohne Hinzuziehung von Interpretationshilfen deutbar sind, stellen uns die „Schrift“-Zeilen oberhalb der Figuren vorerst vor ein Rätsel. Von den Elementen der Zeichenreihe über dem Mädchen sind mindestens vier noch deutlich erkennbar. Die anscheinend bis zum Rand des Steinnes fortgesetzte Zeile — einige Kerben legen diese Vermutung nahe — ist jedoch bis zur Unleserlichkeit ausgewittert. Auch die Zeichenreihe über Tier und Krug ist stark verwittert, jedoch sind einzelne künstliche, d. h. nicht natürlich ausgewitterte Zeichen unverkennbar.

Ohne Zweifel würde eine Entzifferung der Schrift die Rätsel des Zeichensteines von Gosau, insbesondere seine Altersfrage, schlagartig aufhellen. Bis jetzt ist es jedoch nicht gelungen, die Zeichen eindeutig einem der bekannten Alphabete zuzuordnen.

Es war zufolge der geographischen und besiedlungsgeschichtlichen Situation naheliegend an die norditalischen und rätischen Alphabete zu denken ²⁾. Aber weder diese noch die jüngeren germanischen Runenreihen lassen eine Lesung oder Deutung zu. Gewiß lassen sich einzelne Zeichen, wie das erste der Zeile über dem „Drachen“, oder das dritte über dem Mädchen, mit bekannten Runen vergleichen, doch widersprechen die übrigen.

Auffälliger ist eine gewisse Bildähnlichkeit einiger Zeichen, so des ersten der „Mädchenzeile“, das einen Baum, aber auch, wäre es umgekehrt zu lesen, einen Menschen darstellen könnte. Anthropomorph könnte auch das letzte der entnehmbaren Zeichen

²⁾ Helmut Arntz, Handbuch der Runenkunde, Halle 1914.

der „Drachenzeile“ gedeutet werden (liegender oder kriechender Mensch?). Johannes Friedrich, Berlin,³⁾ glaubt überhaupt eine Buchstabenschrift ausschließen zu sollen, da Mitteleuropa eine solche nicht selbständig, sondern nur aus der lateinischen oder griechischen Schrift entwickelt hat. Auch könnte man bei der Kürze und Einzigartigkeit des Textes nicht sagen, ob die Zeichen ganze Wörter bedeuten, wie sie, mit Silbenzeichen gemischt, altorientalische und kretische Schriften kennen. Auch über die Schriftrichtung (von links nach rechts oder umgekehrt) könne man sich nicht äußern. Wahrscheinlich erscheint es J. Friedrich, daß sich die Zeichen auf die darunter befindlichen Bilder beziehen. Einen Anhaltspunkt könnte allenfalls das auf dem großen Krug befindliche Zeichen bieten, das u. U. auf den Inhalt des Kruges Bezug nehmen könnte. Infolge des Verwitterungszustandes ist jedoch gerade dieses Zeichen nicht mehr eindeutig kennbar⁴⁾.

Entzieht sich zunächst die Schrift einer Deutung im Einzelnen, so läßt sie doch den Befund zu, daß es sich um eine vor den durch das römische Alphabet geprägten Buchstaben liegende Zeichenreihe handeln dürfte, will man eine rein willkürliche und erfundene Kritzelei ausschließen.

Mehr läßt sich vorläufig mit dem Aussagewert der Darstellung anfangen. Ohne dem Prähistoriker vorgreifen zu wollen, würden sich allein schon der Volkskunde sehr plausible Interpretationsmöglichkeiten anbieten. Nimmt man an, daß es sich um einen gefüllten Krug handelt — womit gefüllt? mit einem besonderen Trank? — so hätte man es mit dem Motiv des „quellenhütenden“⁵⁾, zugleich auch „schatzhütenden“⁶⁾ Drachen zu tun, so es sich eben um einen Schatztrank, etwa um Opferblut oder dgl. handelt. Nicht unwesentlich ist auch die Gestalt des Drachen, dessen ausgeprägtes Auge (*δρακῶν* = der scharf Blickende) der Tiergestalt alle Ehre macht.

Nicht unwesentlich ist, daß es sich nicht etwa um einen der jüngeren Flügeldrachen, die von der Apokalypse her christlich-legendär geprägt sind⁷⁾, sondern, wahrscheinlich als Nachfolger der Schatz-Schlange, um einen kriechenden Drachen handelt. Es

³⁾ Johannes Friedrich, O. Professor an der Freien Universität Berlin, u. a. „Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen“, Berlin 1954

⁴⁾ Briefliche Mitteilung an den Verfasser vom 2. Januar 1962

⁵⁾ So erlegt Kadmos den quellenhütenden Drachen zu Theben, (HWB, dtsh. Aberggl., Bd. 2, S. 364)

⁶⁾ Handwörterbuch dtsh. Aberggl. Bd. 2, S. 384, D. 5 „Schatzdrachen“ in der Antike wie im Germanischen. Herkunft wahrscheinlich orientalisches.

⁷⁾ S. o.: HWB., Abschnitt III b) S. 372

wurde schon erwähnt, daß unser Drache durch seinen Rückenkamm gewisse Ähnlichkeiten mit einem Molch aufweist. Zickzacklinien auf seinem Bauch decken sich mit alten Sagenschilderungen⁸⁾. Nicht ohne Bedeutung dürfte auch die dreizackige „Krone“ am Haupte des Drachen sein (Mythenkomplex der Krönlein-Natter).

Zu dem Motiv des Schatzdrachen gehört beinahe regelhaft das der Jungfrau, die sich in seiner Gewalt zu befinden pflegt. (Perseus-Motiv der antiken, St. Georgs-Motiv der christlich-mittelalterlichen Sage bzw. Legende, diese wieder auf antike Vorstellungen zurückgehend).⁹⁾

Für die Funktion der Jungfrau des Gosauer Zeichensteines ausschlaggebend dürfte die körperliche Nacktheit sein, die in Verbindung mit dem seltsamen Kopfschmuck (Federkrone) kaum anders, denn als kultische Nacktheit gedeutet werden dürfte. In feierlicher Gebärde, mit der auf Schulterhöhe erhobenen Rechten einen kleineren Krug haltend, schreitet sie dem krughütenden Drachen entgegen, beinahe eine Illustration zu der bei Aelian¹⁰⁾ über das Opfer für Apoll in Epirus überlieferten Nachricht:

ἡ τοῖνον ἱέρεια, γυμνὴ παρθένος, πάρεισι μὴ καὶ τροφὴν τοῖς δρακοῦσι κομίζει.

... Da tritt also die Priesterin, eine nackte Jungfrau, allein auf und bringt den Drachen Atzung ...“

Eine Zusammenschau der dargestellten Motive des Gosauer Steines ergäbe somit die Deutung, daß ein Drache einen gewaltigen Krug bewache. Eine nackte, jedoch mit einer Federnkrone geschmückte Jungfrau — durch diesen Kopfputz etwa als Priesterin gekennzeichnet — tritt mit einem kleineren Krug auf die Szene zu. Wird sie den Krug auffüllen oder von seinem Inhalt nehmen? Lauert der Drache hinter dem Krug, um bössartig her-

⁸⁾ So u. a. bei Richard Kühnau, Schlesische Sagen, Leipzig, 1910—13, 3, 482

⁹⁾ Vgl. u. a. auch J. Maehly, „Die Schlange im Mythos und Cultus der klassischen Völker“, Basel 1867, S. 13, dort angeführt der Cultus des Höhlendrachen zu Lanuvium. Am Fest der Juno mußten sich die Mädchen von Lanuvium mit verbundenen Augen in eine Höhle begeben, aus der von Zeit zu Zeit das Zischen eines Drachen vernehmbar war. Mädchen, die ihre Unschuld verloren hatten, wurden von dem Untier umwickelt und gebissen. Fiel die Probe günstig aus, verzehrte der Drache die dargebrachten Honigkuchen. Die Bauern sahen darin eine Vorbedeutung für ein gutes Jahr.

¹⁰⁾ *Historia animalium* II. 2, zitiert nach HWB. dtsh. Abgl. Aelians in 17 Bänden angelegtes Werk enthält ein eigenes Buch „Schlangengeschichten“. Die älteste Ausgabe Aelians veranstaltete Conrad Gesner, Zürich, 1556.

vorzubrechen oder gehört er zu jenen gutmütigen „Draken“, die L. Mackensen den grimmigen als grundverschieden gegenüberstellt?

Die Volkskunde darf zur Interpretation des Zeichensteines auch die nächstliegenden und engstbenachbarten Sagen- und Mythenmotive umso eher heranziehen als die Zeichenplatte nach dem mineralogischen Gutachten zuverlässig dem heimischen Sandstein der Gosauschichten angehört und daher nicht von einem weit entfernten Ort nach hier verbracht werden konnte.

Zu solchen Motiven des Gosau- und Salzkammergut-Raumes gehört etwa das des wasser-verheerenden Drachen am Wurmstein bei Goisern, gehören die zahlreichen Bergstutz- und Krönlein-uatter-Sagen, vor allem aber jene, die auf verführerische, „Wilde Frauen“ Bezug nehmen und die in Gosau und im Dachsteingebiet gehäuft vorkommen¹¹⁾.

Auf die volkskundliche Interpretation dürfte auch die Prähistorie nicht ganz verzichten wollen. Einer prähistorischen Untersuchung soll dieser Fundbericht nicht vorgreifen, sondern eine solche mit ermöglichen helfen. Es wird daher bewußt darauf verzichtet, den ganzen Fundkomplex auch nur in etwa prähistorisch zu beleuchten. Hier werden die berufenen Fachleute zu urteilen haben.

Anscheinend einem Gesetz der Serie zufolge, wurden unlängst, ebenfalls von volkskundlicher Seite, eine Reihe von Untersuchungen über Felszeichnung, Steinritzungen und dgl. durchgeführt¹²⁾.

Von allen den dabei aufgezeigten und dargestellten Zeichnungen unterscheidet sich der Gosauer Zeichenstein wesentlich. Sowohl die Felsbilder bei Spital am Pyhrn in der Warscheneckgruppe als die Bildritzungen am Ofenauerberg bei Golling sind abstrakt-geometrisch, lediglich drei Köpfe der Fundgruppe von Spital am Pyhrn, die von E. Burgstaller als Bärenschädel interpretiert wurden, sind annähernd naturalistisch dargestellt. Gemeinsam ist diesen beiden Fundgruppen die Verwendung Brettspielartiger sowie antennenförmiger Zeichen. Einen ähnlich abstrakten Charakter weisen die Inschriften und Zeichnungen auf einem Felsblock nächst der Reinfalzalpe südlich von Perneck bei Bad-Ischl auf, die schon 1936 von Dr. J. Schadler festgehalten wurden. In den erwähnten Fällen sind datierte und datierbare Zeichen und Inschriften mit bis jetzt noch undatierbaren gemischt.

¹¹⁾ A. Depiny, Oberöstr. Sagenbuch, Linz, 1932, Abschnitte AI 6, S. 52—60 (von Ungeheuern, Drachen und wilden Tieren) und AI 4, S. 32 ff. (Bergweiberl, Bergfräulein und wilde Frauen)

¹²⁾ Ernst Burgstaller, Felsbilder und Inschriften im Toten Gebirge in Oberösterreich, Linz, 1961, dort S. 2 unterm Strich

Einwandfrei der Neuzeit und zwar dem Ende des 16. Jh. sind die Zeichnungen der „Hundskirche“ bei Kreuzen im Gailtal¹³⁾ zuzuweisen. An die Eintragungen in der „Hundskirche“ schließen sich zeitlich die von E. Burgstaller veröffentlichten Traunkirchner Felsinschriften an¹⁴⁾.

A. Haberlandt ist der Meinung, daß ebenfalls die Ritzungen der „Kienkirche“ bei Strobl um diese Zeit anzusetzen sind.

Auch die in das 3. Drittel des 18. Jh. versetzte Felszeichnung am Einsiedlerstein (Siriuskogel bei Bad-Ischl)¹⁵⁾ gehört letztlich noch zu der Gruppe volkskundlich erfaßbarer Darstellungen.

Der einzelne, verhältnismäßig kleine Stein von Gosau läßt sich jedoch mit den oben erwähnten Ritzungen weder inhaltlich noch formal vergleichen. Vor allem widersetzt sich die Schrift der Zuordnung zu einem der bekannten Systeme und damit auch einer bekannten Zeit. Hier werden die zuständigen Fachleute noch vor einer gewiß lohnenden Aufgabe stehen.

¹³⁾ A. Haberlandt, Zu einigen volkstümlichen Felszeichnungen in den österr. Alpen, (Archaeologica Austriaca 19/20, 1956, S. 247)

¹⁴⁾ E. Burgstaller, Die Traunkirchner Felsinschriften, Oberösterr. Heimatblätter, Jg. 4, S. 125 ff

¹⁵⁾ Zur Datierung der Felszeichnungen des Einsiedlersteines am Siriuskogel bei Bad-Ischl von Robert Strouhal, Oberösterr. Heimatblätter, Jg. 8/4 (1954), S. 336 ff

Der Zeichenstein von Göstling a. d. Ybbs

(Mit 1 Karte und 1 Abbildung)

Von Viktor Flieder

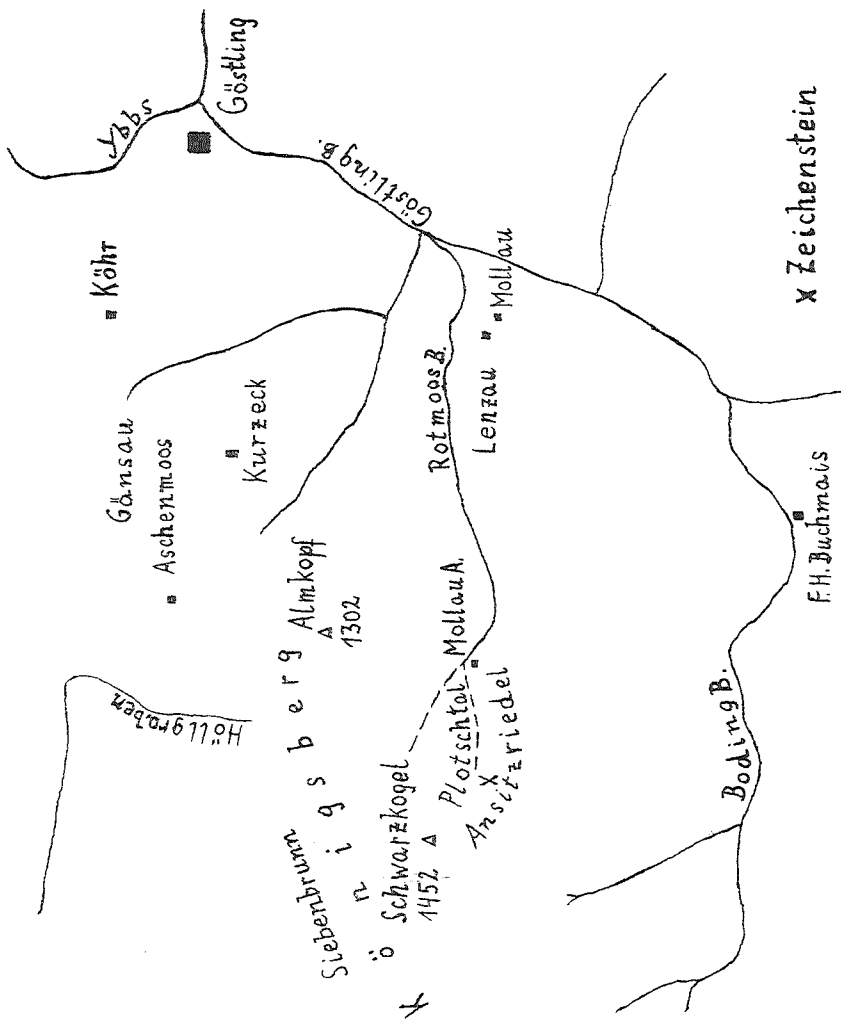
In der Marktgemeinde Göstling a. d. Ybbs, Niederösterreich, entdeckten Forstarbeiter einen mit merkwürdigen Zeichen versehenen Felsen. Diese Zeichen waren bisher völlig unbekannt und wurden im August 1962 vom Berichtersteller besichtigt. Der Felsen liegt an der südwestlichen Flanke des Talschlusses des Plotschtales im Forste Rotmoos¹⁾, unterhalb des Kotingbodens, am Südosthang des Schwarzkogels (1452 m), der höchsten Erhebung des zu den Kalkvoralpen gehörigen langgestreckten Königsbergzuges, in 1200 m Seehöhe (Abb. 1). Dieser Standort ist sehr schwer zugänglich und von den nächsten Siedlungen auch heute noch weit abgelegen. Die Höfe im Göstlingtal (Mollau, Lenzau) werden erstmals 1305, die auf der Höhe des Königsberges (Aschenmoos, Kurzeck, Köhr) erst 1437, genannt²⁾. Das Gebiet um den Schwarzkogel wird wohl noch lange urwaldartig gewesen sein.

Die Felswand ist 10 m hoch und 30 m breit, sie verschmälert sich hangaufwärts. In ihrem mittleren Teil, neben einem herabziehenden Wasserriß, sind auf ihrer unteren Hälfte in einem Geviert von 6 m Länge und 2,50 m Breite rund 90 Zeichen eingemeißelt (Abb. 2). Unten sind in einfacher Frontalansicht und primitiver Strichzeichnung 6 menschliche Figuren dargestellt, rund 25 cm hoch, von denen die links außen befindliche³⁾ einen Kelch mit nach oben abschließendem Halbkreis — wohl Hostie — trägt, seitlich verlaufende Striche könnten einen Tisch (Altar) andeuten, auf dem der Kelch steht. Die nach rechts anschließenden Figuren halten mit ihren z. T. langfingrigen, langen Händen schußbereit Pfeil und Bogen bzw. einen Speer. Eine weitere kleinere Figur, die infolge Verwitterung schwer erkennbar ist, könnte als Jagdhund zu deuten sein. Neben dem Kelchträger sind rechts ein Kreuz

1) Forstverwaltung Göstling der Österr. Bundesforste, Revier Buchmais, Abt. 80/t. Flurnamen nach Mitteilungen aus der unveröffentlichten Bestandskarte.

2) Eduard Stepan, Das Ybbstal, Bd. II, 1951, S. 83 und 90.

3) Einäugig. Das rechte Auge scheint nicht durch Verwitterung zerstört zu sein.



Kartenskizze des Fundgebietes im oberen Ybbstal, N.-Ö.

und ein Rost eingemeißelt. Über, zwischen und neben dieser Figurengruppe sind zahlreiche gewölbte, geschäftete Bogen⁴⁾ (Armbrüste) mit und ohne über den Bogen hinausgehende Pfeilspitze, stilisierte Bogen (Gerade mit senkrecht darauf stehendem Pfeil), Pfeile und Kreuze sowie einige Zeichen in der Form liegender Z eingemeißelt. Bei letzteren handelt es sich um Wolfsangeln, die als Fangeisen für Wölfe und Füchse Verwendung fanden.

Für die Datierung ist der sorgfältig ausgeführte Kelch heranzuziehen. Er besteht aus einer schmälere Kupa mit Zierband, einem kreisförmigen Nodus — keinem Stil — und einem breiten, schön geschwungenen Fuß (Maße: Höhe 8,5 cm, untere Breite 8 cm, obere Breite 4 cm, Kuppahöhe 4 cm). Es handelt sich um einen gotischen Kelch des 13. bis 15. Jahrhunderts. Von Bedeutung ist auch die in die Zeit nach Einführung des Elevationsritus im 13. Jahrhundert⁵⁾ weisende Hostie. Damit ist die auf Grund der Meißelführung ungefähr gleichzeitig entstandene Zeichengruppe als spätmittelalterlich in das 14. bis 15. Jahrhundert zu setzen.

Infolge der großen Seltenheit solcher Darstellungen⁶⁾ ist die Deutung der Zeichen schwierig. Sicher haben sie mit der Jagd zu tun. Der Felsen liegt forstlich in der hochmontanen Buchen-Tannen-Stufe, nahe einem alten Buchenbestand. Der Talgrund ist infolge eines auftretenden Quellenhorizontes etwas sumpfig. Das Gebiet ist heute noch ein bedeutendes, hochwildreiches Jagdrevier, und der das Plotschtal südlich begleitende Bergrücken führt den bezeichnenden Namen „Ansitzriedel“⁷⁾.

Der Rost deutet auf den hl. Laurentius hin, dessen Attribut er ist und mit dessen Festtag, dem 10. August, nach altem Jägerbrauch die „hohe Jagd“, also die Hauptjagdzeit, beginnt. Es kann

⁴⁾ Das selbe Zeichen, ganz gleich und mit nach innen gerichtetem Bogen, findet sich an den nächstgelegenen Bildfelsen am Warscheneck bei Spital a. P. in Oberösterreich (Ernst Burgstaller, Felsbilder und -inschriften im Toten Gebirge in Oberösterreich: Oberöstr. Heimatblätter Bd. 15, 1961, S. 67 und 74, Aufn. 10).

⁵⁾ Josef Jungmann, Missarum Sollemnia Bd. II, 1948, S. 251,

⁶⁾ Vgl. die Bildfelsen am Warscheneck (Burgstaller, a. a. O., S. 57—101) und die von Arthur Haberlandt, (Zu einigen volkstümlichen Felsritzungen in den österr. Alpen: Archæologia Austriaca 1956, Heft 19/20, Weninger-Festschrift, S. 239—249) vom Ofenauer Berg bei Golling mitgeteilten Felsbilder, die alle m. E. mit der Jagd in Verbindung zu bringen sind. Die Zeichen der Kartäuserhöhle bei Gaming, N.Ö., sind zum Vergleich nicht heranzuziehen, da es sich bei ihnen nur um Namen mit Jahreszahlen (ab 1512) handelt (W. Krieg, — A. Wolfram, Zeichen und Inschriften in Klammern und Höhlen; Österr. Zeitschrift für Volkskunde Bd. 61, 1958, S. 40 und A. Wolfram, Zu den Inschriften in der Kartäuserhöhle bei Gaming; ebda, S. 261 f.).

⁷⁾ D. h. Bergrücken mit Ansitz zur Pirsch.

sich bei unseren Zeichen um eine Votivdarstellung zu Ehren des hl. Laurentius um gutes Gelingen der Jagd handeln, wobei eine hl. Messe, an der die Jäger teilnehmen — deren Abhaltung wohl in dem damals zum Hochstifte Freising gehörenden Dorfe Göstling zu denken wäre — und rings herum die Jagdwaffen dargestellt sind, letztere im Sinne der an Wallfahrtsorten geopfertem Gegenstände.

Möglich erscheint ferner eine Verbindung mit altem Jagdzauber, wobei — man denke an den uralten, schon in urgeschichtlicher Zeit geübten Analogiezauber — die angebrachten Waffen und Schützen das Wild „bannen“ und so der folgenden Jagd sicheren Erfolg verschaffen sollen. Die Verbindung uralter Gedanken mit christlichen Symbolen und Handlungen ist im Volksbrauchtum des Mittelalters weitverbreitet. Zu einem möglichen späteren Vorkommen heidnischer Bräuche im Gebiet sei auf die Sage vom Heiden, der als Einsiedler und Jäger auf der zwischen den Höfen Aschenmoos und Köhr (Königsberg) gelegenen Bergwiese Gänsau gelebt habe, und wo seither ein Schimmel umgehe⁸⁾ sowie auf den möglicherweise kultische Bedeutung besitzenden Quellen- und Flurnamen „Siebenbrunn“⁹⁾ am Nordwesthang des Schwarzkogels hingewiesen.

In Bezug auf den mit Laurentius in Verbindung gebrachten Rost erscheint mir auch eine Deutung des Kelchträgers als heiliger Martin (Martinsmesse) denkbar, der früher als Schutzpatron der Jäger verehrt wurde¹⁰⁾. Sein Tag, der 11. November, bezeichnete im Volksbrauch den Winteranfang, während Laurentius vielfach als Herbstbeginn galt¹¹⁾. Die Jagd, deren Hauptjahreszeit der Herbst ist, wäre so unter den Schutz zweier bedeutender Heiliger gestellt. Auch bei dieser Deutung ist der Analogiezaubergedanke wohl — wenigstens unterschwellig — mit in Betracht zu ziehen. Die Martinsmesse¹²⁾ weist diese Felszeichnungen dem Spätmittelalter zu.

Die lange weiterdauernde Kelchform schließt jedoch eine spätere Datierung bis in das 17. Jahrhundert nicht aus und so könnten wegen der von Protestanten häufig gebrauchten Kelchdarstellung unsere Zeichen auch mit dem Kryptoprotentantismus in Verbindung gebracht werden. In den Freisinger Ämtern Göstling und Hollenstein war jedoch im Gegensatz zum übrigen Ybbs-

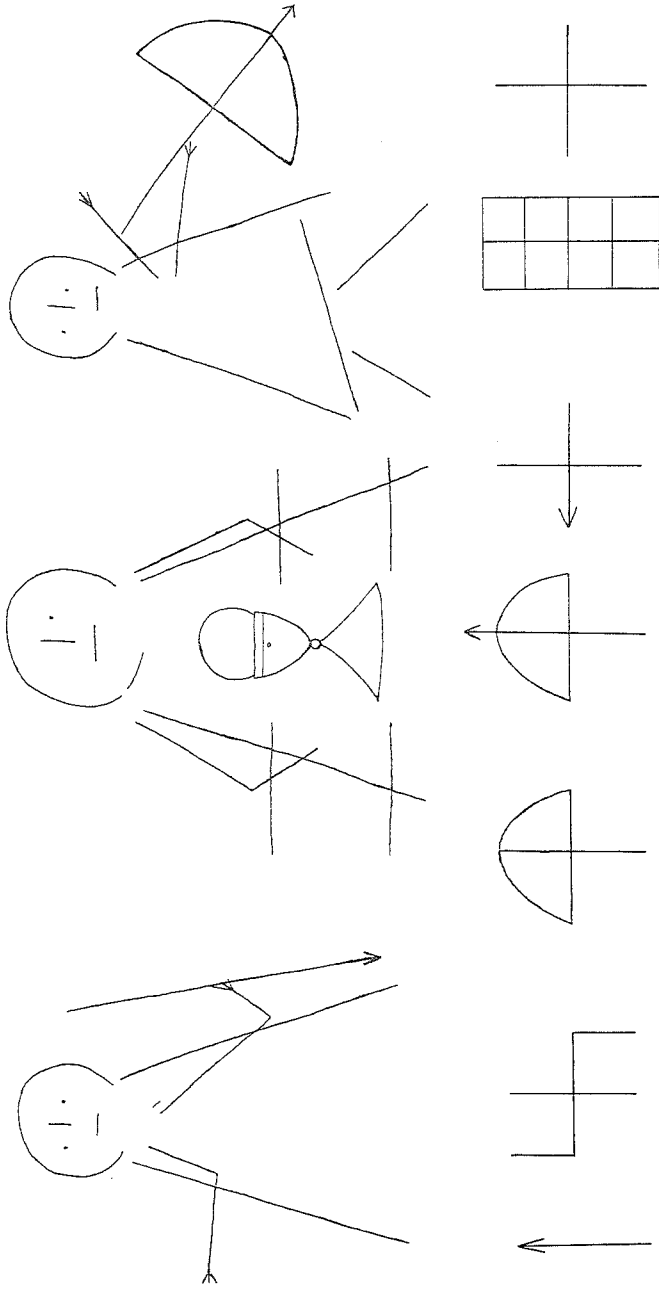
⁸⁾ Ferdinand Adl, Sagen aus dem Mostviertel, 1951, S. 114.

⁹⁾ Österr. Karte 1 : 50.000, Bl. 71, 1958.

¹⁰⁾ Lexikon für Theologie und Kirche VI, 1934, Sp. 986.

¹¹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens V, Sp. 1711 und 930.

¹²⁾ Karl K ü n s t l e, Ikonographie der Heiligen, 1926, S. 441 f.



Skizzen nach den Felszeichnungen auf dem Zeichenstein

talgebiet der Protestantismus nicht verbreitet¹³⁾, so daß ich an der Deutung in Verbindung mit der Jagd festhalte, wobei mir die Datierung in das Spätmittelalter zutreffender erscheint, zumal sich auf den Felsen am Warscheneck der einfache Bogen, der auch bei uns vorkommt, in der älteren Zeichengruppe befindet, während dort Frühformen des Christusmonogramms IHS, die frühestens in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreichen, einer jüngeren Gruppe angehören¹⁴⁾.

Abbildung 2 zeigt eine Auswahl der Zeichen nach der Erinnerung und nach am Fundort angefertigten Handskizzen. Die Anordnung der Zeichen auf der Abbildung ist mit der auf dem Felsen nicht identisch. Wenn photographische Aufnahmen und eine genaue Inventarisierung der Zeichen vorliegen, hoffe ich, diese bringen zu können. Vielleicht werden dann weitere Aussagen über diese Zeichengruppe möglich sein.

An dieser Stelle sei Herrn Forstmeister Dipl.-Ing. Adolf Reitter und Herrn Richard Längauer (Göstling), durch deren Entgegenkommen ich den Zeichenstein suchen bzw. finden konnte, herzlichst gedankt!

¹³⁾ Stepan, a. a. O., S. 149.

¹⁴⁾ Burgstaller, a. a. O., S. 74. Die Monogrammform mit den drei Nägeln, auf die diese Frühformen zurückgehen, stammt von den Jesuiten (Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte III, Sp. 717).

Kärntner Heimatmuseen von volkskundlicher Bedeutung

Von Leopold Schmidt

Wenn man in Österreich von Heimatmuseen spricht, denkt man zunächst an Niederösterreich. Das größte Bundesland mit seinen mehr als sechzig Heimatmuseen verfügt hier über einen bedeutenden, wenn auch nicht immer in genügendem Ausmaß bekanntgemachten Schatz. Aber die anderen Bundesländer besitzen meist auch viele und wichtige örtliche Sammlungen. Von den Heimatmuseen in Kärnten ist die längste Zeit so gut wie gar nicht gesprochen worden. Auch in der geläufigen Literatur, beispielsweise im „Mitteilungsblatt der Museen Österreichs“ sind sie bisher nur selten erwähnt worden. Das Landesmuseum in Klagenfurt hat dagegen die ihm zukommende Publizität. Das schöne, nach dem Krieg bei weitem verbesserte Museum entfaltet sich immer mehr als museale Selbstdarstellung des Landes Kärnten. Man sieht ihm heute seine Bedeutung auch schon von außen an, seitdem man sich entschlossen hat, wesentliche Teile des Lapidariums, also auch volksgeschichtlich wichtige Plastiken und Inschriftsteine aus der römischen Zeit des Landes in den Grünflächen rund um das Gebäude aufzustellen. Dadurch hat man im Gebäude viel Raum gewonnen, und beispielsweise den stattlichen volkskundlichen Beständen zu einer sehr beachtlichen, instruktiven Aufstellung verholfen. Diese einstmals dem „Kärntner Heimatmuseum“ gehörenden Bestände erscheinen hier zwar in sich geschlossen aufgestellt, aber in die ganze Kärntner Kunst- und Kulturgeschichte eingefügt, was sicherlich im Sinne eines Landesmuseums seine Berechtigung besitzt. Arthur Haberlandt hat die Sammlung anlässlich der Eröffnung 1927 in unserer Zeitschrift kurz gewürdigt¹⁾. Seither sind wohl einzelne Objekte und Objektgruppen veröffentlicht worden²⁾, man würde sich aber den-

¹⁾ Arthur Haberlandt, Das Kärntner Heimatmuseum (Wiener ZfVk, Bd. XXXII, 1927, S. 73 ff.)

²⁾ Oskar Moser, Bauernmöbel und Bauernmalerei in Kärnten. Zur neuen Sonderausstellung im Landesmuseum (Klagenfurter Zeitung vom 18. März 1950, S. 6)

derselbe, Vom Reitbrett zum Rennski. Aus der Frühgeschichte des volkstümlichen Wintersportes (Kärnten. Leben und Kunst, Fremdenverkehr, II. Jg., Klagenfurt 1958, Nr. 2, S. 2 f.)

derselbe, Anken und Stampfen (Carinthia I, Bd. 149, Klagenfurt, 1959, S. 423 ff.)

noch einen ganzen Katalog dieser von Oskar Moser eindrucksvoll gestalteten Schausammlung wünschen. Das Landesmuseum für Kärnten ist ja auf anderen Gebieten publizistisch ungemein rüh- rig; da wäre die Schaffung eines solchen gut illustrierten Führers sicherlich zu ermöglichen.

*

Wenn man von neuer Sammlung und frischem Gestaltermut in einem kärntner Heimatmuseum sprechen will, muß man wohl besonders das im Entstehen begriffene „Bezirks-Heimatmuseum“ in Spittal an der Drau nennen. Der alte Markt, der sich heute als junge, sehr lebensvolle Stadt gibt³⁾, liegt bekanntlich durch- aus nicht an der Drau, sondern an der Lieser, und ist dementspre- chend vor allem seinem Hochgebirgshinterland zugewandt. Von der Drau bis zum Großglockner kann sich demgemäß das Ein- zugsgebiet eines Museums erstrecken, das hier im wesentlichen in den letzten Jahren rein nur infolge der Initiative des Schuldirek- tors Helmut Prasch entstanden ist. Der vielseitige, auch als heimatlicher Schriftsteller tätige Schulmann, der alle Formen der Heimat- und Volkstumspflege geradezu leidenschaftlich und per- sönlich betreibt, hat innerhalb von etwa drei Jahren eine sehr be- achtliche Menge an Sammelmaterial zustandegebracht. Die Land- schaft selbst, die Natur, das sind Hintergründe dieser Sammlung: Hauptsache für Prasch ist die bäuerliche Volkskultur. Das Ar- beits-, Siedlungs- und Gerätewesen der prämaschinellen Zeit Oberkärntens hat in ihm seinen Sammler gefunden.

Der Verein, als den Prasch sein Museum gegründet hat, kauft nichts an, sondern läßt es seinen Mitgliedern, den „Förderern“, eine Ehre sein, dem Museum die Objekte zu widmen. Freilich versteht es Prasch, die nun auch bei einer Widmung erforderlichen Mühen, vor allem den Transport, die Reinigung usw., auf sich zu nehmen. Immer findet er den einen oder anderen Lastwagen, der das alte Gerät aus den Bergtälern oder von den Almen herunter- fährt. Dafür hat die Stadtgemeinde Spittal großes Verständnis er- wiesen, und Prasch ein Stockwerk, das oberste, des Schlosses Por- cia mitten im Weichbild von Spittal zur Verfügung gestellt. Das berühmte Spätrenaissanceschloß steht längst leer, von Möbeln der alten Besitzerfamilien hat sich so gut wie nichts erhalten. So läßt sich kein stadt- oder schloßgeschichtliches Museum aufbauen, und Prasch kann die ihm zugewiesenen Räume, die er immer noch zu erweitern und zu vermehren versteht, mit dem alten bäuerlichen Arbeitsgerät füllen. 1961 hat er aus dem Material eine 1. Sonder-

³⁾ Vom Markt zur Stadt. Festschrift der Stadt Spittal zum Kärntner Gedenkjahr 1960. Geleitet von Erich Nußbauer. Spittal 1960.

schau „Holz im Oberkärntner Kulturleben“ zusammengestellt, 1962 eine zweite unter dem Titel „Eisen in Haus und Hof“. Man merkt eine gewisse Ähnlichkeit mit den Arbeiten und Ausstellungen der beiden anderen Sondermuseen in unseren Landen, die immer stärker volkskundlich eingestellt erscheinen, mit Trautenfels im steirischen Ennstal und mit dem Mühlviertler Heimathaus in Freistadt.

Das Sammelgut, das Prasch zusammengetragen hat, ergibt heute schon einen beachtlichen Querschnitt durch das altbäuerliche Arbeits- und Gerätewesen. Man findet Bienenstockstirnbretter ebenso wie gedrehte Doppelschüsseln, Brunnentürken, Schlitten, Arln, Joche, Kumpfe, kurz, alles, was man fachlich erwartet. Johann R. B ü n k e r hat vor fast siebzig Jahren Beispiele von allen diesen Objektgruppen in Trebesing, also im Herzen des Einzugsgebietes des Spittaler Museums, gesammelt, unser Wiener Museum besitzt sie noch ⁴⁾. Sie sind bisher fast nicht veröffentlicht worden, wären aber gerade jetzt als Gegenstücke zu den neugesammelten Objekten von Interesse. Man kann übrigens an der Prasch-Kollektion beobachten, wie gut Bünker gesammelt hat: Was er nicht erwerben konnte, fehlt auch jetzt, daß heißt, die Landschaft besitzt es eben nicht. Das gilt beispielsweise für die religiöse Volkskunst: Man merkt, daß das Gebiet sehr weitgehend protestantisch war und zum Teil noch ist. Davon aber noch später.

In einer Hinsicht freilich kann Prasch weit über das hinausgehen, was Bünker geleistet hat: Er kann mit den modernen Transportmitteln auch große, sperrige Geräte ins Museum schaffen, die auf den Höfen funktionslos geworden sind, aber von Zentralmuseen nie erworben werden können. Auch das Wiener Museum hat für das bäuerliche Großgerät keinen Platz, seit dem Jahr 1917 hat sich sein Raum nicht erweitert. Inzwischen ist im Bereich der staatlichen Museen in Wien ja nur ein Neubau aufgeführt worden, nämlich der des „Museum des 20. Jahrhunderts“. Ob gerade dieses Museum, das wohl richtiger „Museum der Kunst des 20. Jahrhunderts“ heißen sollte, und kaum über eigene Bestände verfügt, sondern Sonderausstellungen aus Leihgaben veranstalten muß, wie eine Kunsthalle, wirklich eine riesige Stahlkonstruktionshalle benötigt, bleibe dahingestellt. Hier hätten je-

⁴⁾ Johann R. B ü n k e r, Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXII, Wien 1902, S. 12—103, 239—273, mit 158 Abb. im Text).

Diese der Öffentlichkeit fast unbekannt und weitgehend unzugängliche Arbeit sollte neuaufgelegt werden, womöglich in Buchform und mit entsprechenden Abbildungen der inzwischen umgebauten, innen und außen stark veränderten Häuser.

denfalls Großgeräte wie die von Prasch gesammelten noch am ehesten Platz. Prasch stellt die Stücke auf den überaus weiten und hohen leeren Dachboden des Schlosses Porcia, und sie scheinen dort sehr gut untergebracht.

Das Museum, über das ein hektographiertes Nachrichtenblatt alle paar Monate unterrichtet (bis Jänner 1963 schon 21 Folgen), wird also noch wachsen, und über das bisherige Stadium wohl bald zu einer gewissen Stabilisierung vordringen. Wenn ihm einmal alle Räume im obersten Stockwerk des Schlosses gehören werden, dann wird auch die Systematik der Aufstellung wachsen, die Konservierung einsetzen, und aus den Beschriftungen ein Katalog entstehen. Man kann dem mutigen Unternehmen nur viel Erfolg wünschen. In Oberkärnten hat ein zentrales Bezirksmuseum bisher gefehlt, und wenn es der ganzen Sachlage nach ein stark volkscundlich orientiertes geworden ist, dann kann das uns nur recht sein.

*

Die geistige Seite der Volkskultur kommt im gleichen Bezirk nicht zu kurz. Es ist nur nicht ganz einfach, ihre museale Dokumentation zu entdecken. Aber in **Fresach**, knapp an der Grenze des Bezirkes Villach, ungefähr nördlich von Feistritz im Drautal, existiert ein „Evangelisches Diözesanmuseum für Kärnten“, bisher das einzige seiner Art in den österreichischen Ländern überhaupt. Es hat sich in Fresach eine kleine Toleranzkirche erhalten. Heute steht eine moderne protestantische Kirche von bedeutenden Ausmaßen daneben. Das bescheidene Kirchlein neben dem stimungsvollen alten Pfarrhof konnte man erhalten, vom Denkmalamt aus instandsetzen lassen, und die Bestände des offenbar noch anwachsenden kleinen Museums darin unterbringen. Der eigentliche Anreger der musealen Widmung des Gebäudes war Pfarrer **Sakrausky**, jetzt in Wien, der Betreuer ist der im Ruhestand befindliche Pfarrer **Otto Bünker**, übrigens ein direkter Neffe unseres großen Sammlers **Johann R. Bünker**. Er betreut also die im wesentlichen auf der Empore der kleinen Kirche untergebrachten Objekte, unter denen vor allem die große Zahl von Bibeln, Postillen, Agenden usw. aus protestantischer Frühzeit auffällt: Trotz aller Gegenreformation haben die kryptoprottestantischen Bauern also alle diese Dinge hier versteckt beibehalten und sind praktisch erst jetzt, in der Mitte des 20. Jahrhunderts, damit herausgerückt⁵⁾. Ein hoch interessanter Vorgang, den man sich an

⁵⁾ Paul Dedic, Der Geheimprotestantismus in Kärnten während der Regierung Karls VI. (1711—1740) (= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 26) Klagenfurt 1940.

allen Objekten dieser Sammlung vergegenwärtigen müßte. Auch hier würde man sich möglichst bald einen Katalog wünschen, der aber nicht nur die bibliographischen Angaben der oft sehr kostbaren Drucke enthalten sollte, sondern vor allem die Herkunft, die Verwahrung durch die bäuerlichen Besitzer. Übrigens stammen nicht alle Objekte aus Oberkärnten, viele auch aus Salzburg und aus dem Zillertal. Die Sammlung könnte also von überlokalem Interesse werden. Sie ist nur einstweilen recht provisorisch untergebracht und aufgestellt. Die alten Pultvitrinen des Landesmuseums bieten eine sehr einstweilige Unterkunft für die geistesgeschichtlich so wichtigen Stücke. Vermutlich ließe sich die Sammlung über die Druckwerke hinaus noch bedeutend erweitern, man könnte wahrscheinlich ein recht geschlossenes Bild der protestantischen Volkskultur unserer Hochgebirgsländer vom 16. bis zum 19. Jahrhundert dort schaffen. Das ganze Kapitel ist ja auch innerfachlich noch sehr vernachlässigt: Hier wäre ein willkommener Ansatz, lang Versäumtes gründlich nachzuholen.

*

Auf verhältnismäßig engem Raum also zwei Museen, die heute schon bedeutsam sind, und künftig noch weit wichtiger werden könnten. Ältere Pläne im gleichen Raum sind dagegen gar nicht zum Tragen gekommen: Ein Millstätter Ortsmuseum, das angesichts der großartigen Geschichte und Kunstgeschichte des Ortes so nahe liegen würde, gibt es bis heute nicht. Gmünd, das wundersame Städtchen im oberen Liesertal, hat dagegen ein kleines Ortsmuseum. Oberkärnten ist also auf unserem Gebiet von beachtlicher Regsamkeit. Man würde sich wünschen, in Unterkärnten etwas auch nur entfernt Ähnliches bald aufwachsen zu sehen. Der dortige Hauptort Völkermarkt würde dringend ein Museum benötigen. Mit der Saualpe als Hinterland ließe sich auch dort sicherlich eine wesentliche Sammlung schaffen, welche zur objektiven Erschließung der volksgeschichtlichen Bedingungen der Besiedlung und Gestaltung dieser herrlichen Landschaft aufgerufen wäre.

*

In diesem Zusammenhang muß noch auf Heft 9 der „Kärntner Landsmannschaft“ (Mitteilungsblatt der Heimatverbände Kärntens, Klagenfurt, September 1962) aufmerksam gemacht werden. Es ist ausdrücklich den Orts- und Heimatmuseen Kärntens gewidmet. Oskar Moser berichtet einleitend über diese „Unsere Schatzkästlein“. Dann folgt eine Darstellung des „Heimat- und Goldbergbaumuseums in Döllach“ von Matthias Maier-

brugger (mit 2 Abb.). Moser widmet dann einen Aufsatz der Sonderschau des Spittaler Museums „Eisen in Oberkärnten“, Helmut Prasch erzählt anschließend „Episoden aus dem Leben eines heimatkundlichen Sammlers“ (mit 2 Abb.), Hugo Loquenz, der Gründer und Leiter des „Dorf museums St. Peter bei Rennweg“ gibt einen kurzen Bericht über seine Schöpfung (mit 2 Abb.), und Matthias Maierbrugger wiederum gibt Nachricht vom „Bauernstübchen beim Valtl“ dem kleinen privaten Heimatmuseum auf dem Valtlhof auf der Lassen zwischen Patergassen und St. Margarethen im oberen Gurktal, der Schöpfung des Schuldirektors Ulrich Schabus (mit 1 Abb.). Über das „Neue Museum auf der Straßburg“ weiß Oskar Moser viel Gutes zu sagen; nicht unwesentlich, daß dort auch eine „Klempnerplatte“ aufbewahrt wird (S. 8), also jener eiserne Bauerngong, der bisher nur aus der benachbarten Obersteiermark bekannt war.⁶⁾ Eigentlich sollte man freilich solche Nachrichten nicht aus derartig versteckt erscheinenden Mitteilungsblättern erfahren müssen. Otto Sterling berichtet über „Ein Lavantaler Heimathaus“, nämlich die Sammlung Fidelius Deiser in St. Ulrich an der Goding (mit 2 Abb.), anschließend über „Die Sammlung eines tüchtigen Bergknappen“, nämlich des alten Matthias Gössnitzer vulgo Pumme in St. Stefan im Lavanttal (mit 1 Abb.). Man sieht, von den bisher sehr wenig bekannten kärntner Heimatmuseen ist sehr viel zu berichten. Manches von dem, was Oskar Moser in seinen Übersichtsbeiträgen dazu gesagt hat, möchte man noch nachdrücklich unterstreichen. So seien seine Sätze über die Sonderschau im Museum Spittal hier wiederholt: „Der Umfang der Sammlungen rechtfertigt weiter den Wunsch, daß das hier zusammengetragene Material möglichst bald auch wissenschaftlich durchgearbeitet und vor allem in manchen sehr wertvollen Schaustücken auch publiziert werden möge.“ Da ja das Landesmuseum für Kärnten seine schützende Hand über alle diese kleineren und größeren örtlichen Sammlungen hält, steht zu hoffen, daß auch dieser sehr sachliche Wunsch sich erfüllen lassen wird. Man müßte allerdings zu diesem Zweck schon einige ausgebildete jüngere Fachkräfte der Volkskunde ansetzen, die wirkliche Inventarisierung dieser Sammlungen kostet Zeit, Fach-

⁶⁾ Leopold Schmidt, Die „Klempern“. Zur Verbreitung des eisernen Bauerngongs in Obersteiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. 31, Graz 1957, S. 43 ff., mit 1 Karte)

Magister Ernst Gasteiger, Gründer und Leiter des Murauer Heimatmuseums, hat mir vor kurzem freundlicherweise von einigen erst jetzt von ihm in seinem Bezirk erworbenen Klempern Mitteilung gemacht. — Ein Katalog der wichtigen und schönen Bestände der Murauer Heimatmuseums wäre eine Notwendigkeit. Er könnte auch für das benachbarte Kärnten von großem Nutzen sein.

wissen und auch etwas Geld. Und die Inventare, beziehungsweise deren katalogartigen Auswertungen, müßten im weiteren unbedingt veröffentlicht werden. Wir haben seinerzeit mit der Publikation des Kataloges des Osttiroler Gerätemuseums durch Franz Kollreider ein Vorbild geschaffen⁷⁾. Aber wir übersehen auch nicht, daß fast keines der größeren Museen einen ausreichenden veröffentlichten Katalog besitzt, daß selbst unser Museum in Wien sich einstweilen noch immer mit den Katalogen seiner Sonderausstellungen behelfen muß. Aber die Bundesländer können erfahrungsgemäß in allen diesen Dingen manchmal mehr machen als unsere so vielseitig beanspruchten Sammlungen in der Bundeshauptstadt. Wenn Klagenfurt das gute Beispiel aufnehmen und eine Katalogserie der kärntner Heimatmuseen schaffen würde, wäre ihm die ganze Volkskunde zu Dank verpflichtet.

⁷⁾ Franz Kollreider, Katalog zum Museum bäuerlichen Arbeitsgeräte in Schloß Bruck, Lienz (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XI der Neuen Serie, 1957, Heft 1)

Chronik der Volkskunde

Konstituierung eines Österreichischen Freilichtmuseums

Die Steiermärkische Landesregierung konnte zur konstituierenden Sitzung des Österreichischen Freilichtmuseums einladen, die am 26. November 1962 in der Grazer Burg im feierlichen Rahmen stattfand. Der Tag war bewußt gewählt worden, denn es jährte sich an ihm zum 151. Male die Gründung des Joanneums.

Landesrat Univ. Prof. Dr. Hans K o r e n hat bei einem Festakt unter vier Punkten über Sinn und Berechtigung dieser Neugründung gesprochen und den Plan dieses Museums der Öffentlichkeit vorgelegt. Daß dieses österreichische Museum in der Steiermark entstehen wird, hat seinen guten Grund darin, daß es der Steirer Viktor von Geramb war, der zuerst auf ein Freilichtmuseum für die Steiermark hingewiesen hat, dessen Pläne aber wegen der Ungunst seiner Zeit nicht verwirklicht werden konnten. Es ist ein erfreulicher Umstand, daß Hanns Koren, selbst ein Schüler Gerambs, nun dessen Plan in veränderter Form und für einen größeren Raum verwirklichen kann. Zu diesem Zweck wurde schon 1961 von der Steiermärkischen Landesregierung ein Areal bei Gratwein in der Nähe der Landeshauptstadt Graz gewidmet.

Der Herr Bundesminister für Unterricht, Dr. Heinrich D r i m m e l, konnte mitteilen, daß die Bundesregierung in der Sitzung vom 25. September 1962 den formalen Beschluß gefaßt hat, dieses Vorhaben der Steiermärkischen Landesregierung zu einem Gegenstand der Förderung durch den Bund zu machen; es wurde sowohl die materielle, als auch die ideelle Unterstützung zugesagt.

In der anschließenden konstituierenden Sitzung wurden die gemachten Vorschläge gutgeheißen: Zur leichteren Zusammenarbeit von Bund und Ländern und um eine weitere Belastung der öffentlichen Verwaltung zu vermeiden, wurde ein Kuratorium auf der Basis eines Vereines gegründet, das die Belange des neugegründeten Museums vertreten soll. Zum Präsidenten des Kuratoriums, dessen Ehrenprotectorat der Herr Bundespräsident übernommen hat, wurde der Bundesminister Dr. Heinrich Drimmel gewählt. Als geschäftsführender Vorsitzender fungiert Prof. Dr. Hanns Koren, als geschäftsführender Leiter Dr. Viktor Herbert Pöttler. Zu den Aufgaben eines wissenschaftlichen Beirates gehört die Beratung grundsätzlicher Fragen über Wahl und Beistellung der einzelnen im Freilichtmuseum zu errichtenden Objekte auf Grund der Forschungsergebnisse. Ihm gehören dementsprechend Vertreter des Faches Volkskunde aus allen österreichischen Bundesländern an. Die bautechnische Beratung obliegt dem technischen Beirat, in den erfahrene Architekten gewählt wurden. Am Nachmittag wurde eine Besichtigung des Museumsgeländes im Reinprechtsgraben ermöglicht.

Einen vorläufigen Bebauungsplan veröffentlichte Herbert Pöttler bereits im Sommer 1962 in den Steirischen Berichten für Volksbildung und Kulturarbeit (6. Jg. 1962, S. 59—60).

Maria Kundegraber

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Dissertation

Günther Mittergradnegger, Die Lieder in den Kärntner Passionsspielen. Maschinschrift 180 Seiten, mit Noten. (Schmidt-Wolfram)

Adolf Helbok 80 Jahre alt

Am 2. Februar 1963 feierte Prof. Dr. Adolf Helbok in Götzens in Tirol seinen 80. Geburtstag. Vertreter der Universität Innsbruck, Freunde und Schüler des Jubilars gratulierten ihm zu dieser Gelegenheit in Form einer kleinen Feier im Gasthof „Altwirt“ in Götzens. Frau DDr. Gröhsel und Dr. Ranzi, ehemalige engste Schüler Helboks, überreichten dem Jubilar die mit diesem Tag erschienenen „Erinnerungen“ Helboks, welche durch ihre Bemühungen veröffentlicht werden konnten.

Karl Ilg

Ernst Neweklowsky †

Am 7. März 1963 ist das hochverdiente korrespondierende Mitglied unseres Vereines, Hofrat Ing. Ernst Neweklowsky in Linz gestorben. Neweklowsky, am 26. Juli 1882 in Linz geboren, war Wasserbautechniker, dementsprechend im ersten Weltkrieg Fortifikationsoffizier. Als solcher leitete er die Balkan-Volkskunde-Expedition, durch die Arthur Haberlandt und Leopold Forster unserem Museum so reiche Bestände an balkanischer Volkskunst zuführen konnten. Neweklowsky hat darüber, vor allem über die Sammlungen in Montenegro, in unserer Zeitschrift auch selbst berichtet. Später galt sein schon vor dem ersten Weltkrieg bekundetes Interesse in immer steigendem Interesse der Geschichte der alten Schifffahrt auf der Donau und ihren Nebenflüssen. 1912 erschien seine erste, 1962 seine letzte Veröffentlichung darüber. Es war dem rüstigen Sammler und Forscher gegönnt, seine Ergebnisse in dem wuchtigen Werk „Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau“ (Linz 1952—54) zusammenfassen, einem Werk, das seinen Namen dauernd lebendig erhalten wird.

Leopold Schmidt

Raimund Zoder †

Am 26. März 1963 ist Prof. Raimund Zoder, Ehrenmitglied unseres Vereines für Volkskunde, nach langem Leiden im 81. Lebensjahr sanft entschlafen. Zoders Bedeutung in der österreichischen Volkslied- und Volkstanzforschung ist so selbstverständlich, so allgemein bekannt, daß es sich fast erübrigt, in einem Nachruf davon viel Worte zu machen. Sie ist auch wirklich vielfach anerkannt worden: Zoder war Inhaber des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um die Republik Österreich, der Ehrenplakette des Landes Niederösterreich, der Stelzhamerplakette des Landes Oberösterreich, der Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien usw. Als sich alle diese verdienten Ehrungen in seinen beiden letzten Lebensjahrzehnten häuften, war seine Lebensarbeit getan. Ihre Ergebnisse aber, und das scheint nun uns das Wichtigste, die werden bleiben. 1)

1) Raimund Zoder-Bibliographie, zusammengestellt von Adolf Mais (Musikerziehung. Vierteljahrszeitschrift, Bd. 3, Wien 1950, S. 218 ff.)

Fortsetzung: Raimund Zoder-Bibliographie 1950—1956. Zusammengestellt von Maria Kundgraber (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 6, Wien 1957, S. 221 ff.)

Zoder war wie sein Vater, der von ihm lebenslang verehrte Julius Zoder, Lehrer, nämlich Volksschullehrer, schließlich Volksschuldirektor. Am 20. August 1882 in Wien geboren, trat er 1901 in den Schuldienst, 1931 konnte er in den Ruhestand treten. Und hatte er praktisch seit seinem 19. Lebensjahr schon an seinen Hauptinteressengebieten gearbeitet, für sie gesammelt und veröffentlicht, so konnte er nun zwischen 1931 und 1938 das Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich zu einer Sammlungs- und Forschungsstätte ausbauen, die im Rahmen der österreichischen Möglichkeiten vorbildlich wurde. Er hatte vor allem das Volkslied, das Volksschauspiel und den Volkstanz in Niederösterreich und im Salzkammergut intensiv gesammelt, Freundschaft mit hervorragenden Volksliedforschern wie Emil Karl Blümml und Konrad Mautner hatte ihn schon zu Pommers Zeiten zu einer gewissen Selbstständigkeit heranreifen lassen. Hohe Musikalität und besonderes Verständnis für die tänzerische Gestaltung am Volkstanz befähigten ihn, die Tanzformen als solche aufzuzeichnen; sein Aufsatz „Wie zeichnet man Volkstänze auf?“²⁾ von 1911 bedeutet faktisch den Anfang der gesamten neuen Volkstanzforschung. Aus der gleichen Veranlagung und der Freude, sie methodisch verwenden zu können, ist seine Aufsatz „Eine Methode zur lexikalischen Anordnung von Ländlern“ von 1908 hervorgegangen, auf dem praktisch alle heute verwendeten Arten der Katalogisierung von Volkslied- und Volksmusikmelodien beruhen.³⁾ Zoder war es nicht gegeben, derartige Ansätze ausführlicher darzustellen. Alle seine Veröffentlichungen sind praktisch nicht über den Umfang der sachlichen Mitteilung hinausgekommen. Man muß sich durch seine etwa 400 Bücher, Aufsätze und Buchbesprechungen usw. durcharbeiten, um zu erkennen, wieviel er an innerster Forschung für sein Gebiet geleistet hat. Von seinem Aufsatz über „Die Mehrstimmigkeit in der österreichischen Volksmusik“ von 1934 zehrt nunmehr schon die dritte Generation, um nur ein Beispiel für die Bedeutung dieser Anregungen zu nennen.⁴⁾ Alle diese Aufsätze hätten längst in einem Sammelband zusammengefaßt gehört. Aber die üblichen Hemmungen der Verleger- und Leserkreise haben das bisher verhindert. Auch Zoders ältere Veröffentlichungen in Buchform wie die mit Rudolf Preiß herausgegebene „Bauernmusi“ von 1925 oder das „Traismaurer Krippenspiel“ von 1920 sind längst vergriffen. Nur die von den Volkstanzpraktikern immer wieder benützten „Österreichischen Volkstänze“ konnten mehrfach aufgelegt werden. Alle diese Sammlungen Zoders sind von Befugten viel benützt, von weniger Befugten nicht selten geplündert worden. Das Besondere daran, die behutsame Art Zoders, die alten Lieder und Weisen in ihrer Eigenart zu verstehen und weiterzugeben, den Tänzern ihren eigenen Stil abzuverlangen, das ist freilich fast unübertragbar gewesen. Die mitunter recht beträchtliche Breitenwirkung der praktischen Pflege- und Erneuerungsarbeit im Bereich des Volksliedes und Volkstanzes hat diesen ganz persönlichen Zug nicht beibehalten können. Wer ihn wiederfinden will, muß zu Zoders Lieblingsarbeiten, zu seinen musterhaften Aufzeichnungen vor allem zurückkehren.

Dort, in der materiell unbedankten Archivarbeit mit ihren Zettelkästen und Sammelmappen, den berühmten Ländlerkisten und der sorg-

²⁾ Zeitschrift des Vereiens für Volkskunde, Bd. 21, Berlin 1911, S. 382 ff.

³⁾ Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Bd. 18, Berlin 1908, S. 307 ff.

⁴⁾ Jahrbuch für Volksliedforschung, Bd. 4, Berlin 1934, S. 100 ff.

fältig durchgearbeiteten kleinen Handbücherei kam Zoders Wesen am stärksten zum Ausdruck. Dort verstand man seine Vorliebe für Jean Paul, den er wie Goethe und einige wenige andere Klassiker immer wieder las. Als er mir 1948 ein Exemplar seiner „Arbeit auf Kriegsdauer“, den während des zweiten Weltkrieges geschaffenen General-Index der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ widmete, lag selbstverständlich ein Widmungszettel mit einem Zitat aus der „Levana“ von Jean Paul über die „Lexikonmacher“ drin.⁵⁾

Der Einschnitt des Jahres 1938 hat in Zoders Leben und Denken eine große Rolle gespielt. Er hatte ein Menschenalter für die Volkskultur gearbeitet, theoretisch und praktisch, als Sammler und Forscher wie als erster Lehrer des Volkstanzes in Wien, als Anreger einer ganzen großen Bewegung. 1938 schob man ihn, der seit 1931 schon Pensionist war und alles freiwillig und unbezahlt machte, aus rein familiären Gründen in den Hintergrund, nahm ihm das Volksliedarchiv und alle öffentliche Wirksamkeit. Darüber kam er in den folgenden sieben Jahren nur sehr schwer hinweg, wurde ein ängstlicher Einsiedler, der sich nur durch den allmählich doch wachsenden Zuspruch der alten Freunde einigermaßen ermutigen ließ. Die Arbeit an jenem „General-Index“ hat ihm sicherlich viel geholfen. 1945 erwachte sein Selbstbewußtsein wieder, er versuchte mit Eifer und Geschick die alte Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, die er lange Jahre geleitet hatte, als „Volkslied-Volkstanz-Volksmusik“ noch einmal erstehen zu lassen, und widmete sich vor allem der Neugestaltung des Österreichischen Volkslied-Unternehmens, das nur auf sein beharrliches Drängen Staatssekretär Dr. Karl Lugmayer, längst sein persönlicher Freund, als „Österreichisches Volksliedwerk“ neu konstituieren konnte. Der Wiederaufbau des Vereines für Volkskunde ist ihm ebenfalls weitgehend zu verdanken, da er die Überleitungsarbeiten von Hofrat DDr. Richard Kurt Donin durch sein sachlich gewichtiges Wort unterstützen konnte.

Erfreulicherweise hat Zoder also zwischen 1945 und 1955 noch wichtige Früchte seiner Arbeit reifen sehen. Die Erneuerung des Volksliedarchives für Wien und Niederösterreich begleitete er noch mit freudigem Erstaunen. Dann ließ die Kraft zur eigenen Arbeit nach. Allmählich ließ ihn die Krankheit in Untätigkeit, ja Unbeweglichkeit versinken. Der Tod hat ihn schließlich geradezu erlöst. Sein Lebenswerk aber stellt ihn für immer in die Reihen der Größten unseres Faches, die Sammlung und Erforschung des Volksliedes, des Volkstanzes und der Volksmusik in Österreich werden seinen Namen nie vergessen.

Leopold Schmidt

⁵⁾ General-Index der Zeitschrift das deutsche Volkslied. 1.—46. Jahrgang, 1899—1944. Zusammengestellt von Raimund Zoder. (Zugleich 47. Jahrgang der Zeitschrift). Wien 1947.

Literatur der Volkskunde

Karl Ilg, Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. I. und III. Band. Innsbruck, Universitätsverlag Wagner, 1961. X+244 S., XII Taf., 2 Farbtafeln; VIII+366 S., 42 Abb. 26 Textzeichn., V Farbtafeln.

Die von Karl Ilg in dieser Zeitschrift angekündigte Vorarlberger Landes- und Volkskunde liegt jetzt im 1. und 3. Band vor¹⁾. Von dem Gesamtwerk, das vier Bände umfassen soll, ist also die Hälfte erschienen; zu den beiden hier angezeigten Bänden (I. Landschaft und Natur, III. Das Volk) werden noch zwei weitere (II. Geschichte und Wirtschaft, IV. Die Kunst) hinzutreten. Im Gegensatz zu dem, was das Titelblatt vermuten läßt, handelt es sich bei der neuen Landes- und Volkskunde von Vorarlberg wie bei den früheren um ein Sammelwerk, an dem 19 Autoren mitgearbeitet haben; aus der Feder des Herausgebers stammen sechs der insgesamt 25 geplanten Beiträge.

Der Herausgeber setzt in seiner „Einführung zum Gesamtwerk“ die Bemerkung voran: „Landes- und Volkskunden sind eine deutliche Kundgebung des Eigenbewußtseins eines Landes. Es weist sich durch sie vor anderen und vor sich selbst als Eigenpersönlichkeit aus. Ihr Erscheinen kann daher einen besonderen Abschnitt einer Entwicklung kennzeichnen“ (Bd. I, S. VII). Von diesem Gesichtspunkt aus unterwirft der Verfasser die älteren Vorarlberger Landeskunden einer geistesgeschichtlichen Bestimmung. Die älteste Vorarlberger Landeskunde von Josef Weizenegger und Meinrad Merkle kam 1839 heraus, zu einer Zeit, da die „vier Herrschaften vor dem Arlberg“ unter Maria Theresia und Josef II. zu einer Verwaltungseinheit zusammengewachsen waren und die Bewohner Vorarlbergs im Kampf gegen die Franzosen und Bayern die Grenzen des einheitlichen Landes und ihre eigene Zusammengehörigkeit erfahren hatten. Im Gegensatz jedoch zu den topographisch-historisch-statistischen Landesbeschreibungen von Tirol, Salzburg und Oberösterreich, die in mehrfacher Hinsicht den Bearbeitern der Vorarlberger Landeskunde als Anleitung dienten, wurden die Erscheinungen der Volkskultur noch kaum berücksichtigt. Erst in der großen Darstellung „Die Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild“, die durch den Kronprinzen Erzherzog Rudolf angeregt und eingeleitet worden war und in deren Serie 1883 der Band Tirol und Vorarlberg erschien, kam auch die Volkskunde Vorarlbergs erstmals zur Geltung (Hermann Sander, Volksleben in Vorarlberg; Philipp Mayer, Musik und Volksmusik in Tirol und Vorarlberg). Dieses Werk hat in Vorarlberg zur Erschließung der volkskundlichen Forschung sehr viel beigetragen, bedeutete auch schon wieder einen Abschluß. Denn die von Adolf Helbok betreute „Heimatkunde Vorarlbergs“, die 1929 herauskam, war aus einer ganz neuen Situation heraus entstanden. Die Fortschritte, die

¹⁾ Karl Ilg, Grundzüge einer Vorarlberger Landes- und Volkskunde, in: ÖZV XV/64 (1961), S. 14—21.

die volkskundliche Forschung inzwischen gemacht hatte, brachte es mit sich, daß die „Volkskunde Vorarlbergs“ in diesem Sammelwerk schon mit einem eigenen Heft berücksichtigt werden konnte. Die Darstellung der Volkskultur in Vorarlberg blieb allerdings auf Teilgebiete beschränkt, und die Ausführungen in den einzelnen Abschnitten über Siedlung, Haus, Arbeits- und Lebensweise, Volkskunst, Tracht und Sitte, Brauch und Volksglaube, Rede des Volkes, die sich kaum auf systematische Vorarbeiten stützen konnten, sind reichlich ergänzungsbedürftig geblieben. Immerhin konnte an dieser Zusammenfassung beurteilt werden, was von der Forschung im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts ungefähr erarbeitet worden war. Für jede Neubearbeitung einer allgemeinen volkskundlichen Darstellung über Vorarlberg, ob sie nun als Beitrag in einer Landeskunde oder als selbständige Veröffentlichung gedacht war, mußte sich von hier aus die Forderung nach umfassenden Erhebungen und methodischen Untersuchungen der volksmäßigen Überlieferungen in Vorarlberg erheben. Die von Arthur Schwarz unmittelbar nach dem Krieg, 1949, herausgegebene „Vorarlberger Landeskunde“ konnte mit ihrem volkskundlichen Teil indes diesem Anspruch kaum genügen. Gleichfalls nach dem Zweiten Weltkrieg, als sich für Österreich und Vorarlberg eine neue Entwicklungsphase abzeichnete, bemühte sich auch Karl Hlg um eine solche Synthese. In der nunmehr vorliegenden Landes- und Volkskunde Vorarlbergs, in welcher die volkskundlichen Beiträge, wenn schon nicht in einem völlig unabhängigen Buch, so doch in einem eigenen Band versammelt sind, soll nun Zeugnis abgelegt werden über die Forschungsbemühungen der seit dem Krieg vergangenen 15 Jahre. Viele Gegebenheiten der äußeren und inneren Entwicklung von Vorarlberg sprechen für eine solche zusammenfassende Schau nach dem sechsten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Es wird aber zu prüfen sein, inwieweit von der sachlichen Sammlungs- und Forschungsarbeit her eine solche Synthese schon gerechtfertigt erscheint. Die Kritik kann sich hier naturgemäß nur auf das Gebiet der Volkskunde, die im wesentlichen im dritten Band berücksichtigt ist, beschränken.

Den eigentlich volkskundlichen Kapiteln des 3. Bandes werden zwei Beiträge über die somatische Anthropologie und Demographie von Vorarlberg vorangestellt, aus welchen sich verschiedene Voraussetzungen zur Beurteilung der volkskulturellen Erscheinungen herauslesen lassen. Gustav Sausser, Anatom und Histologe der Universität Innsbruck, faßt in seinem Beitrag „Anthropologie“ (S. 1—24, V Diagramme, XII Bildtafeln) die Ergebnisse der von einer medizinisch-anthropologischen Arbeitsgemeinschaft an den Knochenbeständen der noch heute erhaltenen Vorarlberger Ossuarien (Rankweil/St. Peter, Ludesch/St. Martin, Tisis) in den Jahren 1952—1955 durchgeführten Untersuchungen zusammen. Die Befunde dieser Schädelmessungen — es sei hier angemerkt, daß in den Vorarlberger Beinhäusern kein bemalter Schädel aufgefunden werden konnte im Gegensatz etwa zu dem Vorarlberg unmittelbar benachbarten und mit dem Montafon in mehrfacher siedlungsgeschichtlicher Beziehung stehenden tiroler Ort Galtür —, die mit Beobachtungen an typischen lebenden Vertretern der Vorarlberger Volksschläge und mit den Ergebnissen von Untersuchungen an Nachbarpopulationen verglichen werden, erlauben dem Verfasser, den anthropologischen Werdegang der Bevölkerung Vorarlbergs zu skizzieren, zeigen aber auch, daß sich die Vorarlberger Volksschläge, in ihrer Differenzierung kaum anthropologisch, vielmehr nur kulturpsychologisch darstellen lassen.

Der Innsbrucker Wirtschaftswissenschaftler Ferdinand Ulmer wertet in seiner Untersuchung über „Das Bevölkerungswachstum im letzten Jahrhundert“ (S. 25—100, 2 Diagramme, 70 Tabellen) die Ergebnisse der Volkszählungen von 1961, bzw. 1951 statistisch aus. Die Resultate der nicht unter denselben Gesichtspunkten durchgeführten früheren Volkszählungen werden vergleichend herangezogen. Besonders treten hierbei die Fakten des starken Bevölkerungswachstums seit der Mitte des 19. Jahrhunderts (Verdoppelung der Bevölkerungszahl) hervor, eine Erscheinung, die vom industriellen und wirtschaftlichen Aufschwung des Landes begleitet wird und sich einerseits mit einer sich in vier deutlich erkennbaren Wellen vollziehenden Zuwanderung landfremder Personen und andererseits aus dem Geburtenüberschuß, mit welchem Vorarlberg in der Spitzengruppe der österreichischen Bundesländer und der Nachbarländer steht, erklären läßt. Die statistischen Erhebungen zum Jahreszyklus der Geburten, zu den Heiratskreisen, Haushalten (Größe, Struktur), zur Religion, Gebürtigkeit und Schulbildung, zur beruflichen Gliederung und wirtschaftlichen Zugehörigkeit der Vorarlberger Bevölkerung ergeben Hinweise, die sich der Volksforscher gerne zunutze macht.

Eine allgemein verständliche, aufschlußreiche Darstellung über „Die mundartlichen Verhältnisse“ in Vorarlberg (S. 101—133) gibt der hochverdiente Erforscher der südalemannischen Mundart und Verfasser des Vorarlbergischen Wörterbuches Leo Jutz, dessen Tod die Wissenschaft zu Beginn dieses Jahres beklagen mußte. In der Formulierung des Titels wird bereits zum Ausdruck gebracht, was Jutz dann explizit ausspricht: „Man hat keine Berechtigung von einer spezifisch vorarlbergischen Mundart zu sprechen, denn es gibt keine einzige mundartliche Erscheinung, die einerseits allen vorarlbergischen Mundarten und andererseits ausschließlich diesen eigentümlich wäre“ (S. 101). Diese Tatsache, daß Vorarlberg gegen Westen eben nur politisch, sprachlich jedoch gegen Osten Grenzgebiet ist, wird man sich auch bei der Betrachtung anderer volksculturelle Erscheinungen vor Augen halten müssen. Jutz legt dann Wert darauf, „die wichtigsten Eigentümlichkeiten der vorarlbergischen Mundart vorzubringen und ihre Stellung im Vergleich mit den Mundarten der Nachbarländer zu charakterisieren“. Auf Grund der verschiedenen Lautmerkmale und Eigenheiten des Wortschatzes zeigt der Verfasser die äußeren Grenzen und die sprachräumliche Innengliederung der Mundart in Vorarlberg auf. Es ergeben sich deutlich begrenzte Verbreitungsbilder, für deren Erklärung der Verfasser bestimmte Gegebenheiten der Siedlungs- und politischen Geschichte heranziehen kann. Eine Veranschaulichung dieser klar hervortretenden Mundartgebiete durch entsprechende Verbreitungskarten wäre in diesem Zusammenhang wohl wünschenswert gewesen, zumal sich die Ergebnisse der historischen Dialektgeographie gelegentlich mit Beobachtungen auf anderen Gebieten der materiellen und geistigen Volksüberlieferung vergleichen lassen.

Die sieben folgenden Beiträge behandeln schließlich im engeren Sinn volkscundliche Themen. Eugen Thurnher, der Innsbrucker Literaturhistoriker, betrachtet „Redensart, Volksschauspiel und Sagen-gut“ (S. 135—167) vom literaturhistorischen Gesichtspunkt aus, indem er die volkstümlichen Redensarten, das Volksschauspiel, Sagen, Legenden und Märchen als „vorliterarische Formen“ begreift. Durch ihre jeweilige zeitliche Erscheinungsform hindurch seien sie als Zeugnisse des Volksgeistes zu verstehen. Für die volkscundliche Forschung auf dem Gebiet der Oralliteratur ergeben sich vor einer solchen allgemei-

nen Problemstellung jedoch eine Reihe konkreter Fragen, die in diesem Zusammenhang freilich nicht erörtert werden. Der Verfasser hat in einer selbständigen Veröffentlichung (Rede, Spiel und Erzählgut. Zur Vorgeschichte der Vorarlberger Literatur. Dornbirn 1961) den vorliegenden Beitrag bereits vorweggenommen; es sei deshalb auf die in dieser Zeitschrift bereits veröffentlichte Rezension verwiesen (Leopold Schmidt, in ÖZV XV/64, 1961, S. 211—212). Zu den Ausführungen Thurnhers über das Volksschauspiel, welche sich auf die neuere Untersuchung von Karl-Heinz Heinze (Zur Entwicklung des Theaters in Vorarlberg. Diss. Innsbruck 1960) stützen konnten, wird man jetzt auch die Übersicht über das Volksschauspiel in Vorarlberg von Leopold Schmidt heranziehen müssen (Das deutsche Volksschauspiel. Ein Handbuch. Berlin 1962. Seite 249—252).

Das verhältnismäßig umfangreiche Kapitel über „Sitten und Bräuche“ (S. 169—222, 1 Farbtafel, 8 Abb., 2 Textzeichnungen) hat der Herausgeber des Sammelwerkes, Karl Ilg, selbst verfaßt. Der Stoff ist in drei Abschnitte „Die Sitten“, „Das Lebensbrauchtum“ und „Sitte und Brauch im Jahreslauf“ gegliedert: eine Überlegung über „Wert und Aufgabe von Sitte und Brauch im allgemeinen“, worin der Verfasser im wesentlichen deren gemeinschaftsbildende und -erhaltende Funktion hervorhebt, wurde der Stoffdarbietung vorangestellt. Als Sitten werden Gruß und Ansprache (im Beitrag von Thurnher bereits ausführlicher berücksichtigt), Feierabend („Hengert“, „Stubete“), Sonntagsruhe dargestellt; Geselligkeit, Jahrgängergemeinschaften und Jungbäuerfeiern werden kursorisch erwähnt. Es werden hier somit eine Reihe von Themen der Gegenwartsvolkskunde mit stark soziologischem Gehalt angeschnitten, die für Vorarlberg noch kaum ihrer wirklichen Bedeutung entsprechend wissenschaftlich erfaßt und untersucht worden sind. Auch die älteren Erscheinungen auf diesem Gebiet, die Ilg hier anführt, haben längst noch nicht gebührende Berücksichtigung gefunden; so etwa die Tanzlauben (Ilg erwähnt nur einige Tanzlauben aus dem Bregenzerwald, nicht jedoch die Beispiele aus anderen Tälern, z. B. im Montafon, wo sich verschiedene Bauten erhalten haben: gut erhalten in Gaschurn, stark verbaut in Bartholomäberg, auf Motivtafeln des 19. Jahrhunderts für Tschagguns noch nachweisbar), die weder inventarisiert, noch nach ihrem Baubestand beschrieben und in ihrer Gemeinschaftsfunktion eingehend gewürdigt worden sind. Brauchmäßige Handlungen und Glaubensvorstellungen, die sich mit Geburt, Jugend- und Reifezeit, Hochzeit, Tod und Begräbnis verbinden, werden in dem Abschnitt über das „Lebensbrauchtum“ zusammengefaßt. Da wird der „Majen“ erwähnt, der bei der Geburt des ersten männlichen Nachkommen von den Burschen vor dem Geburtshaus aufgerichtet wird; genaue Lokalisierungen dieses in den Walsertälern und im Montafon durchaus nicht generell geübten Brauches werden hier vermißt. In diesem Zusammenhang fehlt auch ein Hinweis auf eine Sonderform der Geburtsankündigung in Form eines Bemaltes und mit Inschrift versehenen Aushangschildes, wie es etwa durch die Holztafel aus dem Jahr 1851 im Bludenz Heimatmuseum für das Klostertal bezeugt ist. Die Taufe totgeborener Kinder, die bis zur Zeit der Aufklärung in der heute erloschenen Wallfahrt von Schruns üblich war, wird erwähnt; Ilg kann sich hierbei auf die Erhebungen von Armin Müller (Wallfahrten in Vorarlberg mit Weihe- und Votivgaben. Unveröffentl. Dissertation, Innsbruck 1947) stützen, zieht in diesem Zusammenhang jedoch nicht die einschlägige Literatur zum Vergleich heran (R. Andree, Die Taufe totgeborener Kinder ist noch heute üblich, in:

ZsfVkd XXI, Berlin 1911, S. 333; J. Baur, Die Spendung der Taufe in der Brixener Diözese in der Zeit vor dem Tridentium. [= Schlernschriften Bd. 42]. Innsbruck 1938, S. 121—122). Auf den Brauch der kirchlichen Aussegnungen der Wöchnerin, die magischen und volksmedizinischen Vorstellungen und Praktiken um die Geburt ist der Verfasser hingegen nicht eingegangen. — Van Gennep, *Les rites de passage*, wird zweimal zur Interpretation der „Jugend- und Reifebräuche“ herangezogen; zweimal ist der Name des großen französischen Volksforschers allerdings falsch geschrieben (Genepp!). Interessant ist die Erwähnung der eigenartigen Efeukronen, die die Buben zur Ersten Kommunion in den Ort Höchst und Hard am Bodensee auf dem Kopf tragen: es handelt sich dabei um eine Sonderform, die Josef Gehrler 1957 in einem Vortrag auf der Österreichischen Volkskundetagung in Bregenz bekannt gemacht hat und die noch einmal ausführlich beschrieben werden sollte. — Bei der Schilderung der Hochzeitsbräuche, die mehrere interessante, aber leider nicht immer genau lokalisierte Einzelheiten enthält, hätten auch die Arbeiten von Meinrad Tiefenthaler (Aus alten Hochzeitsordnungen, in: *Alemannia* 9, N.F. I, 1935, S. 183—186) und Richard Beitzl (Die Silbentaler Hochzeit, in: *Montfort* Jg. 1, 1946, S. 56—61) Erwähnung finden müssen. — Manche Gedankengänge Ilgs bereiten dem Leser bisweilen Schwierigkeiten, etwa dann, wenn es heißt: „Mit der Hochzeit rückt das Paar in jenen Stand, der er das geschilderte Reifen vom Säugling zum Mann und zur Frau und die damit verbundenen Sitten und Bräuche bald wieder an den eigenen Kindern erleben läßt.“ (S. 185); auch erschrickt man vor den grausamen Sitten in Vorarlberg, denn „Die Verabschiedung des Brautpaares führt dessen offizielles Ende herbei.“ (S. 185); doch beruhigt liest man dann später: „Einmal aber läutet dann auch für jeden Vorarlberger die Sterbeglocke, . . .“ (S. 187), womit wir uns bei der Beschreibung der Bräuche um „Tod und Begräbnis“ befinden. Alle wesentlichen Brauchelemente kommen hier zur Sprache, auch kann Ilg einige neue Mitteilungen machen, aber die eigentliche volkskundliche Problematik, die sich Absatz für Absatz ergibt (Brauch des Sterbegeläutes, Lichterbrauch, Partezettel, Erinnerungsbild, usw.), stellt sich dem Verfasser nicht. — Derselbe Vorbehalt muß auch gegenüber den Ausführungen über „Sitte und Brauch im Jahreslauf“ gemacht werden. Der Verfasser beschränkt sich fast ausschließlich auf reine Beschreibungen; unterläßt es aber, die einzelnen brauchmäßigen Erscheinungen zu Jahresbeginn, an Fastnacht, am Funkensonntag, in der Karwoche, zu Ostern, Allerseelen, Nikolaus oder Weihnachten in ihrer landschaftlichen Differenzierung (Bezeichnungen, Spielformen, Requisiten etc.) zu erfassen und kartographisch darzustellen. Wichtige Brauchtermine wie Mariä Himmelfahrt (15. August) mit der Kräuterweihe, oder typisches Brauchgerät (z. B. die Klausenhölzer) sind ihrer Bedeutung entsprechend zu wenig berücksichtigt. Auch fehlen hier wieder die Lokalisierungen der mitgeteilten Brauchbelege, etwa diejenigen der Dreikönigssprüche (S. 193—194); ebenso werden verschiedene bibliographische Hinweise vermißt (etwa: Richard Beitzl, *Mittwinterbrauch im Montafon*, in: *Kultur und Volk*, Festschrift für G. Gugitz [= Veröffentl. des Österr. Museums für Volkskunde, Band 5], Wien 1954, S. 53—62). — Das ganze Brauchtum der volksmäßigen Wallfahrten, für das Gustav Gugitz in seinen topographischen Handbuch auch für Vorarlberg so gründlich vorgearbeitet hat, wurde in die Schilderung der spärlichen Bräuche zur Sommerszeit hineingezwängt. Die volkskundliche Forschung hat aber auf diesem Spezialgebiet in den letzten Jahrzehnten so sehr an Bedeutung gewonnen, daß das Vorarlberger Wallfahrtswesen im besonderen und die Volksreligiösität im

allgemeinen in dieser Landes- und Volkskunde von Vorarlberg in einem selbständigen Beitrag hätte behandelt werden müssen; schon deshalb weil sich gerade in Vorarlberg im Vergleich zu den anderen Ländern Österreichs verschiedene spezielle Probleme ergeben. — Dem Kapitel über die Volksbräuche in Vorarlberg sind einige Photographien beigegeben, die in ihrer dürftigen Auswahl und mit ihrem winzigen Format nicht dem zeitgemäßen Anspruch auf eine ausdrucksvolle und lebendige Dokumentation durch das Bild erfüllen. Die Schülerzeichnung von einem Allerweltskostümfest (Abb. 21) kann hier kaum etwas bieten, der Geburtsbaum aus dem Montafon (wo?) ist dagegen nicht vollständig ins Bild gekommen; und der Rez. ist nicht wenig überrascht, hier ein Bild aus einer eigenen Publikation wiederzufinden, zu dem er freilich verblich den Herkunftshinweis sucht.

Im Kapitel über „Volkslied und Volkstanz“ (S. 223—248) erschließt Hans Walter ein volkskundliches Sammel- und Forschungsgebiet, das in Vorarlberg im Gegensatz zu anderen österreichischen Bundesländern sehr wenig Beachtung gefunden hat. Zur Einleitung seines bemerkenswerten Beitrages gibt der Verfasser einen kurzen Überblick über die Geschichte der österreichischen Volksliedforschung als auch des Volksliedes im allgemeinen; außerdem wird das Verhältnis der Vorarlberger sowie einzelner Standes- und Berufsgruppen zum volksmäßigen Singen und Musizieren aufgezeigt. Das Hauptgewicht dieses Beitrages aber liegt auf der Untersuchung der stammlich-landschaftlichen Eigenarten des Volksliedes in Vorarlberg. Angeregt durch K. Singer (Musik und Charakter), F. Blume (Das Rassenproblem in der Musik) und W. Wiora (Das echte Volkslied) greift Walter hier ein grundsätzliches Erkenntnisproblem der Volkskunde auf, zu dessen Lösung er in diesem speziellen Fall einen interessanten methodischen Ansatz findet, nämlich die Analyse und statistische Auswertung von Klangbild (Melodik, Rhythmik, Harmonik und Form) sowie Wort und Inhalt von 118 in den verschiedenen Tälern des Landes aufgesammelten Liedern. Walters Arbeit aber zeigt aber auch, was organisierte Sammelarbeit von wissenschaftlichen Institutionen (hier: Österreichisches Volksliedwerk, Arbeitsausschuß für Vorarlberg) und der wirkliche Einsatz von Einzelpersonen vermögen, um ein so lange vernachlässigtes Forschungsgebiet sammeln und auswertend aufzuarbeiten.

In dem Beitrag über „Die Trachten“ (S. 249—267, 5 Farbtafeln, 3 Abb., 1 Textzeichnung) gibt der Verfasser, Karl Ilg, zu erkennen, was auch auf diesem Sachgebiet noch zu sammeln ist. Es wird auf die Quellen verwiesen, die für eine vollständige Trachtengeschichte des Landes heranzuziehen wären: systematische Auswertung der Bildzeugnisse (das in Vorarlberg recht charakteristische bäuerliche Porträt und die im wesentlichen mit dem 17. Jahrhundert an den Vorarlberger Wallfahrten auftretenden Motivbilder; vgl. hierzu: Richard Beitzl, Die Montafonertracht im Bild (Katalog der Ausstellung in Schruns 1952, 5 S. hektographiert) und Schriftzeugnisse (Beschreibungen, Kleidervorschriften, Hinterlassenschaftsverzeichnisse, usw.). Solche Vorarbeiten aber fehlen noch weitgehend oder sind nur in Ansätzen vorhanden. Die intensivere Beschäftigung Ilgs mit dem Bregenzerwald erklärt das stärkere Hervortreten dieser Landschaft im Vergleich etwa zum Montafon, das nicht nur im gleichen Maß als Gebiet einer noch lebendigen Trachtenüberlieferung gelten kann, sondern auch Anlaß zu wichtigen trachtengeschichtlichen Beobachtungen gibt. Ilg verfolgt in seiner Beschreibung die Männer- und Frauentrachten sowie deren bedeutendere Be-

standteile in ihrer historischen Entwicklung. Die größeren trachtengeschichtlichen Zusammenhänge (etwa für die städtische Radhaube) über die Grenzen des Landes hinaus werden jedoch kaum aufgezeigt, und schon gar nicht kartographisch zur Anschauung gebracht. — Die Ableitung der Bezeichnung für den Frauenrock „Juppe“, die nicht nur im Bregenzerwald, sondern auch in Südvorarlberg geläufig ist, vom franz. „la juppe“ muß wohl revidiert werden: L. Jutz (Vbg. Wb. I, 1508) stellt das Mundartwort zu mhd. „juppe“ < mlt. „juppa“ und ital. „giuppa“. — Der Text wird von 5 Farbtafeln nach sachlich richtigen Aquarellen der Wiener Trachtenzeichnerin Erna Moser-Piffel begleitet; die Schwarzweißbilder (zwei von vielem Weiß umgebene Kleinformatbilder von ganzen Trachten auf Taf. XIX und zwei Großaufnahmen von Stickereimustern auf Taf. XX) wirken dagegen sehr schwach.

Ohne nennenswerte Veränderungen hat Karl Ilg seine bereits veröffentlichte Abhandlung (Vorarlberger Volksnahrungskunde, in: Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereines, Bregenz 1954, S. 87 bis 113) über die „Volkstümliche Nahrungsweise“ (S. 269—289, 4 Abb.) übernommen. Eine Befragung der Vorarlberger Schüler und die Mitarbeit des volkskundlichen Ausschusses des Vorarlberger Landesmuseumsvereines haben hier eine abgerundete Dokumentation zustandegebracht, die alle typischen Einzelheiten der vielfach altertümlichen und sich in der Gegenwart noch recht beharrsam zeigenden Speisesitten (tägliche und festliche Mahlzeiten, Zusammensetzung der Kost) und der damit verbundenen Redensarten und Sprichwörter erkennen lassen. Wie schon mehrfach angemerkt werden mußte, versäumt es Ilg, einschlägige Vorarbeiten zu zitieren. So fehlt auch hier der Hinweis auf die Arbeit von Klaudia Helbok, Die Küche und die volkstümlichen Speisen in Vorarlberg (Sprachgeschichtliche und volkskundliche Untersuchung), maschin. Diss. Wien 1931. Vorarlberg besitzt hiermit Darstellungen zum volksmäßigen Nahrungswesen, wofür es in anderen Landschaften nur wenige Entsprechungen gibt. Aus diesem Grund ist es auch zu begrüßen, daß die ältere Arbeit des Verfassers noch einmal in das vorliegende Buch aufgenommen und damit einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht wurde. Wenige Abbildungen begleiten den Text, die Wiedergabe der neuen Schauvitrine des Vorarlberger Landesmuseums mit Gebädbrotten ist in diesem Zusammenhang allerdings nicht sehr instruktiv.

Im nächsten Abschnitt behandelt Karl Ilg das „Bodenständige Bauen und Wohnen“ (S. 291—342, 1 Farbtafel mit 2 Abb., 4 Abb., 19 Textzeichnungen), ein Sachgebiet also, auf dem der Verfasser schon eine ganze Reihe von Veröffentlichungen vorgelegt hat. Die einzelnen Vorarlberger Hof- und Haustypen aus dem Rheintal, dem Bregenzerwald, in den Walsertälern, im Walgau und Montafon werden hier beschrieben, ihre wichtigsten Komponenten herausgehoben. Man vermißt allerdings auch hier den Versuch einer kartographischen Darbietung des Stoffes, die Ilg als Geographen naheliegen müßte. Bei dem Bildmaterial handelt es sich merkwürdigerweise weitgehend um bereits veröffentlichte Belege (G. Baumeister, J. Bär); der einwandfreie Dokumentationscharakter der Abb. 32 muß angezweifelt werden (großer Eßtisch neben dem Stubenofen?). Neben dem Bauernhaus wird auch das Stadt- und Arbeitshaus in Vorarlberg berücksichtigt, zu welchem Ilg schon früher Spezialuntersuchungen angestellt hat. Andere Gruppen und Typen überlieferter Bauweise (Tanzlauben, Brückenbauten, Zeitbehausungen wie Maisäb, Alpen) haben dagegen keine Beachtung gefunden.

Die äußere Zierde und innere Ausgestaltung des Hauses wurde von Karl Ilg in das letzte Kapitel über „Die Volkskunst“ (S. 343—359, 1 Farbtafel, 8 Abb., 4 Textzeichnungen) hinübergeworfen. Zu diesem Thema konnte der Verfasser nun nicht viel mehr beitragen, als vor ihm Baumeister, Bär und Helbok bereits geboten haben. Das zeigt sich auch in der Auswahl der Bilder, die den älteren Veröffentlichungen entnommen worden sind. Dort aber, wo der Verfasser selbständig Belege heranzieht, befindet er sich schon auf dem Boden des reinen Kunstgewerbes. Hält man diesem Beitrag etwa die Bilddokumentation und Inventarisierung zur Volkskunst in Vorarlberg entgegen, die vor 40 Jahren im Rahmen der kunsttopographischen Aufnahmen zustandekam, allerdings auch niemals publiziert wurde, dann muß man feststellen, daß auf diesem Gebiet nicht nur sammlerisch nichts mehr geleistet wurde, sondern anscheinend auch das sichere fachliche Beurteilungsvermögen verloren gegangen ist. Der bäuerliche Wohnstil im Montafon wird auf jeden Fall nicht so sehr vom Barock als vielmehr durch Renaissanceformen bestimmt.

Zusammenfassend wird man zuerst mit Genugtuung feststellen, daß die Volkskunde in dem vorliegenden Sammelwerk im Vergleich zu den älteren Publikationen um einzelne Sachgebiete erweitert werden konnte und sich immerhin in einem selbständigen Band präsentiert. Eine Reihe von wichtigen Themen (Wirtschaft und Arbeit, Volksglaube und Volksmedizin, Rechtsvolkskunde) sind hingegen immer noch un bearbeitet geblieben. Eine Bibliographie der bedeutenderen Arbeiten zur Volkskunde Vorarlbergs hätte in einem Anhang unbedingt aufgenommen werden müssen. Die Auseinandersetzung mit den einzelnen volkskundlichen Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Vorarlberg hat hier aber vor allem gezeigt, daß für die wissenschaftliche Beurteilung der einzelnen volkskulturellen Erscheinungen noch vielfach die entsprechenden Voraussetzungen (Inventarisierung und Analyse des überlieferten Volksgutes) fehlen. Es wurde an anderer Stelle hervorgehoben, daß Vorarlberg gegenüber anderen Bundesländern den Vorzug der leichten Überschaubarkeit besitze, und damit die Möglichkeit für eine mustergültige volkskundliche Bestandsaufnahme gegeben sei, für die gerade heute angesichts der tiefgreifenden wirtschaftlichen und soziologischen Umschichtungen im Lande und des bedrohlichen Ausverkaufes von Gegenständen der Volkskunst eine besondere Notwendigkeit besteht. Diese Arbeiten freilich müßten von irgendeiner Institution im Lande betreut werden in der Art, wie sie schon im Jahr 1948 in dieser Zeitschrift gerade für jene österreichischen Bundesländer, die keine Universität in ihren Grenzen beherbergen, vorgeschlagen worden ist (Leopold Schmidt, Stand und Aufgaben der österreichischen Volkskunde, in: ÖZV II/51, 1948, S. 1—12). Als Aufgabe stellt sich also eine umfassende Sammelarbeit nach einem durchdachten Konzept und die methodischen Auswertung dieser volkskundlichen Dokumentation. Hier würden die Voraussetzungen geschaffen werden für eine sachlich wohlfundierte Erkenntnis der Volkskultur in Vorarlberg und ebenso für eine „Volkskunde“ von Vorarlberg, deren Notwendigkeit sich nicht so sehr aus dem Eigenbewußtsein des Landes als aus dem wirklichen Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung ergibt.

Klaus Beitzl

Adalbert Riedl, Die Hirtenzunft im Burgenland, ein Beitrag zur Geschichte des Hirtenwesens im burgenländischen Raum (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 28). Herausgegeben vom Burgenländischen Landesmuseum. 80 Seiten, mit 22 Abb. Eisenstadt 1962.

Wieder tritt die stattliche Reihe „Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland“ in ihrem 28. Band mit einem bedeutenden Beitrag zur Darstellung der Volkskultur des Landes an die Öffentlichkeit. Zu bewundern ist beides: daß das kleine Bundesland Burgenland so bedeutende Publikationsreihen schaffen konnte, aber auch, daß es die fleißigen, unermüdlichen Sammler und Forscher dort gibt, die Nachrichten, Zeugnisse und Beiträge sammeln und schließlich geordnet der Öffentlichkeit vorlegen. Leopold Schmidt, der den Band mit einem Vorwort einbegleitet, bringt einen Überblick der bisherigen Forschungsarbeit auf diesem Gebiet. Daraus läßt sich schon erkennen, wie wertvoll die vorliegende Darstellung des Hirtenwesens ist, die bisher unbekannte Zeugnisse alten Hirtentums und ihrer Organisationen bringt, welche nun bedeutende Gegenüberstellungen sowohl zur gesamtdeutschen, zur österreichischen, wie auch zur ungarischen Hirtenvolkskunde erlaubt.

Das Burgenland war einst ein bedeutendes Land der Schaf-, Pferde-, Rinder- und Schweinezucht. Dieser von den Grundherren des Landes — durchwegs ungarische Adelige — äußerst geförderte Wirtschaftszweig machte ein ausgedehntes Hirtenwesen nötig. Sie waren ihrer einige tausend, die sich früh zu Hirtenzünften zusammenschlossen. Die Arbeit Adalbert Riedls bringt einige Zeugnisse dieser Hirtenzünfte in Abbildungen und vielen Textproben. Die Abhandlung geht von den wirtschaftlichen Grundlagen aus und berichtet über die Ausdehnung der Viehzucht im Lande. Vom allgemeinen Zunftwesen im Burgenland wird sodann auf die Hirtenzünfte besonders eingegangen. Das Leben der Hirten in der Dorfgemeinschaft, ihre brauchtümlichen Feste, ihr religiöses Leben, ihre Eigenart und ihr Gerät werden geschildert. Viel von der alten Überlieferung ging in den letzten Jahren verloren, aber vieles konnte sich bis zum heutigen Tage erhalten.

Der Verfasser, bester Kenner von Land und Leuten, steht den Außerungen des burgenländischen Volkslebens besonders aufgeschlossen gegenüber, seine herzliche Volksverbundenheit wird auch in dieser interessanten Arbeit spürbar.

Helene Grün n

Astrid von Luttitz, Burgenland (Ein terra magica-Bildband). 24 Seiten und 80 Kunstdrucktafeln. München 1962, Hanns Reich Verlag. DM 16,80.

In knappen Abständen sind nun hintereinander drei Bildbände über das Burgenland erschienen. Der vorliegende ist durchaus nicht schlechter als seine Vorgänger, zeigt manche bisher noch nicht photographierte oder noch nicht veröffentlichte Orte, Stücke und Stimmungen, und macht im ganzen einen guten, ruhigen Eindruck. Der Text ist nicht mehr als eine Skizze, welche die Landesgeschichte knapp und im allgemeinen richtig nacherzählt. Kleinere Unklarheiten und Irrtümer stehen wie in jedem ähnlichen Band drin. Die Allgemeinstimmung, das Land zwischen Verharren im Traditionellen und gutem modernen Aufbaugeist, ist richtig erfaßt.

Wichtiger sind die Lichtbilder, von denen der Großteil von der Verfasserin stammt und photographisch meisterlich erfaßt erscheint. Wir können hier nur auf die volkstkundlich wichtigen Tafeln eingehen: 21: Grabstein aus Horitschon mit Adam und Eva; 24: Weinzeiger an einem barocken Hauserker; 36: Hausgiebel in Oslip; 37: Vogelscheuche im Weinberg; 39: Hof in Mörbisch mit Hausaufgängen; 40: Gemeindehaus in Großhöflein, Arkadenhof; 47: Sebastianisäule (leider ohne Ortsangabe); 55: Bäuerlicher Männertypus; 58: Der Rauchfang-Türke von Purbach; 59: Bauernkinder in Wallern; 60: Häuserzeile in Podersdorf; 63: Schilfschlitten auf dem Eis des Neusiedler Sees; 65: Maiskolbenbündel an einer Hauswand; 71: Blick in einen Hof in Donnerskirchen; 72: Dreifaltigkeitssäule in Donnerskirchen (leider mit unzureichendem Text S. 10); 73: Inneres der Wallfahrtskirche von Frauenkirchen; 75: Das neurenovierte Äußere der gleichen Kirche; 76: Frauen auf dem Kirchengang in Podersdorf; 77: Taubenschlag in Groß-Höflein; 81: Junge Hirten (ohne Ortsangabe); 82: Schilfdach-Hirtenunterkunft auf dem Heideboden; 92: Seitenlaube in Bernstein; 95: Gedrehter gotischer Bildstock bei Marz. Die Texte zu den Bildern, auf einem aufklappbaren Blatt angebracht, sind leider zu knapp gehalten. Das beigegebene Kärtchen ist für Außenstehende und Reisende zweifellos nützlich.

Leopold Schmidt

Karl Haiding, Almwirtschaft in der Steiermark. Führer durch die siebente Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. 1962, 87 Seiten, zahlreiche Zeichnungen und Lichtbilder im Text, eine Farbtafel.

Wem es vergönnt war, die Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels/Ennstal im Sommer 1962 zu besichtigen (außer Tausenden von Einheimischen waren die Volkkunde-Seminare der Universitäten Kiel und Marburg a. d. Lahn, die Geographen aus Bonn usw. gekommen), dem wird der vorliegende Führer, der keinen Katalog, sondern mehrere Abhandlungen zum Gesamthema enthält, ein wertvoller Zusatzbehelf sein. K. Haiding, der wissenschaftlichen Forschung durch seine Studien zu Kinderspiel und Volksüberlieferung und zur Erzählforschung (vgl. Österreichs Märchenschatz, Wien 1953 in 4. Auflage) bekannt, hat sich in langen Jahren beruflicher Tätigkeit im Ennstal und im Salzkammergut jene Kenntnis des Alpwesens und der gesamten Kultur der Viehzüchterbauern dieser Gegend erwandert, die ihn befähigten, die spärlichen, z. T. wieder zerstörten Ansätze des Ennstaler Heimatmuseums zum Schwerpunkt eines österreichischen Bergbauernmuseums im Ennstal aufzubauen. Dies also durch die systematische eigene Begehung des gesamten Alpengebietes im Bezirk Liezen und in seinen Nachbarbereichen. Die modernen Mittel der volkstkundlichen Abfrage und Erkundung durch Vermessung, Bild- und Tonaufnahme für Mundart, Terminologie und Funktion der in der gegenwärtigen Technisierung rasch wechselnden Arbeitsgeräte kamen hinzu. Mehrere wohlgeglückte Sonderausstellungen über besondere Probleme des Ennstales (Bienenzucht als Erwerbszweig; Hundert Jahre Ennsregulierung; Wald und Holz usw.) brachten die lohnende Zusammenarbeit mit den entsprechenden Berufsvertretungen und ihren Planern, die sich wiederum in der Ausrichtung auf die moderne Form der Alpwirtschaft im gedruckten Führer bekundet. Von jeweils fachkundiger und verantwortlicher Seite werden diese Fragen behandelt: F. P. Prirsch, „Der Bauer und seine Alm“; F. Wunderlich, „Gegenwartsfragen der steirischen

Almwirtschaft“; F. Schreier, der als der Begründer und Bahnbrecher systematischer steirischer Alpforschung mit Ehren genannt sei, „Almwirtschaft und Bergbauerntum“; M. Schrank, „Die Almwirtschaft im Agrarbezirk Stainach“; A. Bruckner, „Ertragsleistungen steirischer Almen“; O. Pascher, „Die Pflanzen unserer Almen“; G. Wölger, „Almwirtschaft und Tierzucht“; F. Thoma, „Die Entwicklung der steirischen Milchwirtschaft“, Volkskundlicher Schwerpunkt des Heftes bleibt (wenn wir von einem kurzen, mehr als Stimmungsbild geschriebenen Aufsatzes des Bauern A. Tschernitz aus der Sölk absehen) der Beitrag des Gesamtleiters der Ausstellung K. Haiding, „Almleben in der Obersteiermark“ (63—86). Er beginnt mit den bisher in der Forschung zu kurz gekommenen „Almbauten“ und überblickt die Realien der Alpwirtschaft, das Verhältnis von Almleuten und Vieh, die jeweilige mundartliche Nomenklatur der Arbeit und ihrer Geräte, Futtergewinnung und -bergung, Tiernamen, die Requisiten, wie den in letzter Zeit mehrfach behandelten „Ringstecken“. Das aus K. Mautner-V. Geramb, Steirisches Trachtenbuch, II, 105, entnommene Farbbild des Hirten von der Weiderlingalm bei Leoben, gemalt von M. Loder um 1820, hier beigegeben nach S. 48, ist eine besonders hübsche Illustration zu Almleben und „Ringelstecken“. Zu diesem Hirtengerät vgl. dzt. L. Schmidt, Unsere Heimat XXXI, H. 9/12, Wien 1950, Karte S. 195 (für Ost-Niederösterreich); für Kärnten-Lavantal derselbe, Carinthia I, 149, 1959, 879 ff.; für das Burgenland derselbe, Burgenländische Heimatbl. XXI, Eisenstadt 1959, 207 ff., eine Karte; für die Steiermark H. Köhler, Österr. Zs. f. Völkde 1962/1, S. 32 ff.; für Ungarn, Raum Debrecen, M. Belényesy - B. Gunda - L. Földes, Viehzucht und Hirtenleben in Ostmitteleuropa, Budapest 1961, 505 ff.; für Schweden den Schwedischen Volkskundeatlas, Karte 22 usw. — K. Haiding fährt fort mit Bemerkungen über Butterrühren und -formen. Von ihm dürfen wir auf Grund reicher, selbst beigebrachter Sammlungsgegenstände eine Darstellung der in der Volkskunst einbezogenen Milchwirtschaftsgeräte wie Buttermodell, -roller („-radl“), Rahmzweck u. ä. erwarten. Angeschlossen sind noch Fragen der Käseerei, des „Säumens“ (Abtransport der Alprodukte) und des Abschlusses des Alpsommers im festlichen „Almabtrieb“, dazu noch ein kurzer Blick auf die „almerischen“ Erscheinungsformen der Volksdichtung (Almlied, Alpsage). K. Haidings „Führer“ durch die Sonderausstellungen des Heimatmuseums Trautenfels sind beste Beispiele dessen, „was bleibt“, wenn alle die Exponate wieder in die Depots zurückgelegt werden müssen, um einer neuen Aufgabe wissenschaftlicher Publikation im musealen Darstellen Platz zu machen.

Leopold Kretzenbacher, Kiel

Festschrift zur Vollendung des 60. Lebensjahres des Hofrates Universitätsprofessor Dr. Gotbert Moro. Geleitet von Hermann Braumüller, Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, 1962. 307 S., Abb., Karten. (= Beilage zum 152. Jahrgang der Carinthia I/1962.)

Gotbert Moro ist dem Volkskundler als Herausgeber der volkskundlichen Arbeiten seines früh verstorbenen Bruders Oswin bekannt geworden. So war es naheliegend, in einem Band, der ihm zu Ehren erschienen ist, auch volkskundliche Arbeiten aufzunehmen. Es liegt im Wesen unserer Zeitschrift, daß wir auf sie hinweisen, während wir die historischen, kunsthistorischen und germanistischen Beiträge übergehen.

Leopold Schmidt behandelt „Ein Mirakelbild der Wolfsberger Hostienlegende“, das sich im Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien befindet und 1909 aus dem Salzburger Antiquitätenhandel erworben wurde. Es handelt sich bei dem dargestellten Gegenstand um ein Wallfahrtsgründungs-Mirakel, das die Entstehung einer Heiligblut-Wallfahrt erklärt und deren Gründungslegende mit Hostienhäufung und Judenfrevel typisch für die Zeit — das 14. Jahrhundert — ist, in der es auch anderwärts in Deutschland und Österreich zur Gründung von Heiligblut-Wallfahrten kam.

Leopold Kretzenbacher bringt mit seinem Aufsatz über „Johannishäupter“ in Innerösterreich. Ein Beitrag zur Verehrung und Brauch um Johannes den Täufer“ dem Jubilar eine Abhandlung dar, die über das Gebiet hinaus von Bedeutung ist, die im Titel genannt wird. Der Verfasser zieht nicht nur die bildende Kunst, sondern auch Legende und Versdichtung als Zeugnisse für die vorwiegend mittelalterliche Verehrung des Johannishauptes heran. Johannes der Täufer wurde im 11. Jahrhundert Patron der Gurker Diözese, die heute das Gebiet Kärnten umfaßt; so sind die zahlreichen Johanniskirchen und das häufige Vorkommen der Johannishäupter in Kärnten verständlich.

Elfriede Grabners Beitrag über „Das Nachtweinen“. Eine kindliche Neurose in Volksmedizin und Volksglaube des Südostalpenraumes“ führt in das von ihr wiederholt behandelte Gebiet der Volksmedizin, zu dem sie gedrucktes und ungedrucktes Material zusammengetragen hat. Ihr Zitat eines Zeitungsartikels von Wilhelm Tschinkel (Anm. 3) kann ich mit genauen Angaben ergänzen. Er ist in Fortsetzungen erschienen in: Deutsche Stimmen aus Krain, Triest und Küstenland. Beilage des „Grazer Tagblattes“, XVI. Jahrgang, 1906, Nr. 15 (zu Nr. 47), S. 9 f.; Nr. 18 (zu Nr. 55), S. 21; Nr. 16 (zu Nr. 48), S. 17. Wenn die Verfasserin bei pflanzlichen und tierischen Produkten, die als einschläfernde Mittel in die Wiege gelegt wurden, deren Geruch hervorhebt, so dürfte das nicht für die von ihr anschließend genannten Pflanzen zutreffen, die so gut wie keinen Geruch haben. Zum Nachtschatten bringt schon Heinrich Marzell einen schönen Beleg aus dem Jahre 1693: „Die Weiber pflegen dieß Kraut den Kindern vor Zauberey in die Wiegen zu legen.“¹⁾ Für den verwendeten Schweinemist, bzw. das Stroh aus dem Schweinestall sei aber an die vielfältige Beziehung des Schweines zu Teufel und Dämonenwesen erinnert und nicht an den Geruch des Mistes!

Anton Anderluh trug einen Aufsatz über die Kärntner Volksballade bei, der als kurzgefaßte Vorwegnahme zu seinem 2. Band von „Kärntens Volksliedschatz“ aufzufassen ist, mit dessen baldigem Erscheinen zu rechnen ist.

Oskar Mosers Betrachtung „Es steht auf sechzehn zierlich geschriebenen Herzen“ behandelt einen gereimten Liebesbrief aus Maria Saal. Ausgehend von diesem besonderen Stück gibt Moser einen gründlichen Überblick über die gereimten Briefe und verwandten Gegenstände überhaupt. In der bisherigen Literatur überwiegen die Hinweise auf das Volkskunstwerk, während die dichterische Seite übergangen wurde. Brieftexte in Versen sind seit ältesten Zeiten üblich gewesen. Hier wird nun der gesamte Text des Briefes veröffentlicht und seine

¹⁾ Heinrich Marzell, Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen. Stuttgart, 1938. S. 227.

künstlerische Ausgestaltung (Nadelstich, Malerei) ausführlich beschrieben und in Beziehung zu anderen erhaltenen Stücken gestellt.

Franz Koschier verdanken wir eine Übersicht über „Die neuesten Frauen-Sonntagstrachten“ Kärntens und werden damit in das Gebiet der angewandten Volkskunde geführt²⁾. Schade, daß die Vorbilder zu diesen schönen tragbaren Trachten nicht mit veröffentlicht wurden, die ohnehin bisher nicht entsprechend publiziert sind.

Maria Kundegraber

Hans Germ, Das seltsame Dorf. Verlag Carinthia, Klagenfurt, o. J. 80, 96 Seiten.

Der jung verstorbene Verfasser (1910—1938) berichtet im Vorwort: „Diese kärntner Bauerngeschichten habe ich auf dem Lande aufgezeichnet. Viele stammen von meiner Mutter. Die meisten habe ich während meiner Bergschullehrerzeit auf der Saualm niedergeschrieben. In wunderlichen Nächten bin ich mit den Menschen des Berges beim offenen Kuhelfeuer gesessen und habe zugehört, wie sie lustige Stückeln erzählt oder geheimnisvolle Dinge beredet haben.“ Das Inhaltsverzeichnis ergänzt das Bild des Gebotenen: Das seltsame Dorf; Bauernrätsel; Geschenke der Stille (Gedichte); Erzählungen (Auswahl). Für die Erzählforschung, für die Kenntnis von Volksmeinungen, Sitte und Brauch sind die von Richard Pacher aus dem Nachlaß ausgewählten anspruchlosen Darstellungen beachtenswert.

Karl M. Klier

Maschen. Geschichte der Mode der Strick- und Wirkwaren. Herausgegeben von der Propagandavereinigung der Österr. Strick- und Wirkwarenbranche (Dipl.-Kfm. Karl Ernst). 80, 208 Seiten, 16 Kunst-drucktafeln. Preis Gln. S 120,— (Wien I, Wildpretmarkt 10).

Das auch im Text reich illustrierte Buch erschien anlässlich des 8. Internationalen Kongresses der Strickerei- und Wirkwarenindustrie 1962 in Wien und ist auch für die Volkskunde höchst beachtenswert. Das zeigt schon die bloße Anführung der einzelnen Kapitel. Lucie Hampel (Modesammlungen des Histor. Museums der Stadt Wien) steuerte allein sechs allgemeiner gehaltene Abschnitte bei: Stricken und Wirken bis zum Jahre 1700; Stricken und Wirken als Kunstarbeit im 18. und 19. Jh.; Gestricktes und Gewirktes in der Wiener Mode seit dem Jahre 1880, in der Sportkleidung bis 1914, seit dem Jahre 1919. — Karl Schiefner (Heeresmuseum Wien) berichtet über Strick- und Wirkwaren in der Bekleidung des österr. Militärs. Hans Jäger-Sunstenau (Wiener Stadtarchiv) behandelt 350 Jahre Innung der Stricker in Wien. Liselotte Schlederer (Archiv der Stadt Linz) bietet Streiflichter aus der Geschichte der Stricker, Wirker und ihnen verwandten Gewerbe in Oberösterreich; Elfriede Turk (Steiermärkisches Landesarchiv) stellt die historische Entwicklung des Stricker- und Wirker-gewerbes in Steiermark dar, Fritz Steinegger (Landesregierungsarchiv Tirol) die Geschichte der Erzeugung von Strick- und Wirkwaren und ihres Handels in Tirol. — Von besonderem Interesse für die Volkskunde sind die Beiträge von Helga Harter: Strümpfe in der Volkstracht des Burgenlandes und Niederösterreichs; von Friederike Pro-

²⁾ „Das Kärntner Winterdirndl (Winter-Sonntagstracht)“ wurde vom selben Verfasser schon im Hauptband der Carinthia I/152, 1962, S. 337 ff., vorgeführt.

ding er (Museum Carolino Augusteum, Salzburg): Gestricktes und Gewirktes in der Salzburger Tracht; von Gundl Hol a u b e k - L a w a t s c h (Steirisches Volkskundemuseum): Gestricktes in der steirischen Tracht. Wer sich künftig mit dieser Gattung von Dingen der Bekleidung beschäftigen will, kann an diesem Buch mit seinen reichen Literatur- und Quellenangaben nicht vorübergehen. K. M. Klier

Schauderhafte Moritaten. Herausgegeben von Theodor F. Meysels. Wissenschaftlich beraten von K. M. Klier. 158 Seiten, 8 Seiten Notenbeilage. Salzburg 1962, Residenz-Verlag. S 89,—

Eine Sammlung von Faksimiledrucken einiger Fünfkreuzerlieder aus den Wiener und Znaimer Volksbuchdruckereien des 19. Jahrhunderts. Vom „Rinaldini“ und „Grasel“ bis zu „Hugo Schenk dem Dienstmädchenmörder“ also jene wenig erfreulichen volkstümlichen Lieder, die bei uns im wesentlichen erst nach Aufhebung der Zensur gedruckt werden durften. Man kann sich bei Gustav Gugitz „Lieder der Straße. Die Bänkelsänger im josephinischen Wien“ (Wien 1954) darüber orientieren, wie diese Art von Lied und Lieddruck im 18. Jahrhundert ausgesehen hat: Von Bänkelsang und Moritat im reichsdeutschen Sinn keine Spur. Auch später hat es beides bei uns eigentlich kaum gegeben, nicht einmal die beiden Wortbildungen. Die absolutistische Staatsführung hat die Atmosphäre unseres Volkslebens davon rein gehalten. Die nach 1848 aufgekommene Spekulationserzeugnisse beweisen nur die Verrohung des öffentlichen Lebens, vor allem der Großstadt durch eine mißverständene „Liberalisierung“. Daher wird man von unserem Standpunkt aus auch diese Faksimileausgabe einiger, bibliophil gar nicht seltener, Leitner-, Moßbeck- und Lenk-Drucke als keine besondere Notwendigkeit empfinden. Aber es ist halt eine Mode: Reichsdeutsche Verlage bescheren uns verwandte Ausgaben wie z. B. Elsbeth J a n d a und Fritz N ö t z o l d t, Die Moritat vom Bänkelsang (München 1959) oder Harro T o r n e c k und Hermann M ä h r l e n, Still im Aug' erglänzt die Träne (Braunschweig 1960), da mußte ja bei uns eine Nachahmung folgen. Leider hat der gewandte Journalist Meysels für eine solche Ausgabe nicht die geringsten Voraussetzungen mitgebracht. Die wenigen Seiten Ein- und Überleitung sind so voller Unsinnigkeiten und Unstimmigkeiten, daß eine Richtigstellung in einer kurzen Anzeige nicht möglich erscheint. Der einzige Lichtblick ist die Beigabe der Singweisen, die Klier aus seinen Materialien und denen des Volksliedarchives für Wien und Niederösterreich zur Verfügung gestellt hat.

Leopold S c h m i d t

Alois Selzer, St. Wendelin, Leben und Verehrung eines alemanisch-fränkischen Volksheligen. Analyse eines Legenden-Heiligen. 2. erweiterte Auflage mit Textbildern und einer Bildfolge von 147 Bildern und Kultkarten-Anhang. 432 Seiten. Mödling 1962, St. Gabriel-Verlag. S 160,—

In der frühen Blütezeit der religiösen Volkskunde vor etwa dreißig Jahren, als die ersten großen volkskundlich tingierten Heiligen-Monographien, z. B. der „Nikolaus“ von Karl Meisen und die „Anna“ von Beda Kleinschmidt erschienen, damals 1935 versuchte sich Selzer in St. Wendel im Saargebiet an einer Darstellung der Verehrung des großen Volkspatrones seiner Heimat. Das Buch ist jedoch bei weitem nicht so bekanntgeworden wie die genannten Gegenstücke, ja anschei-

nend fast überhaupt nicht in den Buchhandel und in die Bibliotheken gelangt, sondern vielenorts ein Desideratum geblieben. Es ist daher äußerst begrüßenswert, daß es dem Verfasser nunmehr hier in seinem neuen Wohnsitz in St. Gabriel bei Mödling mit Unterstützung seiner Ordensbrüder gelungen ist, eine stattliche zweite Auflage des Werkes zur Veröffentlichung zu bringen.

Das Werk behandelt in seinen ersten Abschnitten das Leben des hl. Wendelin, das eventuell Historische an der Gestalt wie seine Legende. Das Werden der Legende wird nach den lateinischen und deutschen Legendenfassungen ausführlich dargetan. Die Aufgliederung der legendären biographischen Motive ist bedachtsam nach dem Vorbild Heinrich Günters gearbeitet. Das Hauptgewicht des Buches liegt aber dennoch für uns auf dem zweiten Hauptteil, der Verehrung des Heiligen. Dafür zieht Selzer zunächst alle lokalen Traditionen von St. Wendel als Grabheiligtum heran. Daran schließt ein kurzer Abschnitt über die liturgische Verehrung des Heiligen, ferner ein umfangreicher, quellenmäßig besonders wichtiger, über die Stellung des Heiligen in der Volksfrömmigkeit und im religiösen Brauchtum. Dafür hat Selzer schon einstmals und auch jetzt wieder nicht nur die Literatur, sondern vor allem zahllose Mitteilungen von Pfarrern der Wendelinskirchen ausgewertet. Er gliedert sich das beträchtliche Material sachgerecht nach Patronaten, Bruderschaften, Wallfahrten und dem dazugehörigen Wallfahrtsbrauchtum, nach dem mit dem Viehpatronat zusammenhängenden Brauchwesen samt Pferdeumritten und Wendelinsbrot, Viehfeier- und Gemeinde-Feiertagen usw. Schließlich bleiben auch Wendelinsgebet und -Namensgebung nicht unerörtert.

Hier schließt der mächtige, kleingedruckte Teil der statistischen Darstellung der Wendelin-Patrozinien an, nach Kulträumen und Diözesen geordnet. Selzer hat hier erstaunlich viel erarbeitet, die besondere Geltung des Heiligen im deutschen Südwesten tritt ganz überzeugend hervor. In Bayern verdünnt sich der Bestand merklich, und in Österreich sind gerade nur mehr Spuren vorhanden. Dagegen haben die Donauschwaben den Wendelinskult offenbar direkt einstmals nach Ungarn mitgenommen, die gewaltige Verbreitungsdichte in ihren ehemaligen Siedlungsgebieten, fast ganz nach Pfarrermittellungen erarbeitet, tritt überzeugend hervor. Diese Dinge hat der Verfasser in knappen zusammenfassenden Kapiteln auch betont, und gleichzeitig die sich ihm daraus ergebenden „Kultzeiten“ des Heiligen im Mittelalter und in der Neuzeit zu überschauen getrachtet.

Ein eigener bedeutender Abschnitt ist der Darstellung des Heiligen in der bildenden Kunst gewidmet, der umfangreiche Bildteil bietet das notwendige Anschauungsmaterial dazu. Die Hirtenmotive dieser Darstellungen, schon mehrfach betont, sind auch hier entsprechend herausgestellt. Die an sich nicht sehr zahlreichen Zeugnisse der Volkskunst, also Motivbilder, Legendentafeln, Bildstöcke usw. werden doch auch eigens zur Geltung gebracht. Mehr anhangsweise folgen noch die Lieder zum hl. Wendelin, durchaus begrüßenswert, weil gerade die Heiligen- und Wallfahrtslieder sonst mitunter vernachlässigt erscheinen.

Das große Werk bietet also zweifellos einen gewissen Abschluß der Forschung über einen der bedeutendsten Volksheiligen. Die gewaltige Arbeitsleistung vermag Respekt einzuflößen. Sicherlich lassen sich kleinere Korrekturen anbringen. Die geringe österreichische Verehrung, die sich von uns aus einigermaßen kontrollieren läßt, ist nicht ganz

nach dem Stand unserer Forschung behandelt¹⁾. So ist Selzer einfach das fünfbindige Wallfahrtswerk von Gustav G u g i t z entgangen, und damit beispielsweise in Niederösterreich die Wendelinswallfahrten von Asperhofen und von Oberhausen. Letztere für Ostniederösterreich einstmals besonders wichtige Hirtenwallfahrt in der Bannmeile Wiens wäre noch einer eigenen Behandlung wert. Schließlich wäre darauf aufmerksam zu machen, daß ältere Zusammenschreib-Darstellungen wie G e r a m b s „Deutsches Brauchtum in Österreich“ als Quelle womöglich nicht mehr verwendet werden sollten. Das S. 221 verwendete Zitat (Geramb S. 85), nach dem bei alpenländischen Wendelinswallfahrten einstmals auch Eisenvotive üblich gewesen seien, läßt sich nicht verifizieren: K r i s s - R e t t e n b e c k (Eisenopfer, München 1957, S. 39 ff.) liefert keinen einzigen Beleg dafür. Aber das sind wie gesagt nur Kleinigkeiten, die dem bedeutenden Werk Selzers an sich keinen Abbruch tun. Die Neuauflage ist im Gegenteil als ein wirklicher Gewinn unserer Forschung zu begrüßen.

Leopold S c h m i d t

Elisabeth Reynst, Friedrich Campe und sein Bilderbogen-Verlag zu Nürnberg. Mit einer Schilderung des Nürnberger Kunstbetriebs im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Nürnberg, 5). Nürnberg 1962, Stadtbibliothek. 65 Seiten.

Das bemerkenswerte Bändchen enthält die Dissertation der Verfasserin, 1943 in Berlin bei Adolf S p a m e r gemacht, und durch die Zeitumstände so sehr in der Veröffentlichung verspätet. Spamer hat sich bekanntlich zeitlebens für die Bilderbogen interessiert und auch wichtige Arbeiten darüber veröffentlicht. Seine eigene große Sammlung ist meines Wissens beim Abtransport aus Berlin einem Bombenangriff zum Opfer gefallen. Das gleiche ist in Nürnberg jenen Materialien passiert, die Frau Reynst für ihre Doktorarbeit noch benützen konnte. Daher stellt diese Veröffentlichung nun den einzigen Ersatz für die vernichteten Briefe und Akten dar. Die Verfasserin hat das Material im wesentlichen zeit- und geistesgeschichtlich ausgewertet und eine einprägsame Darstellung der späten Buchdruckgeschichte Nürnbergs geschaffen. Das Herauswachsen des Bilderbogen-Verlags aus den Gesamtinteressen Campes wird sehr deutlich, der Aufschwung durch die Napoleonischen Kriege das Aufklärerische daran, das wenig lokal Gebundene usw. Das Verzeichnis von nicht weniger als 1115 „Halbbogen-Bilder“ gibt den erwünschten Überblick über dieses seltsame Verlagswerk, das wie alle seine Verwandten weit und breit gewirkt hat.

Leopold S c h m i d t

Wilhelm Abel, Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. (Deutsche Agrargeschichte, Bd. II) 336 Seiten, mit 41 Abb. und 12 Bildtafeln. Stuttgart 1962, Verlag Eugen Ulmer. DM 39,80.

Auf das Erscheinen dieses Werkes muß hier hingewiesen werden, obwohl der Hauptton in seinem Titel zweifellos auf „Wirtschaft“ liegt. Von der Seite der Wirtschaftsgeschichte her werden die mittelalterliche Aushauzeit, die Landwirtschaft im Hochmittelalter, die „Agrardepression“ im Spätmittelalter usw. dargestellt. Und obwohl gelegentlich

¹⁾ S. 317, Österreich Nr. 8 soll es nicht „Marshegg“ sondern Marchegg heißen.

(S. 58) betont wird, daß für eine derartige Darstellung auch die Volkskunde herangezogen werden müsse, merkt man eigentlich nicht viel davon. Dort, wo man sie heute mit besonderem Nutzen heranziehen könnte, nämlich bei der Behandlung der Bodenbearbeitung und des Gerätes, werden eigentlich fast nur ältere Darstellungen mit mehr oder minder allgemeinen Angaben verwendet. Auch die Abbildungen geben nicht mehr als bereits Bekanntes. Mitunter geben sie auch gar keinen oder einen falschen Eindruck, z. B. Tafel V/2, eine englische Miniatur des 11. Jahrhunderts, auf der ein Säemann mit der linken Hand aus gar nichts den Samen auswirft: Offenbar eine stilisierte Darstellung, an deren Stelle doch eine der längst bekanntgemachten mit der Abbildung eines Säkorbes o. dgl. heranzuziehen gewesen wäre. Aber wie gesagt, das Hauptgewicht des Buches liegt nicht auf diesen Dingen, sondern auf der Betonung des Einbaues der Landwirtschaft in die allgemeine Wirtschaftsgeschichte, und bei Berücksichtigung dieser Eigenart werden auch für uns wichtige Feststellungen abfallen. Dafür ist auch sehr viel wirtschaftsgeschichtliche Literatur eingearbeitet, die uns sonst doch fernerliegt und hier also nützlich zusammengestellt erscheint.

Leopold Schmidt

Ernst Schäfer, *Das Erzgebirge und sein Handwerk*. 151 Lichtbilder. Berlin 1962, Verlag der Nation.

Wir haben vor einiger Zeit (ÖZV Bd. XV/64, 1961, S. 219) auf das schöne Photobuch Schäfers „Der Thüringer Wald und sein Handwerk“ hingewiesen, das inzwischen übrigens bereits eine zweite Auflage erlebt hat. Hier liegt nun das Gegenstück für das Erzgebirge vor. Wieder wird eine schöne deutsche Mittelgebirgslandschaft durchwandert, von der Elster bis ins Müglitztal, also von Plauen bis Lauenstein, und neben der sehr eindrucksvoll festgehaltenen Landschaft mit ihren sanften Höhen und mächtigen Wäldern, ihren Schlössern und Ruinen, Bergwerken und Städten kommt der arbeitende Mensch, vor allem der kunstreiche Handwerker, der für Sachsen so charakteristisch ist, zur Geltung. Kunstschmiede, Tischler, Weber, Musikinstrumentenbauer, Handsticker, Strohflechter, aber auch Lederhandschuhmacher und Glockengießer, und nicht zuletzt Spielzeughersteller werden vorgestellt. Manche davon, beispielsweise die Markneukirchener Instrumentenmacher oder die Seiffener Spielzeughersteller sind wohlbekannt, andere wie Spankorb-flechter usw. gehören schlichtem Dorfhandwerk an. Manche ältere Kunsthandwerksstücke von hoher Qualität wurden in den Museen aufgenommen, so daß man auch einen sehr willkommenen Einblick in die Heimatmuseen der Landschaft erhält: Vogtländisches Kreismuseum Plauen, Heimatmuseum Schloß Mylau, Heimatmuseum Falkenstein, Markneukirchener Musikinstrumentenmuseum, Museum für bergmännische Volkskunst und Heimatgeschichte in Schneeberg, Erzgebirgsmuseum Annaberg-Buchholz, Bergbaumuseum Altenberg, Heimatmuseum Augustusberg, Spielzeugmuseum Seiffen, Freiburger Bergbaumuseum. Da sind also offenbar so manche gute sächsische Schlösser zu Museen gemacht worden, was aber hoffentlich für ihre Erhaltung nur dienlich ist. Von den Objekten wären nun von den Zunftgeräten bis zu den Weihnachtspyramiden viele Stücke aufzuzählen: Das mag schon allein als Hinweis darauf genügen, daß das Bildbuch volkskundlich wichtig ist und als Ergänzung der älteren Darstellungen sächsischer Volkskunst dienen kann. Farbaufnahmen wie jene von der alten

Mylsruer Weberstube im dortigen Museum stehen sonst doch kaum zur Verfügung.

Leider sind die Texte wieder sehr knapp. Das herausklappbare Abbildungsverzeichnis ist wirklich kein Ersatz für einen richtigen Text. Und außerdem muß man wohl darauf hinweisen, daß „Erzgebirge“ hier nur der nördliche Teil des gesamten Gebirgszuges genannt wird: Von jenem Erzgebirge, das einstmal in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie genauso von Deutschen besiedelt war wie der bei Sachsen verbliebene Teil, ist leider gar nicht die Rede. Klöppelspitzenerzeugung, Spielzeugindustrie, also alles Themen dieses Buches, sind gerade dort von der österreichischen Volkskunde schon vor sechzig Jahren festgestellt worden, gesammelte Bestände davon befinden sich beispielsweise seit damals in unserem Wiener Museum. An solche längst erarbeitete Sammlungs- und Forschungsergebnisse könnte also auch in diesem Fall ruhig angeknüpft werden.

Leopold Schmidt

G. F. Hartlaub, *Der Gartenzwerg und seine Ahnen. Eine ikonographische und kulturgeschichtliche Betrachtung.* 60 Seiten, davon S. 37–60 Tafeln mit Abb. Heidelberg 1962, Heinz Moos-Verlag.

Unsere Jahre bringen ein deutliches Anwachsen ikonographischer Bestrebungen. Neben den ernsthaften Quellenforschungen zumal auf dem Gebiet der kirchlich-religiösen Bildkunde laufen etwas leichtere für Motive und Motivgruppen der weltlichen Kunst, des Kunstgewerbes, der Gebrauchskunst nebenher, die zum Teil für uns nicht uninteressant sind. Manche Gebiete werden mit einem fast erstaunlichen Aufwand behandelt. So gibt es zur Zeit eine Bibliographie der Fabeltiere: Margaret W. Robinson, *Fictitious Beasts. A Bibliography.* London 1961. Aber auch den Seejungfern hat man ein ähnliches Interesse zugewandt: Gwen Benwell and Arthur Waugh, *Sea Enchantress. The Tale of the Mermaid and her Kin.* London 1961. Zu solchen mehr noch literarischen Darstellungen treten weitere, die fast reine Bildbände sind, wie die umfassende Sonnendarstellungs-Ikonographie: Walter Herdeg, *The Sun in Art, Die Sonne in der Kunst, Le Soleil dans Art.* Zürich 1962 (Titel und Bildbeschriftungen dreisprachig, obwohl sich die sehr einfachen Herkunftsangaben wohl zur Not allenthalben auch bei Verwendung nur einer Sprache leicht verstehen ließen).

An derartige Bände denkt man also, wenn man das neue Buch des Heidelberger Kunsthistorikers G. F. Hartlaub zur Hand nimmt, der sich ja schon gern und oft mit verwandten Gebieten beschäftigt hat. Der Titel darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß in dem Band im wesentlichen eine Ikonographie der Zwerge, vor allem der malerisch und plastisch dargestellten Hofzwerge und ihrer Karikaturen gegeben wird. Eine graphische Hauptgrundlage der ganzen Gattung hat einstmal Wilhelm Fraenger sehr interessiert, er hat damals „Callots neu eingerichtetes Zwergenkabinett“ herausgegeben. Grundlegend hat sich Erika Tietze-Conrad mit den „Dwarfs and Jesters in Art“ (London 1957) beschäftigt. Die Callot-Zwerge hat vor einigen Jahren Edmund W. Braun (von Hartlaub als „Braune“ S. 6 zitiert) im Reallexikon der Deutschen Kunstgeschichte Bd. 3, Sp. 312 ff. ausführlich behandelt. Auf diese und einige wenige andere Vorarbeiten stützt sich Hartlaub und versucht einen dünnen kunst- und geistesgeschichtlichen Faden bis zu den Zwergenplastiken des 19. Jahrhunderts durchzuziehen. Aber die im Titel genannten „Gartenzwerge“, die von der deutschen keramischen Industrie so bevorzugt hergestellten und exportierten

Hausgartenplastiken werden dabei eigentlich doch nicht erreicht. Sie sind auch nur mit einem einzigen, dem vorletzten Bild (um 1890) vertreten. Aber selbst dieses Bild hätte doch noch lehren können, daß diese Gartenzwerge offenbar mit all den aufgezählten anderen seit der Renaissance eigentlich doch nichts zu tun haben. Es sind keine Hofzwerge, keine Abnormitäten, sondern Zwerge aus den Märchenbildern und aus der Bergbau-Allegorie. Der Zwerg als Wappengestalt der Kohlenhändler, das wäre ein lohnendes Kapitel gewesen, — aber dafür gibt es keine Vorarbeiten, da hätte man unbefangenen den Großstadtkitsch des 19. und 20. Jahrhunderts sammeln und beurteilen müssen, und das bleibt offenbar uns überlassen. Von volkskundlicher Seite ist ja ein gewisses Interesse am Gartenzwerg sowieso schon angemeldet worden (Hermann Bausinger, *Volkskultur und industrielle Gesellschaft: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde*, Bd. VI, Hamburg 1962, S. 5 ff.), da kann ja jetzt statt ironischer Seitenhiebe vielleicht auch noch etwas Ernsthaftes geleistet werden. Hartlaubs Materialzusammenstellung mit den vielen schönen Bildzeugnissen wird dafür sicherlich mit Nutzen heranzuziehen sein.

Leopold Schmidt

Herbert Otterstädt, *Gottschee. Verlorene Heimat deutscher Waldbauern*. Freilassing, Pannonia-Verlag, 1962. 128 S., 119 Abb., 15 Karten und graphische Darstellungen. Ganzleinen: DM 20,—

Im Jahre 1941, als die Aussiedlung der Gottscheer schon beschlossene Sache war, gab Herbert Otterstädt in der Reihe „Das Joanneum“ (Graz, Steir. Verlagsanstalt) ein Buch unter dem Titel „Gottschee, eine deutsche Volksinsel im Südosten. Eine Volkskunde in Bildern“ heraus. Es war bis heute das letzte Buch über jenes Land, das durch sechshundert Jahre von Deutschen bewohnt war. Nun legt der Autor neuerdings ein Buch vor, das mehr ist, als eine Neuauflage jenes von 1941. Wohl wiederholen sich manche Bilder, doch der Text ist erweitert, nicht nur in zeitlicher Hinsicht, sondern auch historisch vertieft, die Bildzahl vergrößert, Format und drucktechnische Qualität der Bilder können wir lobend hervorheben.

Das vorzüglich ausgestattete Buch hat nicht nur Erinnerungswert für die Gottscheer selbst, sondern darf als Bildquellenwerk von hervorragendem Wert angesprochen werden. Bekanntlich waren die Verwüstungen der Kriegs- und Nachkriegszeit in jenem Lande so gründlich, daß wir heute weitgehend auf Bilder aus der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg angewiesen sind, wenn wir Siedlung und Haus, Arbeit und Gerät der Gottscheer betrachten wollen.

Der historische Teil bietet einen Überblick von der Ansiedlungszeit der Gottscheer, einen Abschnitt über die Herkunft der Siedler, den Versuch, Ansiedlung und Rodearbeit darzustellen, und vermittelt uns Kenntnisse über die frühen deutschsprachigen Siedler in Krain. Vom harten Kampf um den Bestand der neuen Heimat erzählen die Abschnitte über die Türkennot und den Kampf um ein freies Bauern-dasein, den die Gottscheer gemeinsam mit allen übrigen krainischen Bauern, Slowenen und Deutschen, durch 250 Jahre führten. Über die Nöte der Franzosenzeit reicht die Darstellung Otterstädt's bis in das 20. Jahrhundert. Der wirtschaftliche Aufschwung des 19. Jahrhunderts führte in der Gottschee zum inneren Verfall, der nach der anfänglichen Auswanderungswelle vor dem ersten Weltkrieg schließlich in der Zwischenkriegszeit, nicht zuletzt unter dem Druck der jugoslawischen

weltlichen und geistlichen Behörden auf alle deutschsprachigen Einrichtungen, zu immer stärkerer Abwanderung führte. Die unsinnige Umsiedlungspolitik des „Dritten Reiches“ hat schließlich die Gottscheer Sprachinsel ausgelöscht. Alle diese Vorgänge werden durch vorzüglich gezeichnete Karten und schematische Skizzen sehr anschaulich erläutert. Letzten Endes aber steht am Schluß der Lektüre dieses Buches die Erschütterung über tiefes menschliches Leid und tragisches Geschick, das, wie so viele andere Menschengruppen, auch jene deutschsprechenden Bauern im vergangenen Krieg ereilt hat.

So gesehen, ist das Buch ein geschichtlicher Bericht, aber keine Volkskunde, so wenig wie das erste Buch Otterstätts eine war. Der Bildteil des Buches aber gibt uns ein lebendiges Bild der Gottscheer und ihrer Lebensumstände, das sehr wohl auch dem Volkskundler wertvoll ist. Landschaft und Siedlung mit Flur und Hof, Kirche und Bildstock werden gezeigt, Tracht und Brauchtum, Arbeit und Wirtschaft. Der Bildteil des letzten Abschnittes scheint uns besonders notwendig zu sein, weil diese Bilder für die Gottschee einmalig dastehen.

Ein kurzes Verzeichnis der benützten Werke beschließt den Band, den wir mit großer Erwartung in die Hand genommen haben. Nicht alle Wünsche des Volkskundlers sind erfüllt, aber viele. Und da diese erfüllten Bildwünsche in so vorzüglicher Weise geboten werden, seien Autor und Verlag für das schöne Buch bedankt, das nicht nur einer der vielen Bildbände unserer Zeit geworden ist, sondern zugleich die Dokumentation einer verlorenen Bauernkultur.

Maria Kundegraber

Ben Budar, Jenseits von Oder und Neiße. Reisebilder aus den polnischen West- und Nordgebieten. 254 Seiten, mit Abb. auf Tafeln. Bautzen 1962, VEB Domowina-Verlag.

Die Unterbrechung der deutschen Besiedlung der ehemals preußischen Ostgebiete stellt in vieler Hinsicht vor neue Probleme. Die bisherigen volkswissenschaftlichen Materialsammlungen sind historisch geworden, der jetzige Zustand scheint noch keine Merkmale einer Überlieferungsbindung aufzuweisen. Ansätze zu einer Erfassung des Übergangszustandes, wie sie im Probekand des Atlas der polnischen Volkskunde vorliegen, wird man kaum einer ernsthaften Atlasarbeit unserer Art gleichsetzen können. Da scheint es also notwendig, Darstellungen, Schilderungen usw. der Gegenwart zu sammeln, um für die Zukunft wenigstens etwas bereitzustellen. Das vorliegende journalistische Buch wird hier nur in diesem Sinn angezeigt. Manche Einzelschilderungen wie die des Weinlesefestes in Grünberg in Schlesien (S. 77 ff. und Abb.) könnte man später vielleicht brauchen. Die Art freilich, in der die deutsche Vergangenheit dieser Landschaften von Schlesien bis Ostpreußen hier herabgesetzt wird, macht die Lektüre fast unmöglich.

Leopold Schmidt

Romanische Märchen. Herausgegeben von Felix Karlinger. (= Sammlung romanischer Übungstexte, herausgegeben von Gerhard Rohlfs, 46. Band). Tübingen, Max Niemeyer-Verlag, 1962. Kl.-8°, 68 S.

Die von Rohlfs herausgegebene „Sammlung romanischer Übungstexte“, in der gelegentlich schon ältere volkstümliche Oralliteratur Berücksichtigung gefunden hat (30. Band: Hundert altfranzösische Bauernsprüche. Nach Adolf Toblers Auswahl der Proverbes au vilan (1895) ausgewählt und mit Glossar versehen von Erhard Lommatzsch, 1955. — 36.

und 41. Band: Altfranzösische Lieder (2 Teile). Herausgegeben von Friedrich Gennrich. (1953 und 1956), wurde nunmehr um ein weiteres, die Volkskunde berührendes Bändchen erweitert. Der Münchner Romanist Felix Karlinger, der sich schon in einer Reihe von Arbeiten der heute von der deutschsprachigen Forschung vernachlässigten romanistischen Volkskunde zugewandt hat, gibt den Studenten und Lehrern der Romanistik eine Auswahl von Märchen in die Hand. Diese ausgewählten Beispiele volksmäßiger Erzählweise sollen zuerst als Übungstexte für vergleichende philologische Studien dienen, dann aber auch einen Zugangsweg zur „Begegnung mit dem wirkenden Leben und der nativen Mentalität der romanischen Völker, deren poetische Phantasie und realistische Anschauungen sich im Märchen verbinden und aufschlußreichen Ausdruck finden“ öffnen. Der Verfasser hat seine Auswahl romanischer Märchen, für die äußerste Beschränkung geboten war, deshalb so getroffen, daß jede romanische Sprache und deren bedeutendste Dialekte (Rumänisch, Italienisch, Sardisch, Rätoromanisch, Französisch, Provenzalisch, Katalanisch, Spanisch und Portugiesisch) wenigstens mit zwei geläufigen Märchen vertreten sind und daß Märchen des gleichen Motivs mehrfach in verschiedenen Sprachen wiederkehren (Märchen von den drei guten Ratschlägen in je einer rätoromanischen, sardischen und spanischen, das Märchen von dem Mädchen mit den abgehauenen Händen in je einer französischen und spanischen Version). Im Anhang stehen neben den genauen Quellenangaben zu den einzelnen Märchen weitere bibliographische Hinweise auf Märchensammlungen und Typenregister, die zusammen mit der Erwähnung der neueren grundlegenden Forschungen und Spezialabhandlungen zur Märchenkunde den Studierenden die Möglichkeit zur Weiterarbeit aufweisen.

Solche Hoffnungen mögen sich an das Erscheinen dieses schmalen, für die Unterrichtspraxis gedachten Auswahlbändchens knüpfen. Hier soll die Tatsache, daß wieder ein kleiner Brückenschlag zwischen Romanistik und Volkskunde gelungen ist, begrüßt werden.

Einige Druckfehler sind in den französischen Texten stehen geblieben: S. 32, 11. Zeile von unten qui statt qu; S. 34, 7. Zeile von oben et statt e; S. 36, 1. Zeile avec statt abec.

Klaus Beitzl

Roger Pinon, *Chansons populaires de l'ancien Hainaut*, Volume II A und II B. — Brüssel 1960.

Die bereits oben (Jg. 62—1959, S. 180) besprochene Ausgabe der Königl. Volkskunde-Kommission Belgiens wird mit diesen beiden Lieferungen fortgesetzt. Die eine enthält Marsch- und Rekrutenlieder, darunter den wohlbekannten „Malbrough“, die andere Lieder der Berufsstände, Reste von Arbeitsliedern, Vogelstimmen, Straßenrufe. — Es wäre nützlich, die Vogelstimmen-Auslegungen einmal international zusammenzustellen, da die Vögel wohl überall gleich singen; auch die Kaufrufe zeigen da und dort große Ähnlichkeit: so finden wir bei Pinon u. a. Ausrufe für Milch, Gebäck, Gemüse, Obst, heiße Maroni. Zeitungen — ganz wie in Altwien und in Resten noch im heutigen Wien.

K. M. Klier

Iso Baumer, *Rätoromanische Krankheitsnamen* (= *Romanica Helvetica*, Bd. 72) 202 Seiten. Bern 1962, Francke Verlag. Sfr. 26,—.

Seit Max Höfler 1899 sein gewaltiges „Deutsches Krankheitsnamen-Buch“ vorgelegt hat, ist die Bedeutung dieses Teiles der Namenforschung für Volksmedizin und Volksglaube unbestritten. Zahlreiche Einzel-

arbeiten haben die volksglaubensverbundenen Krankheitsnamen älterer Zeit in den verschiedensten Sprachen untersucht. Von besonderer Wichtigkeit war davon die Arbeit Erik v. Kraemer, *Les maladies désignées par le nom d'un saint* (= *Societas Scientiarum Fennica. Commentationes humanarum litterarum. Bd. XV, 2*) Helsingfors 1949, welche die volksreligiösen Hintergründe der Krankheitsnamensgebung erfolgreich untersuchte. Das vorliegende Buch hat den gesamten Bestand an Krankheitsnamen bei den Rätoromanen aufzunehmen versucht, steht also in direkter Beziehung zum AIS und wurde von der Redaktion des *Dicziunari Rumantsch Grischun* entsprechend unterstützt. Dennoch scheint eine verhältnismäßig junge Namensschicht erfaßt worden zu sein. Elemente des Volksglaubens, ja sogar der Heiligenverehrung zeigen sich nur spärlich vertreten (vgl. S. 164 f.). Gerade daß der Hexenschuß auch in Graubünden so ähnlich, nämlich „colp da streia“ heißt, was aber auch schon eine Übersetzung der deutschen Bezeichnung sein kann, die dort etwa in den Formen „hexasteh“ oder „hexaschuss“ bekannt ist. Neuere Namen aus der Schulmedizin und nicht wenige Lehnbezeichnungen aus dem Deutschen scheinen diese erfaßte Namensschicht zu charakterisieren. Das gewissenhaft gearbeitete Buch muß jedenfalls für alle derartigen Probleme nun herangezogen werden.

Leopold Schmidt

Andrija Stojanović, Brnestra (Žuka — *Spartium junceum*).
Upotreba o preradba duž istočnoga Jadrana. (Der Spanische Ginster. Seine Verwendung und Verarbeitung entlang der östlichen Adria.)
Zagreb, 1962. 51 S., 26 Abb. im Text, 2 Karten, deutsche Zusammenfassung. (= Publikacije etnološkoga zavoda filozofskog fakulteta sveučilišta u Zagrebu 4.)

Die vielseitige Nützlichkeit dieser Pflanze in der Volkstechnologie der Mittelmeurländer ist seit der Antike überliefert. Im alten Rom wurden die Sträucher sogar gezogen. Wir erfuhren von Quellen aus dem klassischen Altertum, daß er zum Binden von Reben und jungen Bäumen, zum Decken von Hirtenhütten, zum Errichten von Wänden genommen wurde, daß man aus Zweigen Körbe, Reusen und auch Schuhwerk flocht und eine Spinnfaser gewann.

Noch heute verwenden adriatische Bauern und Fischer die Zweige auf verschiedenste Weise als Heizmaterial, besonders zum Unterzünden, auch zu Jahresfeuern; als Arznei gegen Rheumatismus; die Blüten zum Streuen von Prozessionswegen; zum Dachdecken von landwirtschaftlichen Nebengebäuden, zum Anfertigen von Sonnendächern und Zäunen. Sie dienen als Hilfsmittel beim Traubenpressen. Man macht aus den Ruten Besen, Dörrunterlagen für die Feigen und bindet mit ihnen Reben, Garben, Holzbürden und Gemüse- und Obstbündel. Wie in der Antike flicht man Körbe und kleinere Reusen, die Olivenpreßbeutel, Mostseier, Sesselsitze und -lehnen. Fischernetze werden mit dieser Pflanze imprägniert. Besonders interessant ist die urtümliche Verwendung des geschlagenen und zerfaserten Zweiges mit dem dornigen Ende als Faden und Nadel zum Nähen von Säcken. Zur Gewinnung einer Textilfaser dient der spanische Ginster heute noch in vier Gebieten der östlichen Adria, in einigen weiteren Orten nur zur Erzeugung von Stricken. Aus dem gesponnenen Faden webt man vor allem in Verbindung mit Wolle Decken, Sackzeug, Bettzeug und bis vor kurzem Webe für bestimmte Kleidungsstücke. Für Oberkleider färbte man das Gewebe noch mit Naturfarben. Schuhe erzeugt man noch in der Gegend

von Šibenik. Die gesamte Verarbeitung ist immer eine Aufgabe der Frauen. Man haut die Zweige mit dem Buschmesser oder einer gezähnten Sichel ab, „röstet“ sie in Bündeln gepackt im Meerwasser, löst, hechelt und verspinnt die Faser im Winter mit der Hand. In der Gegenwart ist die Verwertung des spanischen Ginsters als Faserpflanze nicht mehr lohnend und verschwindet dementsprechend vollends.

Ich habe mich dafür interessiert, in der deutschsprachigen Literatur Spuren dieser Fasergewinnung zu finden. In Meyers Konversations-Lexikon, 6. Aufl. 1909, 18. Band, S. 696 wird beim spanischen Ginster (*Spartium*) erwähnt, daß die Pflanze in den Mittelmeerländern, auf den Kanarischen Inseln, in Südamerika vorkomme, und aus „den zähen biegsamen Ästen Material zu Flechtwerk, außerdem Bastfasern zu Matten, Tauen, als Polstermaterial etc.“ gewonnen werde. Dem Schreiber des sorgfältig und umfassend behandelten Artikels waren jedenfalls die geringen Spuren über die Verwendung von Ginsterpflanzen nicht zugänglich, die ich gefunden habe. Es sei aus diesem Grunde erlaubt, sie hier ergänzend anzuführen. Durch Friedrich Tobler (*Deutsche Faserpflanzen und Pflanzenfasern*, München—Berlin, 1938) erfahren wir, daß auch der Besenginster (*Sarothamnus scoparius*) als Faserpflanze Verwendung fand, u. zw. Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich für Säcke, Netzschnüre und in armen Gegenden für Hemden und Tücher. Aus der älteren deutschen Literatur berichtet Tobler über die Gewinnung eines groben Fadens, der ev. für Säcke zu gebrauchen sei. Nicht uninteressant mag sein, daß in Italien sowie in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg und während desselben Versuche für eine bessere Aufschließung der Faser durch chemische Einflüsse im Gange waren (S. 87—92). Eine gleichlautende Nachricht über den Besenginster finden wir auch in „Faserstoffe“ von Karin Windeck-Schulze (Frankfurt a. M. 1940), S. 25.

Von größerer Bedeutung für die vorliegende Arbeit scheinen die bei Paul Scheuermeier, *Bauernwerk in Italien, der italienischen und rätoromanischen Schweiz* (2 Bände; Erlenbach-Zürich, 1943 und Bern, 1956) gebrachten Belege. Dort werden Olivenpreßköpfe u. a., leider ohne Angabe des Herstellungsmaterials genannt und abgebildet, die den in unserem Zusammenhang bezeichneten Namen „sporta“ (Korb) u. ä. tragen. Es entzieht sich meiner Beurteilung, ob diese Wortgruppe etymologisch zu *spartium* zu stellen ist, legt aber doch die Verwandtschaft nahe. Es dürfte das *sporta* für Körbe verschiedener Art aus einem häufig verwendeten Material auf den Korb an sich übertragen worden sein.

Im Band I des genannten Werkes ergab sich folgende Auslese:

1. S. 41: Käsekörbchen „sind in der Regel aus Binsen geflochten, in Mittelitalien auch aus feinen Weidenrütchen, aus Zweigen von Ginster oder ginsterähnlichen Stauden, vereinzelt auch aus Stroh“. Dazu Abb. 113.)
2. S. 152: Zum Traubentransport wird ein „niedriger, runder Korb, ohne oder seltener mit zwei Handhaben, geflochten aus Ruten oder gespaltenem Schilfrohr, zum Sammeln kleinerer Mengen“ verwendet. Sie werden meist von Frauen auf dem Kopf getragen. Als Name kommt u. a. auch *sporta* vor.
3. S. 186: Olivenpreßkorb, „geflochten aus Stricken, gewissen Gras- oder Binsenarten, Bast oder anderen Pflanzenfasern“. Dafür gilt in verschiedenen Landstrichen (Istrien, Ligurien, in den Abruzzen, in Lazien, Campanien, Calabrien, Sizilien) der Ausdruck „*sporta*“. (Abb.!)

4. S. 291: Die Abb. 304 zeigt Olivenpreßkörbe aus Airole in Ligurien, die den Namen „sportin“ tragen.
5. S. 297: Eben solche Körbe aus Zoagli (Ligurien), bezeichnet als sporte. (Abb. 324.)
6. S. 298: Olivenpreßkörbe aus Rovigno in Istrien (Rovinj), spurte genannt, auf Abb. 325.

Abschließend sei ausdrücklich betont, daß es sich in der vorliegenden Arbeit um eine vorbildliche Monographie einer Pflanze handelt, die dem an Volkstechnologie und Volksbotanik Interessierten viel Wissenswertes und Anregendes zu bieten hat. Bedauerlich ist leider auch hier, wie öfters bei Druckwerken aus den Oststaaten, die mindere Druckqualität der wertvollen Abbildungen.

Maria Kundegraber

Miroslav V. Draškić, *Narodne nošnje severozapadne Bosne I.* Banja Luka, Muzej Bosanske krajine, 1962. — XXXI und 179 S., 1 Karte, 148 Textillustr., XX Bildtaf., russ. und engl. Zusammenfassung. (Volkstrachten Nordwest-Bosniens I.)

Aus Banja Luka erreicht uns dieses reich mit Abbildungen ausgestattete Buch, das ein Gebiet behandelt, welches bisher noch keine zusammenfassende trachtenkundliche Untersuchung gefunden hat. Nordwestbosnien ist von Serben, Kroaten und Muselmanen bewohnt. Die Einflüsse, die von außen her im Laufe von Jahrhunderten auf die Ausgestaltung der Tracht einwirkten, sind vielfältig und haben zu zahlreichen Varianten der Trachten geführt, die der Verfasser in die dinarische, pannonische und zentralbosnische Trachtengruppe zusammenfaßt. Die Untersuchung ist auf der reichen Trachtensammlung des Museums von Banja Luka aufgebaut. Im vorliegenden ersten Band des Werkes wird eine Bestandsaufnahme erhaltener, auch noch lebender Trachten und der Berichte vergangener Zeiten, die aber nicht vor das 18. Jahrhundert zurückreichen, versucht. Die Beurteilung des gesamten Materials und die Schlußfolgerungen sollen im geplanten zweiten Band veröffentlicht werden.

Das Anschauungsmaterial des ersten Bandes wird einerseits in zwanzig schönen Tafeln größtenteils farbig dargeboten, andererseits durch eine beträchtliche Anzahl von Zeichnungen im Text erläuternd vervollständigt. Die Detailskizzen bringen schematische Darstellungen der Gewandstücke, die den Schnitt erkennen lassen, zeigen Motive von Stickereien und Geweben, ja auch die unter Haube oder Kopftuch getragenen Einlagen, die erst die typische Form der Kopftracht ergeben. Dankbar wird man auch die beigegebene Verbreitungskarte und die Kartenskizzen begrüßen, die die Orientierung über ein Gebiet erleichtern, von dem üblicherweise nur Karten in stark verkleinerndem Maßstab erreichbar sind.

Die Einleitung, die einen Überblick über das Buch gewährt, ist mit russischer und englischer Zusammenfassung versehen. Eine umfangreiche Bibliographie geht noch der ausführlichen Beschreibung der einzelnen landschaftlichen Trachten voraus, die den größten Teil des Buches einnimmt. Die Bildtexte zu den Tafeln werden wieder in russischer und englischer Übersetzung wiedergegeben. Bedauerlich ist, daß die an und für sich sehr wertvollen aus unserem Jahrhundert stammenden Fotografien nicht auf Kunstdruckpapier, sondern auf dem nicht allzu guten Druckpapier gebracht werden, was ihre Schönheit und Deutlichkeit leider beeinträchtigt.

Maria Kundegraber

Anzeigen / Einlauf 1959—1962

Österreichische Museen und Ausstellungen

- Weinlandmuseum Schloß Asparn an der Zaya, Niederösterreich. Mitteilungen (Erscheinen fallweise), Ab 1959. 15.073
- Karl Wolfsgruber, Das Brixener Diözesanmuseum. 15 Seiten, Bozen, Athesia, o. J. 15.085
- Franz Schäffer, Das Krahuletz-Museum in Eggenburg, eine beachtliche Stätte der Volksbildung (Neue Volksbildung, Bd. X, Wien 1959, S. 288 ff.) 15.204
- 60 Jahre Krahuletz-Museum der Stadt Eggenburg. Festschrift. 24 Seiten (hektographiert). Stadtgemeinde Eggenburg, 1962. Darin S. 13 ff.: Leopold Schmidt, Die volkskundlichen Bestände des Krahuletz-Museums. 16.889
- Franz Dichtl, Bäuerliche Arbeitsgeräte. 6000 Jahre Mühlviertler Bauerntum. Katalog zur 9. Sonderausstellung im Mühlviertler Heimathaus. Freistadt in Oberösterreich, 1960. 16 Seiten. 16.258
- Erzherzog-Johann-Gedächtnisausstellung. Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum Graz, 1959. 400 Seiten, 24 Bild-, VIII Farbtafeln. 15.119
- Fritz Kretschmer, Technik und Handwerk im Imperium Romanum. Eine Ausstellung des Vereins Deutscher Ingenieure. Düsseldorf — Graz 1962, 104 Seiten, 159 Abb. 16.703
- Erich Egg, Ausstellung Paul Troger, der Maler des österreichischen Barock. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. 1962. 72 Seiten, IV Farbtafeln, 37 Abb. 16.755
- Harry Kühnel, Führer durch das Museum der Stadt Krems an der Donau, Krems 1961. 34 Seiten, 20 Abb. auf Tafeln. 16.332
- Eduard Beninger, Aufgaben eines Heimatmuseums. Anlässlich der Eröffnung des Heimatmuseums Lang-Enzersdorf. (Sonderdruck aus: Rund um den Bisamberg, Bd. 2, 1961, S. 14—32). 16.041
- Besuchet das Heimatmuseum der Stadt Leoben. Kurzgefaßter Führer durch das Heimatmuseum der Stadt Leoben. 4 Blatt, mit Lageplan (1959). 15.374
- Franz Lipp, Das Mondseer Rauchhaus, — erstes oberösterreichisches Freilichtmuseum (Oberösterreichische Kulturberichte, hg. vom Institut für Landeskunde, Folge 23, vom 18. Nov. 1960, 4 Seiten). 15.941
- Helene Grün, Das Museum Neunkirchen. Spiegelbild einer Kulturlandschaft (ÖZV Bd. XVI/65, Wien 1962, S. 147 ff. mit 16 Abb. auf Tafeln). 16.979
- Friederike Proding, Neuerwerbungen des Salzburger Museums. Alter Einbaum vom Mondsee. (Amtsblatt der Landeshauptstadt Salzburg, Jg. X, Nr. 25/26, 15. Juli 1959, S. 237, 1 Abb.). 15.229

- Friederike Prodinge r, Das Ballspiel der Figuren des Zwerglgartens zu Salzburg (Salzburger Museum Carolino Augusteum, Jahresschrift 1960, Salzburg 1961, S. 69—80, mit 6 Abb. auf Tafeln). 16.606
- Adolf Mais, Sonderausstellung Alte Volkskunst aus Dalmatien (Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg des Österreichischen Museums für Volkskunde). Anlässlich der Tagung „Die Volkskultur der südosteuropäischen Völker in Salzburg. Katalog. Wien, Selbstverlag des Museums 1961. 24 Seiten (hektographiert), 1 Karte. 16.148
- Adolf Mais, Sonderausstellung Alte Volkskunst aus Dalmatien. Sammlung Natalie Bruck-Auffenberg (des Österreichischen Museums für Volkskunde) (Südosteuropa-Jahrbuch Bd. VI, München 1962, S. 137 ff., 2 Abb.). 16.950
- Helmut Prasch, Das Museum in der Burg. Geplantes und Erreichtes. (Sonderdruck aus: Spittal an der Dra u, — Vom Markt zur Stadt. Festschrift 1960. S. 233—236.) 15.991
- Karl Haiding, Almwirtschaft in der Steiermark. Führer durch die siebente Sonderausstellung des Heimatmuseums Trautenfels. 1962. 87 Seiten, Abb. im Text, 1 Farbtafel. 16.959
- Willi Kadletz, Steirische Heimatmuseen (= Werkhefte des Steirischen Volksbildungswerkes) 92 Seiten, Abb. im Text. Graz 1960. 15.828
- Lothar Bieber, Führer durch das Heimathaus Waidhofen an der Ybbs. Herausgegeben vom Musealverein Waidhofen. (1962). 16 Seiten, Abb. 16.841
- Gilbert Trathnigg, Zur Geschichte des Welser Museums: Das Landwirtschaftsmuseum Wels (5. Jahrbuch des Musealvereines Wels, 1958/59, S. 170—200, VIII Abb. im Text) 15.081
- Gilbert Trathnigg, Das Welser Landwirtschaftsmuseum (Oberösterreich, Landschaft, Kultur, Wirtschaft, Fremdenverkehr, 10. Jg., Heft 3/4, Winter 1960/61, S. 3—8, mit Abb. im Text) 15.942
- Gilbert Trathnigg, Lincensia im Welser Stadtmuseum (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 1960, S. 442—457, Tafeln XXII—XXVIII) 15.956
- Leopold Schmidt, Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien (Vorarlberg—Wien, Jg. 1958, Heft 12, S. 8, mit 2 Abb.) 15.143
- Leopold Schmidt, Das österreichische Museum für Volkskunde. Werden und Wesen eines Wiener Museums (= Österreich-Reihe Bd. 98/100) 118 Seiten, 51 Abb. Wien 1960. 15.393
- dieselbe, Ausstellung Volkstümliche Holzplastik der Gotik. Katalog. Wien 1960. 11 Seiten. 15.662
- dieselbe, Ausstellung Südtiroler Volkskunst. Katalog. Wien 1960. 150 Seiten, 37 Abb. auf Tafeln. 16.019
- dieselbe, Utstilling Österrisk Folkekunst i Kunstnerforbundet, Oslo, fra 15. Juni til 1. Juli 1962. Katalog. Oslo 1962, unpaginiert. 16.888
- Adolf Mais, Ausstellung Volkskunst der Ostkirche. Katalog. Wien 1960, 47 Seiten, 8 Abb. auf Tafeln 15.394
- dieselbe, Museale Zeugnisse von Arbeiten kriegsgefangener Russen in Österreich (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. VIII, 1959, S. 183 f., 1 Fragebogen) 15.435
- dieselbe, Die Ost-Abteilung des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien (Österreichische Ost-Hefte, II. 1960, S. 164—167) 15.557

- Adolf Mais, Die Ausstellung „Volkskunst der Ostkirche“ des Österreichischen Museums für Volkskunde (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. IX, 1960, S. 152—159) 15.809
- Klaus Beitzl, Die Hausapotheke des ehemaligen Ursulinenklosters (in Wien) (Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege, Bd. XVI, Wien 1962, S. 52—56, m. Abb. im Text) 16.886
- Rudolf Bachleitner, Der Heiltumschatz der Allerheiligen Domkirche zu St. Stephan in Wien. Sonderausstellung 1960, veranstaltet vom Erzbischöflichen Dom- und Diözesanmuseum. Wien 1960. 43 Seiten, 21 Bildtafeln. 15.658
- Franz Glück, Historisches Museum der Stadt Wien, Eröffnungsausstellung: Neuerwerbungen 1949—1959. Wien 1959. 91 Seiten, 25 Abb. auf 24 Tafeln. 15.221
- Franz Glück und Helmut Krebs, Historisches Museum der Stadt Wien. Stadtbauamtsdirektion, 1959, 20 Seiten unpag. zahlr. Abb. 15.222
- Franz Glück, Hubert Kaut, Gertrud Wernigg, Das Kind und seine Welt. Historisches Museum der Stadt Wien, 2. Sonderausstellung, 1959. 15.306
- derselbe, Das Stadtbild Wiens im 19. Jahrhundert. Von der Festung zur Großstadt. Historisches Museum der Stadt Wien, 4. Sonderausstellung. Wien 1960. 86 Seiten, 28 Abb. auf Tafeln. 15.845
- Hans Aurenhammer und Klaus Demus, Die Österreichische Galerie im Belvedere in Wien. 1962. 108 Seiten, 73 Abb. 16.626
- Gerhard Lücker, Ernst Popp, Heinz Hudler, Post- und Telegraphen-Museum. Jubiläumsführer 1889—1959. Wien 1959. VIII und 39 Seiten, 25 Farbbilder auf Tafeln, Textillustrationen. 15.117
- Europäische Kunst um 1400. Achte Ausstellung unter den Auspizien des Europarates. Wien 1962, Kunsthistorisches Museum. XXVII und 536 Seiten, 160 Bildtafeln 16.700
- Hermann Fillitz, Die weltliche Schatzkammer in Wien. Wandel und Gestalt einer fürstlichen Kunstsammlung. Ein Brevier. Braunschweig 1959. 48 Seiten, Abb. im Text 15.179
- R. u. E. Gürster, Magischer Bauernrealismus. Süddeutsche und österreichische Hinterglasmalerei (1780—1870) 1.—22. März 1962, Galerie Würthle, Wien. Unpaginiert, mit 3 Abb. 16.542

Zur Beachtung!
Soeben erschien:
Register
zu den beiden ersten Serien der
Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde

Bd. 1—24: 1895—1918

Bd. 25—49: 1919—1944

Zusammengestellt

von

Arthur Petak

2. Auflage

40 Seiten. S 18,—

Zu beziehen durch den Verein für Volkskunde,
Wien VIII, Laudongasse 19

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

Wien 1963

Das „Heilige Feuer“

„Antoniusfeuer“, Rotlauf und „Rose“ als volkstümliche Krankheitsnamen und ihre Behandlung in der Volksmedizin

(Mit 2 Abbildungen)

Von Elfriede Grabner

Es gibt kaum eine Krankheitsbezeichnung, die einen so vielfältigen Komplex von Krankheiten in sich einschließt, wie die Namen „Rose“ und Rotlauf. Darunter versteht man im volksläufigen Sinne nicht nur das Wund-Erysipel (= rote Haut), sondern auch fieberhafte Zustände überhaupt, auch dort, wo jede äußere Verletzung fehlt. Man bezeichnet eine Krankheit anfangs als „rotlaufartig“, wenn sie sich auch später als akuter Magenkatarrh oder als Bronchitis entpuppt. Früher einmal hatte man fast jede rotlaufartige Entzündung der Haut mit Neigung zu brandigem oder geschwürigem Zerfall des Gewebes als „Heiliges Feuer“ aufgefaßt. Unter dem „Ignis sacer“ verstanden schon die Römer verschiedene entzündliche Hauterkrankungen und auch sie unterschieden dabei mehrere Arten. Plinius d. Ä. († 79) berichtet darüber: „Ignis sacri plures sunt genera, inter quae medium hominem ambiens, qui zoster vocatur, et enecat si cinxit“. ¹⁾ Plinius bemerkt, daß diejenige Art des heiligen Feuers, welche rund um den Körper gehe, „Zoster“ heiße. Erst Jahrhunderte später greift die Medizin diesen Namen auf und bezeichnet mit „Herpes zoster“ oder „Zona herpetica“ die sogenannte Gürtelrose, die man noch im 17. Jahrhundert als eine „neue Art des heiligen Feuers“ bezeichnete. ²⁾ Im 12. Jahrhundert tritt dann zum ersten Male der Name „Ignis St. Antonii“, Antoniusfeuer, auf und es ist keinesfalls ganz geklärt, wie der Einsiedler Antonius (17. Jänner) zu diesem sonderbaren Patronat kam. 251 wurde er in Kome (heute Queman) am Westufer des Nils in Mittelägypten geboren. Als Sohn reicher, christlicher Eltern zog er sich schon früh in die Einsamkeit und später dann in die Wüste zurück. Stets bestand

¹⁾ C. Plinius Secundus, *Naturalis Historia* 26, 11. Hsg. v. C. Mayhoff, Leipzig 1897, Buch XXIII—XXX.

²⁾ M. Höfler, *Deutsches Krankheitsnamen-Buch*, München 1899, S. 136.

er zahlreiche Versuchungen durch Dämonen und scharte eine Anzahl Jünger um sich. Vor seinem Tode im Jahre 356 bat er seine Jünger, seinen Begräbnisplatz nicht bekanntzumachen. Nach der Legende wurde das Grab erst 561 entdeckt, sein Leib nach Alexandrien und nach der Eroberung Ägyptens durch die Sarazenen 635 nach Byzanz gebracht. Erst um 1000 soll der Großteil der Reliquien nach Frankreich (St. Didier-de-la-Motte, Diözese Vienne) gebracht worden sein.³⁾ Während Antonius im Osten vor allem als Gründer von mönchischen Gemeinschaften verehrt wurde, sah man ihn im Abendland als Wundertäter und Krankheitspatron: Die Überlieferung berichtet, daß im Jahre 1095 der französische Edelmann Gaston Quéirin bei den Gebeinen des hl. Antonius des Eremiten die Genesung seines Sohnes von einer brandigen, pestähnlichen Seuche erfleht hat. In der Folge habe der Heilige in einem Traumgesicht dem beglückten Vater die Gründung einer Bruderschaft zur Pflege der am „Heiligen Feuer“ Erkrankten nahegelegt und den Beitretenden das Tragen eines himmelblauen Taukreuzes befohlen.⁴⁾ Diese Laienverbrüderung der „Antoniter“, die schon 1095 durch Papst Urban II. ihre Bestätigung erfuhr, breitete sich auch in Deutschland aus. Auch hier bestand ihre Hauptaufgabe in der Pflege der Kranken, die von dieser sonderbaren Epidemie befallen wurden. Die Antoniter, die das ursprüngliche „Ignis sacer“ zum Antoniusfeuer entwickelten, haben demnach viel zur Verbreitung dieses Krankheitsnamens beigetragen. Ihre Tracht, die auch von den 1298 bestätigten regulierten Augustinerchorherrn des hl. Anton in ähnlicher Weise übernommen wurde, bestand aus einem schwarzen Habit mit einem blauen, T-förmigen Kreuz, das als magisches Schutzkreuz schon seit Jahrhunderten im Volk bekannt war.⁵⁾ Diese Kleidung soll der Überlieferung nach auf den Heiligen selbst zurückgehen, der neben der Kutte mit dem Taukreuz auch einen tauförmig auslaufenden Abtstab besessen haben soll, mit dem er Wunderheilungen vollbrachte. Die zeitgenössische Lebensbeschreibung des Athanasios von Alexandria (zwischen 356 und 373) betont zwar die hohe Wertschätzung des Kreuzes bei dem Heiligen selbst. Doch über Taustab und Kutte weiß der Alexandriner Bischof ebensowenig zu berichten, wie die *Legenda aurea* des

³⁾ H. Aurenhammer, *Lexikon der christlichen Ikonographie*. 2. Lfg., Wien 1960, S. 157 f.

⁴⁾ R. Wünsch, *Das Antoniterkreuz* (Hess. Bl. f. Vkd. XI, 1912, S. 52).

⁵⁾ Über das Tau-Kreuz vergleiche die Arbeiten von H. O. Münsterer, *Die magischen und kabbalistischen Schutzkreuze* (Bayer. Jb. f. Vkd. 1953, S. 51 ff) und R. Wünsch, *Das Antoniterkreuz*, a. a. O., S. 49 ff.

Jacobus de Voragine († 1298) oder die von ihr abhängigen alten deutschen Passionale.⁶⁾

Daß die blaue Farbe dieses Kreuzes keine besondere Bedeutung habe,⁷⁾ oder nur „im Hinblick auf seine himmlische Herkunft gewählt worden sei“,⁸⁾ scheint hier sehr unglaubwürdig. Wie noch später gezeigt werden soll, hat die blaue Farbe gerade im Volksglauben eine ganz besondere, unheilabwehrende und in der Volksmedizin sogar eine heilende Wirkung, daß es sehr nahe liegt, dies auch für die blaue Farbe des Taukreuzes anzunehmen. Für die weiträumige Verbreitung dieses Zeichens, das auch im 15. Jahrhundert als Pestschutz erscheint, waren die Gründungen von Antoniusgilden und Laienbruderschaften bedeutungsvoll, deren Mitglieder ebenfalls T-förmige Abzeichen trugen. Am Niederrhein freilich, waren diese Abzeichen in erster Linie als Monogramm des volkstümlichen Antoniusnamens „Tönnies“ zu deuten. Die T-förmigen Anhänger mit Glöckchen aus Edelmetall hingegen, wie sie auf Gemälden des 15. Jahrhunderts häufig zu sehen sind, waren weder Pestamulette noch Antoniterabzeichen, sondern Insignien des hochadeligen Ritterordens vom heiligen Antonius in Hennegau, der anfangs der Eroberung Palästinas dienen sollte, aber schon 1420 eine Umwandlung erfuhr.⁹⁾

Das dritte Attribut des Heiligen, das Schwein, wird erst spät in der christlichen Kunst des Abendlandes gebraucht. Das Malerbuch vom Berge Athos und die christliche Kunst des Orients wissen überhaupt nichts davon.¹⁰⁾ Auch in der *Legenda aurea* des schon erwähnten Jacobus de Voragine ist das Schwein unbekannt. So kann also das Patronat, das der Heilige auch für den gefürchteten Schweinerotlauf besitzt, nicht primär das ursprüngliche gewesen sein, wie es vielfach angenommen wird.¹¹⁾ Wohl erwähnt die *Vita* des Athanasios von Alexandria jene Episode, wo der Heilige mit seinem Stab die in Tiergestalt erschienenen Dämonen vertreibt. Daraus aber einen Zusammenhang mit dem Schwein, ja sogar ein eigenes Patronat zu erklären, wie dies A. Franz¹²⁾ versucht, erweist sich denn doch als unhaltbarer

6) H. O. Münsterer, a. a. O., S. 56.

7) R. Wunsch, a. a. O., S. 55.

8) H. O. Münsterer, a. a. O., S. 57.

9) Derselbe, ebendort.

10) M. Buchberger, *Lexikon für Theologie und Kirche* I, Freiburg i. B. 1930, Sp. 515.

11) M. Höfler, a. a. O., S. 134.

12) A. Franz, *Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter* II, Freiburg i. B. 1909, S. 131.

Dieselbe Deutung auch bei L. Honko, *Krankheitsprojektile* (= FFC Nr. 178) Helsinki 1959, S. 179, und bei L. Pflieger, *St. Anton der Einsiedler und das Antoniusfeuer* (Elsaßland, Bd. 14, Gebweiler 1934, S. 8).

Deutungsversuch. Vielmehr läßt sich eine Beziehung zwischen Antonius und seinem erst später beigegebenen Schwein durch die Tatsache herstellen, daß die Antoniter besondere Privilegien besaßen. Einmal durften sie für ihre Armen- und Krankenpflege überall Almosen sammeln und kündigten ihr Kommen häufig durch ein an ihrem Kreuzstab hängendes Glöckchen an. Zum anderen Male durften sie die Schweine, die sie hielten, frei weiden lassen. Solche Schweine hatten ebenfalls ein Glöckchen um den Hals und trugen das Tau-Kreuz, das Zeichen der Antoniter, eingebrannt. So hat sich wohl auch der Darstellungstyp des hl. Antonius herausgebildet, der nun gerne in Ordenstracht der Antoniter, mit Schulterkreuz, Glöckchenstab und glöckchentragendem Schwein dargestellt wird (Abb. 1). Im späteren Mittelalter kommt es häufig zur Gründung von eigenen Antoniusbruderschaften, die den umherziehenden Antonitern Obdach gewähren sollten und karitative Zwecke verfolgten.¹³⁾ Hier ergibt sich also die kaum von der Hand zu weisende These, daß die drei Attribute des heiligen Antonius, Taukutte, Taustab und Schwein erst von den Antonitern her auf diesen Heiligen übertragen wurden, dessen Leib im Stammkloster des Ordens ruhte. So jedenfalls lassen sich auch die Zusammenhänge zwischen Antonius Schwein, dem Heiligen und dem damit in Beziehung stehenden Antoniusfeuer glaubwürdiger erklären. Deutungen des Schweines als Symbol der unreinen Lust, der Personifikation des Teufels oder der Zusammenhang mit dem Juleber der nordischen Völker scheinen doch als zu sehr mythologisierend hier auszuschneiden.¹⁴⁾ Man verstand also unter dem Antoniusfeuer zuerst eine Krankheit des Menschen, die man in ähnlicher Weise auch später beim Vieh, insbesondere bei den Schweinen, feststellte. Erst im späteren Mittelalter sah man im hl. Antonius Eremita, dessen Zusammenhang mit den Schweinen nun durch die Antoniter immer weiter ins Volk getragen wurde, mehr und mehr den Helfer bei der Rotlaufseuche oder Bräune, eine Infektionskrankheit, die besonders Schweine befiel. Sie ist noch bis in unsere Tage hinein eine der verheerendsten Infektionskrankheiten, die sich kundtut in Fieber, Freßlust, Schwäche, Lähmungszuständen und hell- bis blauroten Flecken an Bauch, Innenschenkel, Hals und Ohren und die unter Steigerung der Atemnot nach drei bis vier Tagen meistens tödlich verläuft.¹⁵⁾

¹³⁾ H. Aurenhammer, a. a. O., S. 159.

¹⁴⁾ Vgl. G. Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs I, Wien 1949, S. 42 ff.

¹⁵⁾ H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, Berlin und Leipzig 1931, S. 209.

Als „Fakentoni“ oder „Sautoni“ steht der Heilige besonders in den Alpenländern daher auch heute noch in großem Ansehen.

Eine Erklärung für den sonderbaren Zusammenhang einer Hauterkrankung mit dem Heiligen suchte schon Martin Luther zu geben. In seiner „10 Gebote-Predigt“ von 1516/17 will er das „Santoni-Feuer“ als *santo-igne* = Santoni durch eine ganz seltsame Etymologie, bei der er von der italienischen Benennung des Heiligen ausgeht, erklärt wissen: „Siquidem S. Tonii Italica allusione prope sonat ac si ‚sanctus ignis‘, id est sacer ignis, diceres, quasi is propter nomen suum sacro igni sit remediabilis patronus...“¹⁶⁾ Allerdings hat Luther diese Stelle einige Jahre später in den weiteren Ausgaben seiner Werke gestrichen.

Was für eine sonderbare Krankheit verstand man nun eigentlich unter dem „Antoniusfeuer“? Schon einige steirische Belege für das Antoniusfeuer zeugen von der verschiedenartigen Auffassung dieses Begriffes. 1545 versteht man darunter den Rotlauf, die Brandpest und den Milzbrand der Schweine.¹⁷⁾ Ebenfalls im 16. Jahrhundert bezeichnet man in der Steiermark das Antoniusfeuer als „Ignis Persicus vulgo der Brand, das Wildfeuer, St. Antoniusfewr“. Und noch im 18. Jahrhundert war „Anttoni-Feuer“ der Rotlauf.¹⁸⁾ Ein steirisches Rezeptbuch aus dem Jahre 1545 kennt dagegen ein damals anscheinend sehr beliebtes Mittel: „Khuedreckwasser ist auch für sand Anthony feuer oder plas guett, dan es lescht es“.¹⁹⁾ Gleiche Nachrichten über dieses sonderbare Heilmittel haben wir auch aus Oberbayern und aus Tirol.²⁰⁾ Dieselbe Unsicherheit in der Auseinanderhaltung des vielfältigen Krankheitskomplexes drückt sich auch in Johannes Colers „Pharmacopaeus, oder Haußapoteck“ aus, die 1610 in Wittenberg erscheint. Vom „Heiligen Feuer oder heiligen ding“ weiß er zu berichten: „Erysipelas, verdeutschen etliche S. Antonius fewr / etliche die Rose / es ist aber eine lose Rose / etliche einen öhl-schenckel / etliche S. Quirinshis / etliche S. Johanshiß / etliche Herpetem / etliche machen einen vnterscheid zwischen dem

¹⁶⁾ Decem Praecepta Wittenbergensi predicata populo per P. Martinum Luther Augustinianum (Luthers Werke, 1. Band, Weimar 1883, S. 412, Anm. 18).

¹⁷⁾ Th. Unger-F. Knull, Steirischer Wortschatz, Graz 1913, S. 19.

¹⁸⁾ Unger-Theiss-Collection am Steirischen Volkskundemuseum (StVKM).

¹⁹⁾ Ebendort.

²⁰⁾ M. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1888, S. 222.
A. F. Dörler, Die Tierwelt in der sympathetischen Tiroler Volksmedizin (Zs. f. Vkd., Bd. VIII, 1898, S. 44).

Erysipelate vnd Herpete, etliche sacrum ignem, etliche machen ein geschwür / etliche nur rothe fleck / etliche nur einen tumorem draus: Etliche sagen es sey ex sanguine, etliche es sey ex flava bile seu cholera & sanguine, Etliche sagen / es sey ein Podagra adusta ex colico adusto & bilioso sanguine“. ²¹⁾

Jedenfalls verstand man unter dem „Antoniusfeuer“ keine einheitliche Krankheit. Ähnlich wie beim „Heiligen Feuer“, dem Sphakelos Hippokratis der Alten, das zuweilen pest- oder seuchenartig auftrat, mit Hautröte und Fieberhitze oder sich auch unter dem Einfluß der sogenannten „roten Cholera“ (Cholera rubra) entwickeln konnte und dann in Brand überging, ²²⁾ scheint es auch beim Antoniusfeuer gewesen zu sein, das ab dem 12. Jahrhundert das „Heilige Feuer“ allmählich verdrängte. Da diese rotlaufartige Krankheit zuweilen epidemisch auftrat, suchte man die Ursache in dem mit Mehl und Mutterkorn verbackenen Brot, das den sogenannten Mutterkornbrand (Ergotismus gangraenosus) hervorrief. Dieses „höllische Feuer“ (ignis infernalis) begann mit feurig brennender Rötung der Extremitäten ²³⁾ und endete mit dem Abfallen der Glieder. Schon 943 soll in Limoges diese fürchterliche Krankheit ausgebrochen sein. So jedenfalls beschreibt sie H. E. Jacob: ²⁴⁾ „Doch im Frühherbst jenes Unheiljahres (943) zeigte sich etwas Schlimmeres: Schreiend, jammernd und sich krümmend brachen Menschen auf der Straße zusammen. Manche standen von ihren Tischen auf und rollten sich wie Räder durchs Zimmer; andere fielen um und schäumten in epileptischen Krämpfen; noch andere erbrachen sich und zeigten Zeichen plötzlichen Wahnsinns. Von diesen schrien viele ‚Feuer! — Ich verbrenne!‘“.

Für Jacob ist die Ursache dieser fürchterlichen Krankheit sicher: Die Menschen des Mittelalters hatten Mutterkorn gegessen. Denn Mutterkorn, das sich als Pilz (Claviceps purpurea) an den Roggenähren ansetzt, ist ein gefährliches Gift, eigentlich eine Kombination von zwei Giften. Während das eine in der Nervenbahn von Menschen und Tieren Gliederverdrehungen erzeugt (Ergotismus convulsivus), läßt das andere die Glieder abfaulen (Ergotismus gangraenosus). In der frühesten Zeit der Seuche aber

²¹⁾ M. Johannis Coleri, Oeconomiae oder Haußbuchs/Sechste vnd Letzte Theil. Zum Calendario Oeconomico & perpetuo gehörig. Pharmacopaeus, oder Haußapoteck genannt. Wittenberg 1610, 18. Buch, S. 732.

²²⁾ M. Höfler, wie Anm. 2, S. 135.

²³⁾ M. Buchberger, a. a. O., S. 515.

²⁴⁾ H. E. Jacob, Sechstausend Jahre Brot. Hamburg 1954, S. 154.

sollen beide Symptome zusammen aufgetreten sein.²⁵⁾ Die Ansicht, daß es sich beim Antoniusfeuer um Ergotismus-Epidemien gehandelt hat, vertritt auch R. Creutz, der das seuchenhafte Auftreten dieser Krankheit an Hand einiger historischer Schilderungen aufzuzeigen versucht.²⁶⁾

Die neueren medizinischen Lehrbücher widmen wohl dem Ergotismus, dessen epidemische Form noch 1881 in Hessen und 1895 in Galizien beobachtet wurde, ausführliche Beschreibungen, gehen aber in den wenigsten Fällen auf die Bezeichnung „Antoniusfeuer“ ein. So setzt die erste Form der Erkrankung, der Ergotismus convulsivus, mit Sensibilitätsverlust oder mit Parästhesien in den Fingern und Zehen, Kribbeln und einem Gefühl von Ameisenlaufen ein. Nach einer Phase von Magendarmstörungen, Würgen und Erbrechen kommt es zu Kontrakturen der Arm- und Beinmuskulatur, Zuckungen im Gesicht, sodann zu epileptiformen Anfällen. Beim Ergotismus gangraenosus jedoch treten schwere Gewebsentzündungen auf, Verfärbung, Blasenbildung und Abhebung der Haut, meist in Form der trockenen Gangrän. Die dadurch entstehenden tiefgehenden Zirkulationsstörungen führen schließlich zum Abfall von Zehen und Fingern, ja sogar ganzer Gliedmaßen.²⁷⁾

Ganz so sicher ist aber die medizinische Bestimmung des Antoniusfeuers auch heute noch nicht. Weder seine Deutung als universelles Ekzem, als Herpes zoster oder als Erysipel, noch die Annahme einer heute erloschenen eigenständigen Seuche, lassen sich hier aufrecht erhalten.²⁸⁾ Tatsächlich aber scheint es sich beim Antoniusfeuer um eine brandige und zum Teil krampfartige Erkrankung gehandelt zu haben, wie dies ein Holzschnitt der Münchner graphischen Sammlung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts erkennen läßt (Abb. 2).²⁹⁾ Die aufgehängten Fuß- und Handvotive, die auf einen brandigen Zerfall der Extremitäten hinweisen mögen, der Beinamputierte rechts im Bild, die kniende Gestalt links, aus deren Fingerspitzen der rechten Hand Flammen zu schlagen scheinen, ebenso wie die merkwürdig verrenkte Stellung des Kranken links dahinter, scheinen zu bestätigen, daß es sich beim Antoniusfeuer wirklich um Gangrän und Konvulsionen gehandelt hat. Damit aber gewinnt auch die durch diese Symptome

²⁵⁾ Ebendort, S. 155.

²⁶⁾ R. Creutz, St. Antonius der Einsiedler und das Antoniusfeuer (Bonner Zs. f. Theologie und Seelsorge, Bd. 4, Düsseldorf 1927, S. 257 ff).

²⁷⁾ E. Starkenstein - E. Rost - J. Pohl, Toxikologie. Wien 1929, S. 347 ff.

²⁸⁾ H. O. Münsterer, a. a. O., S. 58.

²⁹⁾ Abgebildet auch bei H. O. Münsterer, a. a. O., Abb. 4.

bestimmte Deutung dieser Erkrankung als Mutterkornvergiftung mehr an Wahrscheinlichkeit.

Matthias Grünewald († 1528) hat im Isenheimer Altar auch ein Tafelbild geschaffen, das die Versuchung des hl. Antonius darstellt. Ob der Meister aber mit der Darstellung der kauernenden Krankengestalt in der linken unteren Ecke an ein solches Opfer des Antoniusfeuers gedacht hat, läßt sich schwer entscheiden. Diese grauenvolle Wiedergabe eines von Brand und Geschwüren erfaßten, blau-grün verfärbten menschlichen Körpers ist mit Froschfüßen versehen, so daß man vielleicht auch an eine Personifizierung der Krankheit als solche denken könnte.³⁰⁾

Allmählich löste sich der aus der griechisch-lateinischen Medizin-Literatur übernommene Ausdruck des „Ignis sacer“ in eine immer größer werdende Anzahl verschiedenartiger Krankheiten auf. So zerfiel die hauptsächlich von den Klöstern übermittelte Vorstellung des ignis sacer als eine Art Pestfeuer oder Höllenfeuer immer mehr in verschiedenartige Begriffe, ähnlich dem Fieber der Schulmedizin und dem Lintwurm des germanischen Heilkünstlers.³¹⁾ So reihen sich hier also folgende Krankheiten ein: Der Anthrax- oder Milzbrand Karbunkel, die Bräune, als brandiger Rotlauf der Haut und der Schleimhäute, der eigentliche Rotlauf, sowie der rotlaufartige Hautwolf, der Mutterkornbrand, d. h. die gangränöse Form des Ergotismus mit Abfallen der Glieder, der bösartige Schweinerotlauf, früher vielfach als Milzbrand angenommen, vielleicht auch Pocken, Aussatz, Röteln, Scharlach und Masern, sowie die Gürtelrose (Herpes zoster), die erst im 17. Jahrhundert als eine „neue Art des heiligen Feuers“ bekannt wird.³²⁾ Das Antoniusfeuer, das nun ebenso wie das Heilige Feuer keine einheitliche Krankheit war, wurde schon früh durch bestimmte „Geheimmittel“ bekämpft. Möglicherweise bestand im 11.—13. Jahrhundert dieses „Geheimmittel“ aus ergotinfreiem Brot, das man gegen den Mutterkornbrand anwendete. So war in Belgien lange Zeit das St. Antonius-Waffelgebäck bekannt³³⁾. Ob hier aber nicht eine Verwechslung mit dem Franziskanerheiligen Antonius von Padua vorliegt, dessen Gebäck besonders an Arme und Kranke verteilt, aber auch in die Felder gelegt und sogar dem Vieh am Antoniusstag zu fressen gegeben wurde, müßte eigens untersucht werden. Jedenfalls ist uns keine Brotweihformel bekannt, die auf Antonius Eremita Bezug hat. Wohl

³⁰⁾ Vgl. Abb. 76 bei O. Hagen, Matthias Grünewald, München, 3. Aufl. 1922.

³¹⁾ M. Höfler, wie Anm. 2, S. 136

³²⁾ Ebendort S. 136.

³³⁾ Ebendort S. 134.

zu Grabner, Das „Heilige Feuer“



1. Hl. Antonius der Einsiedler

Kupferstich aus: F. Fortunatus Faber, Ord. Erem. St. Aug.,
Neue Himmelsburg der Streitendt mit der Triumphierenden Kirche usw.
München 1693

Steirisches Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 13.666

Aufnahme: Landesbildstelle am Joanneum, Graz



2. Hl. Antonius der Einsiedler

als Patron der vom „Heiligen Feuer“ Befallenen
Holzschnitt des 15. Jahrhunderts, 367 × 250 mm
Graphische Sammlung, München

Aufnahme: Landesbildstelle am Joanneum, Graz

aber war die Verabreichung von eigenen Broten bei verschiedenen Krankheiten gerade im Mittelalter ungemein verbreitet. Man denke hier nur an die Fieberbrote des hl. Nikolaus von Tolentino, an die Fieberhostien des hl. Johannes von Matha³⁴⁾ oder an die Hubertusbrötchen gegen die Tollwut. Nicht nur Wilhelm Busch bringt in seiner Versuchung des heiligen Antonius die beiden Heiligengestalten durcheinander, sondern auch Volkskundler vom Namen eines M. Höfler vermögen hier nicht zu trennen.³⁵⁾

Allerdings kannte man in Deutschland meist nur die leichte Form des Ergotismus, die als Kribbelkrankheit, nach den dabei vorhandenen kribbelnden Hautgefühlen benannt, während in Frankreich, der Heimat des Antoniusfeuers, dagegen nur der Brand gemeint war. Die Kirche weihte schon früh Wasser oder Wein zu Ehren des hl. Antonius, um es den Kranken zu reichen. „Benedictiones uini et aque sancti Anthonii“ sind im 15. Jahrhundert noch an vielen Orten gebräuchlich. Später kamen sie mit dem Schwinden der als Antoniusfeuer bezeichneten Beulenpest außer Gebrauch und heute findet sich die Formel in den Ritualien überhaupt nicht mehr.³⁶⁾ Geiler von Kaysersberg (1445 bis 1510) berichtet von Antoniusreliquien, die man bei der Weihe solchen Wassers in dieses eintaucht: „Item man brucht das wasser sancti Anthonii für das feuer an einem glid und hilffet, das wasser hat das von im selber nitt, aber das man sant anthonii heiltumb in das wasser hat gestossen“.³⁷⁾

In die von den Antonitern geführten Hospize des 15. und 16. Jahrhunderts fanden aber nicht nur die vom Antoniusfeuer Befallenen Aufnahme, sondern auch Kranke mit allen Arten brandiger und geschwüriger Prozesse.³⁸⁾ Auch daraus läßt sich ersehen, daß es sich bei dem Begriff des Antoniusfeuers nicht um eine, etwa nur um die durch Mutterkorn hervorgerufene Krankheit gehandelt haben kann, sondern daß man darunter die mannigfachsten Leiden, von der echten Gangrän bis zur Syphilis verstand. Im Rheinland galt der Heilige sogar als Nothelfer bei Geschwüren, was ihm auch den Namen „Schwärenmännchen“ eingetragen hat. Noch bis in das Jahr 1930 verehrte man in Weidingen, Kr.

³⁴⁾ E. Grabner, Volkstümliche Fiebervorstellungen (ÖZV, N. S. Bd. XV, Wien 1961, S. 94 f.).

³⁵⁾ M. Höfler, Die Kalender-Heiligen als Krankheitspatrone beim bayerischen Volk (Zs. f. Vk. Bd. I, 1891, S. 297).

³⁶⁾ A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, I. Bd., Freiburg i. B., S. 214 f.

³⁷⁾ Ebendort S. 214 f.

³⁸⁾ H. O. Münsterer, a. a. O., S. 58.

Bitburg, bei Furunkulose eine Darstellung des Heiligen aus dem 15. Jahrhundert mit Bittgang und Opfer von Eiern und Geld.³⁹⁾

Auch Ringe scheint man, ähnlich den noch heute bekannten „Rotlaufringen“, beim Antoniusfeuer getragen zu haben. Eine Grazer Polizeianzeige von 1800 nennt einen eigenen „Antoniusring“. ⁴⁰⁾

Vielfach wird die früher übliche Bezeichnung „Antonirauch“ auch heute noch als „Rache“ des hl. Antonius erklärt, obwohl es sich hier wahrscheinlich nie um die Rache, sondern um den „Antoniusrauch“ gehandelt haben mag.⁴¹⁾ Diese „Antoniusrache“ versucht man nun auch neuerdings so zu deuten, daß „das dem christlichen Denken geläufige lichte Bild vom Helfer, an den man sich im Augenblick der Gefahr und Not wenden kann“, der urtümlichen Denkweise fremd und unverständlich gewesen sei. So habe man den Heiligen in einen absoluten Herrscher über die Krankheit verwandelt, der sie sowohl schickt als auch heilt.⁴²⁾ Warum er hier aber an den Menschen durch die Sendung „seiner“ Krankheit Rache nehmen will, ist keineswegs einleuchtend. Wohl eher dürfte es sich da um eine Verwechslung mit dem Worte Rauch handeln, so daß man hier an Räucherungen denken könnte, wie sie ja oft bei dieser Krankheit üblich waren.

Das bei den Ungarn bekannte „Szent Antal tüze“ (Feuer des heiligen Antonius) dürfte vielleicht auf die Siebenbürger Sachsen nicht ohne Einfluß geblieben sein. So tritt der Heilige in einem Siebenbürger Segen gegen den Rotlauf auf:

„Heiliger Antonius in deinem brennenden Kleid,
Helfe du mir in meinem Leid!
Bei Christi heiligen fünf Wunden
Laß mich von deiner Krankheit gesunden...“

Dabei bestreute man die kranke Stelle mit feinem Mehl. In der Gegend um Kronstadt hingegen füllte man das Mehl in ein Säckchen und legte es auf die vom Antoniusfeuer behaftete Körperstelle. Am nächsten Tag mußte man dieses Säckchen an einen Wagen binden, der um Holz in den Wald fuhr, damit er „die Krankheit in den Wald nehme“. ⁴³⁾

³⁹⁾ N. K y l l, Volkskanonisation im Raum des alten Trierer Bistums (Rhein. Jb. f. Vkd. 11, Bonn 1960, S. 55).

⁴⁰⁾ T h. U n g e r - F. K h u l l, a. a. O., S. 19.

⁴¹⁾ Vgl. hier neuerdings L. H o n k o, Krankheitsprojektile (= FF Communications Nr. 178) Helsinki 1959, S. 178.

⁴²⁾ Ebendort S. 181.

⁴³⁾ H. v. W l i s l o c k i, Neue Beiträge zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. (Ethnolog. Mitteilungen aus Ungarn Bd. III, Budapest 1893, S. 31).

Nach dem Verlöschen dieser besonders in Südfrankreich seuchenähnlich auftretenden Krankheit, die zum Teil sicherlich auch auf den Genuß von durch Mutterkorn vergiftetem Getreide zurückzuführen war, verdrängte im 17. Jahrhundert der Krankheitsname „Rose“ das ältere Antoniusfeuer. Obwohl die „Rose“ (Erysipelas) etymologisch fremden Ursprungs ist, so gibt es doch, außer dem „Wurm“ und dem „Alp“ kaum eine deutsch benannte Krankheit, die so häufig in Besegnungs- und Bannformeln auftritt, als gerade die Rose. Ursprünglich hat die Farbe, die an eine Rose erinnerte, die Wahl des Namens veranlaßt, an die Rose selbst konnte man wohl kaum denken. Ha d. Junius kennt 1567 in seiner „Nomenklatur“ das niederländische „roose“ schon für „erisipelas“. ⁴⁴⁾ Erst im Laufe der Zeit wurde eine Verbindung zwischen dem Namen Rose und der Blume hergestellt, so in den Heilsegen gegen die Rose, in welchen die Blume immer wieder erscheint:

„Unser Herr Jesus ging über Land
Und trug drei Rosen in seiner Hand,
Die eine flog,
Die andere zog,
Die dritte verschwand,
So sollst du, Rose, verschwinden“ ⁴⁵⁾.

Damit gelangt die Rose zu den dämonistisch aufgefaßten Krankheiten, die dementsprechend im gesamten deutschen Sprachgebiet in der Volksmedizin eine gleiche Behandlung erfährt. Überall verdrängte die niederdeutsche oder niederländische „Rose“ den älteren Namen für Erysipelas und Phlegmone. Darum „steht“ auch die Rose wie ein Feuerbrand „still“, „vergeht“ und „geht nicht weiter“. So bezeichnete man mit der das Antoniusfeuer ablösenden „Rose“ jede mit Hautröte und Hautschwellung verbundene Krankheit, ganz gleich, ob es sich nur um harmlose Ekzeme oder um bösartige Infektionen handelte.

Die „Schöne“ oder „Rotschöne“ war eine andere Bezeichnung für diese Krankheit, die in den Arzneibüchern des 17. und 18. Jahrhunderts gerne für rotlaufartige Entzündungen verwendet wurde. „Das Rothlauf oder die Schön“ heißt es in einem steirischen Arzneibuch von 1696 und ein Gerichtsprotokoll aus Deutschlandsberg in der Weststeiermark berichtet, daß „er seye kkrankh vnd habe die schön am fueßen“. ⁴⁶⁾ Ebenso begegnet die Krankheits-

⁴⁴⁾ F. Kluge - A. Götze, Etymologisches Wörterbuch. Berlin, 15. Aufl. 1951, S. 623.

⁴⁵⁾ C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. Leipzig 1913, S. 123.

⁴⁶⁾ U n g e r - T h e i s s - C o l l e c t i o n am StVKM.

bezeichnung im 18. Jahrhundert in einigen Grazer Arzneibüchern⁴⁷⁾ und noch im 20. Jahrhundert ist sie im Volk durchaus geläufig. So gibt R. Pramberger in seiner steirischen Volksmedizin ein Rezept für die „Schön“ an: „Nimm hölzerne Knöpf von einem Fischnetz, die Knöpf vom Weinkräutl, ein wenig ganzen Safran, Myrrhen und Kampfer. N. B. Das Holz muß besonders wohl gedörret sein, auch muß mehr sein, als die andern Stück. Zum ersten muß man mit einem Weihrauch rauchen“.⁴⁸⁾ „Von der Rose oder Rothsöhne“ überschreibt ein Straßburger Medizinbuch von 1732 ein eigenes Kapitel und setzt dazu die lateinische Bezeichnung „Erysipelas“.⁴⁹⁾ Sehr oft werden Rotlauf und Schöne zusammen genannt, wie es ein Rezept aus einem Grazer Arzneibuch von 1688 für einen guten Rauch und ein gutes Pflaster „vor die Schön oder das Rothlauff“ angibt.⁵⁰⁾ Es bedeuten also Rotlauf, Rose und Schön ein und dasselbe, d. h. sie bilden den gleichen umfassenden Krankheitsbegriff, wie es Jahrhunderte früher das „Heilige Feuer“ und später dann das Antoniusfeuer gewesen sind.

Während die Nachrichten über die Bekämpfung und Heilung des Antoniusfeuers nur sehr spärlich fließen, mangelt es nicht an Rezepten und Behandlungsvorschriften zur Heilung von Rotlauf und Rose. Wie bei allen volksmedizinischen Therapien, lassen sich auch hier verschiedene Gruppen unterscheiden, die zur Abwendung des Übels angewendet werden. Eine rein magische Gruppe versucht, dem Rotlauf mit Beschwörung und Gebet zu begegnen. In Siebenbürgen z. B. verbannte man die Rose 99 Klafter tief unter die Erde. Man machte mit der Hand Kreuze über die kranke Stelle und sprach dazu: „Isegrêt, bîsegrêt (womit man im Sächsischen die Rose bezeichnet) komm heraus aus den Gliedern, komm heraus aus den Knochen, komm heraus aus dem Blut. Zieh hin in den grünen Wald, da ist ein Brunnen kalt, daher sollst du trinken und 99 Klafter in die Erde versinken. Im Namen Gottes . . . So wie die liebe Sonne aufgeht, so wie die liebe Sonne untergeht, so fahre auf und gehe unter. Amen“.⁵¹⁾ In der nördlichen Steiermark und in der Umgebung von Graz sagte man gegen „das“ Rotlauf — es heißt hier meistens „das“ Rotlauf, womit wohl

⁴⁷⁾ Th. Unger-F. Khull, a. a. O., S. 554.

⁴⁸⁾ R. Pramberger, Volksmedizin II, Handschriftband am StVKM, Nr. 1831.

⁴⁹⁾ Ch. Weißbach, Wahrhaftte und gründliche / Cur / Aller dem Menschlichen Leibe / zustoßenden / Kranckheiten . . . Straßburg 1732, S. 269 ff.

⁵⁰⁾ Ein Koch- und Artzney-Buch. Grätz 1688, S. 132 ff.

⁵¹⁾ J. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien 1885, S. 265.

das Dinghafte, das Dämonische („Das heilig Ding“) dieser Krankheit betont erscheint — folgenden Spruch: „Ich ging durch einen roten Wald, in dem roten Wald da war eine rote Kirche und in der roten Kirche war ein roter Altar und auf dem roten Altar lag ein rotes Messer, nimm das rote Messer und schneide rotes Brot.“⁵²⁾ Die gleiche Formel, nur mit der Einfügung „... und auf dem Altar lag ein rotes Brot“ ist weit verbreitet. So ist sie aus Siebenbürgen, aus Schleswig-Holstein und aus dem Böhmerwald bekannt⁵³⁾. In Siebenbürgen berührte man die kranke Stelle mit einem neuen Messer und stieß das Messer einige Male in den Erdboden, auf den man den Schaden „ableiten wollte.“⁵⁴⁾

Noch im 19. Jahrhundert machte man in der Steiermark bei Rotlauf den Trudenfuß auf die kranke Stelle, der die Krankheit magisch beseitigen sollte.⁵⁵⁾

Weitaus den größten Platz nehmen dabei die Sympthiemittel ein, mit denen man der Krankheit zu Leibe rücken wollte. Die alte Methode des „Verpflockens“ einer Krankheit fand auch hier ihre Anwendung. Man mußte kreuzweise die Nägel von Händen und Füßen schneiden, sie in einen Federkiel stopfen und diesen mit Wachs verstopfen. Dann vergrub man diesen in einem Garten, durfte sich aber beim Weggehen dabei nicht umsehen.⁵⁶⁾

Daß verschiedene Tiere oder Dinge eine Krankheit an sich ziehen können, ist alter Volksglaube. In der Oststeiermark sollte ein Gimpel, in einen Käfig gesperrt, den Rotlauf an sich ziehen. Damit der Gimpel aber dabei nicht verende, hängt man in die Vogelsteige eine rote Zwiebel, die man dann später weg wirft.⁵⁷⁾ Ebenfalls aus der Oststeiermark stammt der Glaube, daß eine getrocknete Fuchszunge den rotlaufkranken Füßen Heilung bringe. Die Fuchszunge mußte man durchlöchern und auf den kranken Fuß binden. Frauen mußten dabei jedoch die Zunge einer Füchsin nehmen, während Männer sich der Zunge eines männlichen Fuchses bedienen mußten. Solche Fuchszungen bekam man früher einmal sogar in der Apotheke.⁵⁸⁾ Auch in Siebenbürgen hängte man dem Kranken eine getrocknete Fuchszunge an einem roten Band um den Hals, die man nach drei Tagen einem

⁵²⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM.

⁵³⁾ H. v. Wlislöcki, a. a. O., S. 31.

H. Handelman n, Volksmedizin (Am Ur-Quell I, 1890, S. 154).
J. J. Ammann, Volkssegen aus dem Böhmerwald (Zs. f. Vkd. Bd. I, Berlin 1891, S. 207).

⁵⁴⁾ H. v. Wlislöcki, a. a. O., S. 31.

⁵⁵⁾ Unger - Theiss - Collection am StVKM.

⁵⁶⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM, Gegend von Wien.

⁵⁷⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM, Burgau.

⁵⁸⁾ Ebendort.

Hund zu fressen gab. Ebenso strich man mit einem Fuchsschwanz über die kranke Stelle und verneigte sich dabei während des Hersagens einer Beschwörungsformel vor einem Rosenstrauch.⁵⁹⁾ Turteltauben und Kreuzschnäbel sollten auch im bayerischen Frankenwalde „das“ Rotlauf an sich ziehen.⁶⁰⁾ Roter Kukuruz gilt ebenfalls — der roten Farbe wegen, nach dem Prinzip: *similia similibus* — als gutes Mittel, um den Rotlauf anzuziehen. Man hängt ihn zu diesem Zweck im Zimmer des Kranken auf.⁶¹⁾ Die gleiche Vorstellung verband sich ja auch mit den Rotlaufingen aus Kupfer, die bis in unser Jahrhundert herein getragen werden. Auch scharfe Wurzeln, die man dem Kranken umhängt, wie Krenwurzeln oder Zwiebeln, können vom Rotlauf befreien. In der Gegend um Bamberg bekommt man das Jahr über keinen Rotlauf, wenn man am Fastnachtmorgen eine geräucherte Blutwurst isst.⁶²⁾ Roßkastanien im Sack herumgetragen schützen dagegen im steirischen Murtal vor dieser Krankheit, ebenso wie die Feuerrose (Ringelblume, *Calendula officinalis*), ihrer roten Farbe wegen, den Rotlauf heilen soll.⁶³⁾

In fast allen diesen Fällen handelt es sich um rote oder rötliche Dinge, die man als Heilmittel gegen die verschiedenen Arten des Rotlaufes verwendete. Wie in allen Bereichen des Volkslebens nimmt der Analogiezauber — Gleiches mit Gleichem — auch in der Volksmedizin einen breiten Raum ein. So soll auch hier die „rote“ Krankheit durch Mittel der gleichen Farbe sympathetisch geheilt werden.

Alter Heil- und Zauberglaube hat sich in der Volksmedizin auch in der Verwendung von blauem Papier erhalten. „Item, nim blaw Pappier / schabe kreide drauff / vnd legs auff“ heißt es 1610 in einem Arzneibuch.⁶⁴⁾ Und ein steirisches Rezept aus Oberwölz weiß um 1601 schon ein „Prust Pflaster“ anzupreisen: „Nimb ein Plabs Popier und nim ein schens einglaßens inslet oter ein neu gemachte Khörzen auf das Popier darnach streich die hernohfolgente Salben auf das Inslet Papier wan du ein Pflaster Prauchen wilt...“.⁶⁵⁾ Auch Chr. J. Mellin bezeugt in seinem Büchlein über die Hausmittel 1791: „Der gemeine Mann legt auf das Rotlauf blaues Papier“⁶⁶⁾ Und R. P r a m b e r g e r bestätigt

⁵⁹⁾ H. v. Wlislöcki, a. a. O., S. 30 f.

⁶⁰⁾ Dr. Flügel, Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde. München 1863, S. 59.

⁶¹⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Umgebung von Graz.

⁶²⁾ Flügel, a. a. O., S. 59.

⁶³⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, mittleres Murtal und Jagerberg.

⁶⁴⁾ J. Coler, a. a. O., S. 737.

⁶⁵⁾ Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Herrschaft Rotenfels, 1601.

⁶⁶⁾ Ch. J. Mellin, Die Hausmittel. Graz 1791, S. 86.

diesen Glauben noch für das 20. Jahrhundert: „Für das Rotlauf: Nimm blaues Papier, tue ein wenig roggene Mehl darauf und legs über“. ⁶⁷⁾ Sehr gerne verwendete man dazu blaues Zuckerhutpapier. In der Gottschee bestrich man dieses mit Kreide und legte es auf die entzündete Stelle. ⁶⁸⁾ Besonders in den „magischen“ Hausbüchern, die im 19. Jahrhundert im gesamten deutschen Sprachraum starke Verbreitung finden, wird blaues Zuckerhutpapier stets als gutes Mittel gegen den Rotlauf gepriesen. ⁶⁹⁾ Auch gegen Geschwüre am Hals sollte blaues Zuckerhutpapier, auf das man eine Mischung von Kräutern, Honig, Mehl und Eiweiß strich, helfen. ⁷⁰⁾

Vielfach bezeichnete man den Rotlauf auch als „Blaufeuer“. ⁷¹⁾ Der Grund für diese Bezeichnung mag vielleicht in der Beobachtung liegen, daß die anfängliche Röte solcher verschiedener Hauterkrankungen bald in brandige, blau-anschwellende Geschwüre und Eiterungen übergehen kann, ähnlich wie man es bei der Verwesung von Leichen feststellte. Jedenfalls wird der blauen Farbe im Volksglauben oft eine zauberhafte Bedeutung beigemessen und auch in der Volksmedizin wird ihr eine wunderbare Heilkraft zugeschrieben. So durfte ein Kranker in Hessen nur unter einer Bettdecke von blau bedruckter Leinwand liegen und auf entzündete Stellen und Geschwüre band man eine blau gefärbte, leinerne Schürze. Gegen Halsweh wurde der Hals während der Nacht mit einem blauen Strumpf umwunden. ⁷²⁾ Selbst Arzneibücher waren von der Heilkraft blauer Stoffe überzeugt: „Nimm ein Stück blaues Laken, je höher die Farbe je besser es ist; brenne es zu Pulver; ein wenig von diesem Pulver in die Nase gezogen, stillt das Bluten der Nase“. ⁷³⁾ Viele solcher Beispiele, die alle blaues Papier oder blaue Stoffe als Heilmittel erwähnen, ließen sich noch beibringen. Sie alle beweisen, daß der Glaube an die Heilkraft der blauen Farbe durchaus nicht auf einzelne Gebiete, wie etwa auf die Steiermark, beschränkt war.

⁶⁷⁾ R. Pramberger, Volksmedizin III, Handschriftband am StVKM, geschr. 1922.

⁶⁸⁾ Ferk-Archiv am StVKM, nach W. Tschinkel, Morobitz.

⁶⁹⁾ Sechstes und siebentes Buch Mosis oder der magisch-sympatische Hausschatz. Philadelphia = (Berlin!), o. J., S. 112.

⁷⁰⁾ K. Wehrhan, Segen vom Hunsrück und Westerwald (Zs. d. Vereins f. rhein. und westfälische Volkskunde, Bd. 12., Elberfeld 1915, S. 116).

⁷¹⁾ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (HDA) I, Sp. 1366.

⁷²⁾ P. Köhler, Volkskundliche Nachlese aus Langsdorf und um Langsdorf herum (Hess. Bl. f. Vkd. Bd. VI, Leipzig 1907, S. 58).

⁷³⁾ HDA I, Sp. 1348.

Räucherungen mit der Haut eines Igels galten ebenfalls als gutes Mittel gegen den Rotlauf, besonders gegen die Gesichtsrose.⁷⁴⁾ Äußere und innere Körperteile des Igels finden in der Volksmedizin überhaupt häufig Verwendung. Schon Dioskurides (1. Jh. n. Chr.) kennt als Mittel gegen den Haarausfall eine Mischung von verbrannter Igelhaut mit Teer.⁷⁵⁾ Die Slowaken kennen ein Räucherungsmittel gegen Zahnweh: „Reiße eine Rose, die zuerst blüht, ab und trockne sie; oder fange vor dem hl. Georgstage einen Igel und trockne die ihm abgezogene Haut. Wenn dich ein Zahn schmerzt, zerstoße beides, gib es auf glühende Kohlen und beräuchere dir damit den Kopf.“⁷⁶⁾

Ebenso wie der Igelhaut werden auch der Leber und Milz, dem Fleisch und dem Fett des Igels heilsame Kräfte zugeschrieben.

Auch andere Räucherungen, mit Kampfer⁷⁷⁾ oder mit dem Balg einer Natter⁷⁸⁾, werden gegen Rotlauf empfohlen. Immer wieder verbindet sich mit dem Naturheilmittel eine magische Handlung, wie im folgenden Rezept: „Nimm im Frühlinge die drei ersten Zweiglein von Holunderblüten, die du ansichtig wirst, siede sie in einem neuen Hefen mit einem halben Maß Milch an einem Freitage früh und trinke sie so warm als möglich; dies wiederhole drei Tage nacheinander, allemal mit frischer Holunderblüte.“⁷⁹⁾ Holundertee als reines Naturheilmittel, mit Essig oder Zitronensaft vermennt, stand als schweißtreibendes Mittel auch bei Rose und Rotlauf in großem Ansehen.⁸⁰⁾

Verschiedene salbenartige und pflasterartige Mischungen gehören zu den beliebtesten Mitteln gegen Rotlauf. So beschreibt R. P r a m b e r g e r für die Steiermark die seltsamsten Zusammensetzungen: „Schmiere dich mit Schmalz an und streue gut roggene Mehl darauf“ und: „Nimm in einer Milch eine Spinnweben, leg solche auf, wo es vonnöten ist, tu aber nichts Nasses dazu.“⁸¹⁾ „Ein gutes Pflaster für den Rotlauf“, ebenfalls aus einem steirischen Arzneibuch, vermischt verschiedene wachsartige und ölige Stoffe, wie Hirschunschitt, Jungfernwachs und Terpentin in

74) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Eibiswald und Gottschee.

75) O. Hovorka-A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin I, Stuttgart 1908, S. 223.

76) Ebendort, II. Bd., S. 839.

77) R. Pramberger, a. a. O. II, S. 320.

78) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM, Anger.

79) R. Pramberger, a. a. O. II, S. 320 f., Nr. 1723.

Kunst und Wunderbuch / oder / Verborgene Geheimnisse / welche / ein sterbender Vater / seinen Kindern übergeben Nürnberg 1786, S. 113.

80) Ch. J. Mellin, a. a. O., S. 62 f.

81) R. Pramberger, Volksmedizin II, S. 321, Nr. 1725.

warmem Zustand mit Wasser und Weizenmehl und legt es noch warm auf die entzündeten Stellen.⁸²⁾

Mehlartige Substanzen werden mit Vorliebe, meist mit Milch oder mit Öl vermenget auf rotlaufartige Entzündungen gelegt. Im mittleren Murtal vermischte man Mandelöl und Heidenmehl.⁸³⁾ Ebenso empfiehlt ein steirisches Arzneibüchlein des 18. Jahrhunderts gegen die Rose oder den Rotlauf in Milch abgekochtes Bohnenmehl aufzulegen.⁸⁴⁾ Auch Salben aus Safran, Bleiweiß und „Geismilch“⁸⁵⁾, ja sogar Rinderkot⁸⁶⁾, der zu einem Klumpen gebraten wurde, fanden als Heilmittel Verwendung.

In die Reihe der rotlaufartigen Hautentzündungen gehört auch der sogenannte „Afl“, ein Krankheitsname, der besonders in der Steiermark für Rotlauf vielfach verwendet wird. Der Name „Afel“, steirisch auch „Ofl“, bildete sich aus der Zusammenziehung von „Abfell“, wobei man unter „Fell“ (vorgerm. pello, germ. fella, got. fill, ags. fëll, ahd., mhd. vël)⁸⁷⁾ die Menschen- und Tierhaut verstand. Später hat sich dann der Name Fell als „Abfell“ und „Afel“ auf Hautentzündungen übertragen. Unter „Afel“ versteht man daher in der volkstümlichen Krankheitsvorstellung jede Entzündung einer Wunde und Verletzung überhaupt, die von der wissenschaftlichen Heilkunde mit den Fachausdrücken: Excoriation, Erythem, Erysipel, Phlegmone, Gangrän und Dermatitis bezeichnet werden. Das „Afelwasser“ wird aus dem „Afelkraut“, in der Oststeiermark besonders gerne aus Holunderblättern⁸⁸⁾, aber auch aus anderen beliebten Wundkräutern, den sogenannten „Afelblättern“ hergestellt und auf die Wunden gebracht. Um 1572 ersucht ein gewisser Christof Galler in einem Schreiben an einen Admonter Heilkünstler um das von ihm bereitete „Oflwasser“.⁸⁹⁾ In der Steiermark kennt man zur Vertreibung des Afels neben den zahlreichen Kräutern auch noch eine Reihe von Pflaster und Salben, wie zum Beispiel das Fuchsschmalz. Auch Tabakrauch soll den Afel heilen.⁹⁰⁾ In einer Tiroler Handschrift aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts treten in einem eigenen Segen „Für den afel“ die personifizierte Krankheitsdämonen als Afel und Äflin auf. Sie

⁸²⁾ Ebendort S. 321, Nr. 1724.

⁸³⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM, mittleres Murtal.

⁸⁴⁾ Ch. J. Mellin, S. 24.

⁸⁵⁾ Hsl. Ferk - Archiv am StVKM, nördliche Steiermark.

⁸⁶⁾ Ferk - Archiv am StVKM, nach W. Tschinkel, Morobitz.

⁸⁷⁾ F. Kluge - A. Götze, a. a. O., S. 198.

⁸⁸⁾ Unger - Theiss - Collection am StVKM.

⁸⁹⁾ J. Wichner, Beiträge zu einer Geschichte des Heilwesens, der Volksmedizin, der Bäder und Heilquellen in Steiermark bis incl. Jahr 1700. (Mitt. d. Hist. Ver. f. Stmk. Bd. 33, Graz 1885, S. 34).

⁹⁰⁾ R. Pramberger, Volksmedizin II, S. 3.

sollen weit über das Meer, in drei Brunnen gebannt werden: „Afel und äflin giengen vber ein wisen weitt, da begegnet in die weich frau sand Amarey. „Afel vnd äflin, wo welt ir hin mit den sibem kinden, mit denn syben vnd sibentzigk schüsslingen?“ „Da will ich hin in N. haws, da will ich vel reissen vnd pain prechen vnd plut lapffen, vnd auf dem fletz will ichs recht besetzen vnd vntter dem dach ain gros geschray machen.“ „Afel vnd äflin, ich gepeut dir by der weich frau sand Amarey, das du hin farest vber mer mit den sibem kinden, mit den sibem vnd sibentzigk schüsling, da fliessen drey prünn, der ein ist gut, der ander ist plut, der dritt ist äflig; da peut ich dir in mit den sibem kinden, mit den sibem vnd sibentzigk schuslingen. Des helff mir der vil gut Jhesum Christum vnnnd sein mueter, das helff mir die weich frau sand Amarey, das helff mir alle die kindt, die im namen gotz gekrisembt vnd getauft sindt, das helff mir der man, der dott vnd marter am stam des heiligen kreutz nam, im namen des vater vnd des son vnd des heiligen geist.“⁹¹⁾

Durch magisches Zurückzählen, das, wie in allen volksmedizinischen Praktiken, das Zurückgehen der Krankheit bewirken sollte, beschwor man in der Gegend um Admont den Afel: „Es sind neun Afel, neun Afel sollen nicht sein, es sind acht Afel...“ usw. bis ein Afel und „ein Afel ist kein Afel, hilf dir Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist. Amen.“⁹²⁾

Gefürchtet ist der Rotlauf bei den Schweinen. Dieser wird in verschiedenen steirischen Gegenden als „Güll“ oder „Gill“ bezeichnet. Dagegen soll das „Güllkraut“ (Helleborus niger, schwarze Nieswurz) helfen. Wie aber schon der Volksspruch sagt: „Gegen die Güll / hilft nit viel“ ist auch dieses kein sicheres Mittel und meistens verenden die Tiere an dieser Krankheit. In Wettmannstätten (Weststeiermark) unterscheidet man außer der „roten“ auch eine „schwarze“ und „brennte“ Güll, für die es weitaus bessere Heilaussichten gibt, als für die rote „Güll“. Man muß ein Stücklein einer „Güllwurzel“ dem Schwein unter die Haut stecken, die man am Ohr mit einem Schnitt geöffnet hat. Das Ohr soll nun gewaltig anlaufen und schwarz werden, das Schwein aber gerettet sein.⁹³⁾

So spannt sich also ein weiter Bogen vom „Ignis sacer“, vom „Heiligen Feuer“ der Alten, über das Feuer des hl. Antonius, zu Rose, Rotschöne und Rotlauf mit all ihren Ausformungen; bei

⁹¹⁾ O. v. Zingerle, Segen und Heilmittel aus einer Wolfsthurner Handschrift des 15. Jahrhunderts (Zs. f. Vlk, Bd. I, Berlin 1891, S. 173 f.).

⁹²⁾ V. Fossel, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz, 2. Aufl. 1886, S. 152.

⁹³⁾ K. Reiterer, Altsteirisches. Graz 1916, S. 79 f.

Mensch und Tier. Allen gemeinsam ist das Hauptmerkmal dieser Krankheit, das Rot der Entzündung, das zu den verschiedensten Ausdeutungen Anlaß gegeben hat. So hat sich ja auch ursprünglich diese Farbe, die an eine Rose erinnerte, zu einem eigenen volkstümlichen Krankheitsnamen ausgeprägt, der das ältere Antoniusfeuer ablöste. Dabei ist man sich auch heute noch nicht einig, ob es sich bei diesem Antoniusfeuer um eine akute Mutterkornvergiftung (*Ergotismus gangraenosus*) oder um eine infektiöse, pestartige Seuche gehandelt hat. Aus den überlieferten Beschreibungen dieser Krankheit läßt sich kein sicherer Schluß ziehen. Jedenfalls ist der hl. Einsiedler Antonius, der dem Antoniusfeuer den Namen gab, vollkommen unverdient zu dieser zweifelhaften Ehre gekommen. Denn erst im frühen Mittelalter hat sich jene Verbindung mit dem Schwein, die ihm in den Alpenländern den Ruf des „Fakentoni“ oder des „Sautoni“ einbrachte, ausgeprägt. Und wenn auch heute das Wissen um die schreckliche Krankheit des Mittelalters verlorengegangen ist, geblieben ist doch noch das Schweine-Patronat des Heiligen. Rotlauf und Rose des Menschen haben heute viel von ihrem Schrecken verloren, aber ihre volkstümlichen Heilmethoden haben sich bis in unser Jahrhundert herübergerettet. —

Mitteilungen über „Abbeten“, „Wenden“ und Sympthiemittel in Steiermark und Oberösterreich

Von Hermann Steininger

I. Steiermark

Frau Theresia Steindl, geboren 1880, wohnhaft in Wartberg im Mürztal in Steiermark Nr. 33, vlg. Jaga, lebte in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit ihren Eltern, die einen kleinen Hof besaßen, in Landschäch bei Knittelfeld. In dieser Zeit hat es dort einen alten Bauern gegeben, welcher nicht nur durch seine medizinischen Heilkünste, sondern auch durch das „Abbeten“ Menschen Heilung bringen konnte. Der Kleinkeuschler „Kastenbauer“ hat nur die menschlichen Leiden „abgebetet“. Er war weit herum sehr angesehen und oft benötigt. Vom Amtsarzt soll er nie angeklagt oder sonstwie belangt worden sein. Vielmehr soll dem Amtsarzt von Knittelfeld selbst einmal vom Kastenbauern geholfen worden sein.

Frau Steindl erzählte mir, daß sie in ihrer Jugend auch einmal „äbet“ (abgebetet) worden ist. An einem Ostersonntag hatte sie im Kopfe wieder furchtbare rheumatische Schmerzen. Da ging ihr Vater zum Kastenbauern. Dieser besah den Urin der Kranken. Dies tat er immer bevor er jemanden abbetete, um zu wissen, was er abbeten müsse. Daraufhin hat er daheim das „Fieber“ abgebetet. Der Kastenbauer ging dabei nie an das Bett eines Kranken. Nähere Umstände waren nicht zu erfahren. Zur gleichen Zeit holte unabhängig davon der Vater der Kranken vom Arzt außerdem eine Medizin, die sie einnahm. Die Medikamente des Doktors hatten aber noch nie helfen können. Nach dem „Abbeten“ war die Krankheit für lange Zeit gänzlich verschwunden. Nur später tauchte sie wieder in leichteren Fällen auf. Diese Heilung wurde aber dem Kastenbauern zugeschrieben. Als Dank hatte man ihm ein wenig Geld gegeben, eine freiwillige Spende. Der Kastenbauer war ein religiöser Mann. Nie bot er seine Heilkunst an. Er wollte gebeten sein. Er verwies eher auf die Ärzte.

Seit dem Jahre 1902 wohnte Frau Steindl mit ihren Eltern im Laintal bei Trofaiach. Dort war der Bauer Thomas Hammerer, vlg. Feisterer ein weit und breit bekannter Tierhelfer. Auch er ließ sich nur bitten und nahm nur ihm freiwillig gegebenes Geld an. Die Gewährsfrau betont, daß er immer helfen konnte, auch bei besonders schwierigen Fällen. Seine Kunst hat er vermutlich von seinem Vater gelernt. Auch er war ein durchaus religiöser Mensch. Er hat nur die Tiere und nicht die Menschen abgebetet. Besonders gerne wurde er wegen seiner Heilerfolge bei der „Rothârn“-Rinderkrankheit und beim „Abkalben“ (Geburt eines Kalbes) in Anspruch genommen. Man hatte nie gehört, daß er wegen seiner Tätigkeit mit dem Tierarzt Schwierigkeiten gehabt hätte. Wenn er gerufen worden war, begab er sich gleich zum kranken Vieh in den Stall, stellte sich vor das kranke Tier hin und nahm den Hut unter den Arm. Bei der folgenden Handlung duldete er keine Zuschauer. Das wußten die Leute und gingen vor dem „Abbeten“ weg. Seine Handlung, die mir als religiöse Handlung gedeutet wurde, dauerte etwa eine Viertelstunde. Als er damit fertig war, sagte er den Leuten, welche Medikamente sie anwenden mußten und gab von den ihm gehörigen Medikamenten einiges, von dem niemand wußte, was es sei, hinzu. Wenn das alles noch nicht half, dann betete er daheim vor Sonnenaufgang noch einmal und im folgenden vielleicht noch einige Male, vermutlich im Freien, ab. Die Medikamente, meistens war es ein bestimmter Tee, mußten seinen Anordnungen nach weiter gegeben werden. Dann ist das Tier ganz sicher gesund geworden.

Die oben genannte Gewährsfrau weiß noch, daß zu ihrer Zeit in Oberstiermark Warzen abgebetet wurden. Das konnte auch zum Unterschied von den obigen Aufzeichnungen von jungen Burschen oder jungen Frauen, die dazu die Fähigkeiten hatten, gemacht werden. Die Warzen brauchten nur von dem, der abbeten konnte, angesehen werden. Dieser sagte darauf: „Is schâ guat“. Abgebetet wurde allein, daheim in der Abwesenheit des Abzubetenden.

Das „Warzen abbinden“, um die Warzen dadurch zum Verschwinden zu bringen, konnten auch nur gewisse, auch jüngere Leute machen. Mit einem Zwirnfaden wurde dreimal über die Warze ein Knopf gemacht. Dann mußte vom Abbindenden der Zwirnfaden unter der Dachtraufe eingegraben werden. Nach dem Eingraben durfte man nicht mehr dorthin zurückschauen. Diese Mittel sollen auf jeden Fall geholfen haben. —

*

Eine andere Gewährsfrau, Frau Juliana Proschinger, geboren 1889, Frau des Mesners Franz Proschinger, wohnhaft in Wartberg Nr. 28, erzählte mir, daß sie am Ende der Zwanziger- oder Anfang

der Dreißigerjahre am Handgelenk ein sehr großes, etwa 4 cm hohes Überbein bekommen habe. Nach Anwendung vieler Hausmittel, die keine Hilfe brachten, sagte ihr Frau Theresia Primus (1886—1960, die Frau eines Werksarbeiters bei Vogel und Noot, welcher später Bürgermeister in Wartberg und schon immer Wünschelrutengänger war, ein Sympathiemittel, das Heilung bringen könne. Um geheilt zu werden, müsse sie sich mit einem am Acker gefundenen verfaulenden Knochenstück dreimal kreuzweise über die erkrankte Stelle streichen und dabei sprechen: „Teufelsboa nimm mir mei Überboa“. Das Knochenstück müsse sie dann, ohne dabei zurückzusehen, entweder über die Achsel zurückwerfen, oder an der selben Stelle, wo sie es gefunden habe, wieder vergraben. Frau Proschinger befolgte den Rat, in der Meinung, wenn es nicht nütze, so schade es auch nicht. Nach Anwendung des Mittels verschwand das Übel innerhalb kurzer Zeit vollständig. Sie ist heute noch der Meinung, daß ihr dieses Mittel geholfen habe. —

*

Von einem anderen Sympathiemittel berichtete mir mein Onkel, der Bauer Ludwig Schalk, geboren 1909, vgl. Jaga, Wartberg Nr. 33. Dieses war vor vielen Jahren hier sehr bekannt und allgemein angewendet worden. Heute wird das Mittel nach seiner Aussage wohl kaum mehr angewendet. Als Kind hatte er Anfang der zwanziger Jahre an beiden Händen viele Warzen. Um diese wegzubringen, schnitt er einen Erdapfel auseinander und rieb mit den beiden Schnittflächen des Erdapfels die Warzen ein. Dann grub er beide Stücke unter der Dachtraufe ein. Er durfte aber an diese Stelle, wo er sie vergraben hatte, nicht zurückblicken. Kurze Zeit darauf waren seine Warzen tatsächlich verschwunden. Das Mittel hatte, seiner Aussage nach, geholfen. Erwähnt sei weiters, daß der Gewährsmann als realistisch denkender Mensch heute eher geneigt ist, das Verschwinden der Warzen als natürlichen Vorgang anzusehen, sich aber den Vorgang der Heilung nicht zu erklären vermag. Einstmals stand er wie Frau Juliane Proschinger bei der Anwendung auf dem Standpunkt: „Wenn es nichts hilft, so schadet es auch nichts!“.

II. Oberösterreich

Die nachstehenden Zeilen können nur als ein kleiner Beitrag zur Kenntnisbringung über das seinerzeit auch in Kirchdorf geübte Besprechen gewertet werden.¹⁾ Jede Beobachtung dieses Phäno-

¹⁾ vgl. Literaturangaben und Abschnitt „besprechen“ bei Oswald A. Erich und Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl., Stuttgart 1953, S. 80 f; Abschnitt „Wenden“, ebd. S. 880; Abschnitt „Zauber“, ebd. S. 903 ff;

mens kann, auch wenn nicht direkt in allen Teilen dieses volksmedizinischen Brauchtums gesicherte Resultate in der Angabe der Beobachtung erzielt und festgestellt werden konnten, vielleicht zur Klärung dieser volkstümlichen Heilpraktik von Nutzen sein. Wie in den meisten Fällen konnte der Gewährsmann nur die äußeren Begleitumstände der Handlung miterleben, jedoch den vermutlich wichtigsten Teil der Handlung, das eigentliche „Wenden“ nicht aufnehmen. Mir erscheint die folgende Aufzeichnung vor allem deshalb interessant, weil sie von einem „Besprochenen“ selbst erzählt wurde.

Mein heute sechzigjähriger Vater, Hermann Steininger, berichtet aus seiner Kindheit folgendes: In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg litt er am häufigen Auftreten von sogenannten „Gerstl“, einer Lidentzündung an den Augen. Nachdem verschiedene Hausmittel, damals ging man ja nur wenn es unbedingt notwendig war zum Arzt, nichts halfen, brachte ihn seine Mutter an einem Nachmittag in den Sommerferien zu einer älteren Frau, die im Rufe stand „wenden“ und damit für manche Krankheit Heilung bringen zu können. Diese wohnte in einem kleinen Haus am Weg südlich der Bierbrauerei Mayr in Kirchdorf an der Krems, am sogenannten „Anger“. ²⁾ Deren nähere Verhältnisse sind heute nicht mehr zu klären. Vermutlich war sie Frau eines Brauereiarbeiters. Diese Arbeiter wohnten in der näheren Umgebung ihrer Arbeitsstätte. Die Mutter des Kindes, eine geborene Seitz, war mit dreizehn Jahren von Eichendorf in Niederbayern, wo ihr Vater Tischlermeister, übrigens ein sehr aufgeklärter Mann, war, nach Steyr „in den Dienst“ (Dienstmädchen) gekommen. Später wurde sie Verkäuferin in einem Weißwarengeschäft am Hauptplatz. Um aber auch das Kochen zu lernen, kam sie in einen vornehmen Haushalt in Steyr, von wo sie mit der Tochter des Hauses als Köchin nach Kirchdorf an der Krems übersiedelte. Dort blieb sie bis zu ihrer Verheiratung mit dem Notariatsbeamten Leopold Steininger im Jahre 1902. Es ist wohl anzunehmen, daß sie erst in Kirchdorf von dieser Heilpraktik und von dieser alten Frau Kenntnis erhielt. Im Hause dieser Frau angekommen, bat die Mutter, das Übel abzuwenden. Die Frau besah das Gerstl am Auge und erklärte sich bereit, das zu tun. Sie meinte, daß jetzt, da der Mond im Abnehmen begriffen war, die Zeit günstig sei. Nähere und sichere Umstände der äußeren Handlung sind dem Gewährsmann leider entschwunden. Es ist ungewiß, ob das Kind oder die Frau auf einem Stuhl saß oder umgekehrt. Jedenfalls nahm sie ein kleines Messer und vollführte vor dem kranken Auge verschiedene schneideartige und kreuzweise

²⁾ s. O. A. Erich und R. Beitzl, a. a. O. S. 81.

Segnungsbewegungen. Dabei sprach sie leise aber verständlich im murmelnden Tonfall vermutlich nur Sprüche oder Sprüche und Gebete oder Gebete und gebetähnliche Sprüche. Diese hatten zweifellos, und das steht mit Sicherheit fest, religiösen Charakter. Die ganze Handlung dauerte nicht lange, nur einige Minuten. Als sie fertig war, meinte sie, die Krankheit werde jetzt behoben sein. Mutter und Kind dankten für die gewährte Hilfe und gaben ihr ein kleines Geldgeschenk.³⁾ Sie waren der vollen Überzeugung, daß nunmehr dieses Übel sich nicht mehr wiederholen werde, was in der Folge tatsächlich der Fall war.

³⁾ s. Abschnitt „Buße“ bei O. A. Erich und R. Beitzl, a. a. O. S. 119. Eine kurze Zusammenstellung der einschlägigen, verstreut erschienenen österreichischen Literatur zu dem Thema:
Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Der andere Teil. Wien 1959. S. 14 (Stichwort „Bauerndoktoren“).

Zur Begriffsbestimmung des Ausdruckes „Wallfahrt“

Von Rudolf Kriss

Im 23. und 24. Jahrgang der Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter (1961—62) veröffentlicht Hans D ü n n i n g e r eine längere Abhandlung unter dem Titel: „Processio peregrinationis, volkskundliche Untersuchungen zu einer Geschichte des Wallfahrtswesens im Gebiet der heutigen Diözese Würzburg“. Im Gegensatz zu der bisher üblichen Terminologie möchte der Verfasser den Ausdruck „Wallfahrten“ auf „außerliturgische, gemeinschaftliche, und daher in der Regel prozessionsweise . . . unternommene Bitt- und Bußgänge . . .“ beschränkt wissen (S. 75). Zwar macht der Verfasser am Schlusse seiner Einleitung selbst einen Rückzieher, indem er die Gültigkeit seiner Definition auf das Gebiet der Diözese Würzburg eingeengt wissen will (S. 74); somit wäre eigentlich kein Grund zu einer kritischen Stellungnahme gegeben. Die Ausführungen auf den vorhergehenden 18 Seiten sind jedoch durchwegs so abgefaßt, daß sie allgemeine Gültigkeit beanspruchen und daher zu einer Auseinandersetzung herausfordern. Zunächst sei mit Johann Peter Steffes hervorgehoben¹⁾, daß es sich bei der Wallfahrt um einen Vorgang handelt, der sich in fast allen höheren Religionen abspielt, also weltweite Verbreitung besitzt. Es sollte also einleuchtend sein, daß die Definition eines so weltweiten Brauches so gewählt werden muß, daß sie auf das Gesamtphänomen in seiner Komplexität und in der Fülle seiner Einzelercheinungen paßt. Man kann also nicht bei ihrer Wahl von einem Gebiet ausgehen, das auf einem normalen Schulglobus nicht größer ist als ein Stecknadelkopf. Die Definition muß ferner so gehalten sein, daß sie sämtliche Einzel-Elemente umfaßt und keines ausschließt. Als konstruktiv für die Wallfahrt müssen drei Grundvoraussetzungen gegeben sein: die Ortsgebundenheit, das ganz bestimmt geprägte Kultobjekt und

¹⁾ Johann Peter Steffes, Wallfahrt in allgemeiner religionswissenschaftlicher Beleuchtung (in: Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben, Hg. Georg Schreiber, — Forschungen zur Volkskunde, H. 16/17, Düsseldorf 1934. S. 184 ff.)

die besondere Art seiner Verehrung, wozu u. a. auch die Art und Weise, in der sich der Besuch desselben vollzieht, also auch die Hin- und Rückkehr vom und zum Heimatort des Pilgers gehört. Mag die Definition im einzelnen lauten wie sie will, — nichts läge uns ferner als begriffliche Haarspaltereien — aber diese drei Wesenselemente muß sie enthalten, um der zu bezeichnenden Erscheinung gerecht zu werden. Es ist ferner nicht einzusehen, warum angesichts eines so weltweiten Phänomens die Feststellung, es entspringe einem Bedürfnis des menschlichen Herzens, nicht gewagt werden dürfte, zumal er doch in keinem Widerspruch steht zu der ebenso selbstverständlichen Tatsache, daß der Pilger am Wallfahrtsort seine konkreten Anliegen der Gottheit vorträgt. Auch das Beten ganz im allgemeinen entspricht ja schließlich einem Herzensbedürfnis, aber dennoch trägt der Beter dabei seine persönlichen Anliegen vor (S. 55). Dünninger gibt zu, es gäbe zwar auch in Franken Einzelgänger zu den Gnadenstätten (S. 56), doch würden diese nicht als Wallfahrer bezeichnet werden. Dem würde allerdings die von ihm selbst angeführte Legende von dem Mann aus der Familie Knecht widersprechen (S. 76). Darin heißt es, der Mann habe eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln versprochen. Er habe in einer Herberge Rast gehalten und als er sich labte sei ein Jüngling hereingetreten, schön wie ein Engel, der den Gast nur ernst angeblickt und ihm einen Zettel zugeworfen habe, worauf geschrieben stand, er sei in eine Räuberhöhle geraten. Daraufhin empfahl sich der Wallfahrer in seiner Todesangst dem Schutz der Muttergottes. Da sei draußen eine Prozession vorübergegangen, der sich der Wallfahrer anschließen versuchte, was ihm jedoch nicht gelang. Die Prozession erwies sich als eine visionäre Erscheinung. Völlig willkürlich interpretiert Dünninger die Legende dahin, daß es sich beim Fall in die Räuberhöhle um eine Strafe des Himmels gehandelt habe, weil der Mann gegen das Herkommen den frevlerischen Versuch gemacht habe, die Wallfahrt allein und nicht prozessionaliter zu unternehmen. Man ist versucht zu sagen: „Der arme Herr Knecht! Hätte er doch vorher Hans Dünninger gelesen, der Unterschied zwischen Wallfahrten und Pilgern wäre ihm dann nicht verborgen geblieben, er wäre nicht unter die Räuber gefallen und auch der Engel hätte sich nicht zu bemühen brauchen!“. Doch Spaß beiseite, ich erlaube mir, daraufhin an dem angeblichen fränkischen Sprachgebrauch einen bescheidenen Zweifel anzumelden! Aber sei dem wie ihm wolle, selbst wenn die angeführten Ausdrücke im Bereich der Diözese Würzburg wirklich so allgemein angewendet würden, wie es Dünninger behauptet, so besteht doch nicht die geringste Veranlassung dazu, den zumindest im Bereich der römisch-katholischen

Bevölkerung Mittel- und Westeuropas üblichen Sprachgebrauch zu ändern, nach welchem sowohl Einzelwallfahrer, wie Gruppenwallfahrer eben als Wallfahrer bezeichnet werden, und den Ausdruck „Pilger“ für die Einzelwallfahrer zu reservieren. Schließlich — und einzig darauf kommt es an — tun doch beide das Gleiche, ob sie nun allein oder in Prozessionen wallfahren. Also lassen wir es doch bei dem aus dem Mittelalter überlieferten kirchlichen Sprachgebrauch bewenden, der „Pilgern“ und „Wallfahren“ gleichsetzt, zumal es weder im Französischen noch im Italienischen dafür zwei verschiedene Ausdrücke gibt, sondern Wallfahrt sowohl wie Pilgerfahrt auch heute noch mit dem gleichen Wort „pèlerinage“ bzw. „pellegrinaggio“ bezeichnet werden.

Es ist also keineswegs so, daß, wenn „einige Wallfahrts-Volkskundler seit einigen Jahrzehnten sich des Ausdrucks Einzelwallfahrer bedienen“, dieser Ausdruck gewaltsam geprägt worden sei. Er ist weder eine Tautologie noch ein Widerspruch in sich selbst, als den ihn Dünninger bezeichnet, sondern wird völlig natürlich verwendet, um den Einzelwallfahrer von dem Gruppenwallfahrer zu unterscheiden (S. 57). Es besteht für das übrige Europa keinerlei Veranlassung, sich einer Würzburger Begriffs-Diktatur unterzuordnen, zumal sie den Sachverhalt unnötig kompliziert, indem sie Zusammengehöriges willkürlich auseinanderreißt. Die Folgen werden sofort sichtbar, da Dünninger dadurch gezwungen ist, auch die Gnadenstätten von den Wallfahrtsorten zu unterscheiden, das Motivbrauchtum auszugliedern und auch zwischen Gnadenbildern und miraculösen Bildern eine begriffliche Trennung vorzunehmen. Bleiben wir also bei dem überlieferten Sprachgebrauch, wie er auch heute noch allgemein verstanden wird.

Einzelwallfahrt wie Gruppenwallfahrt sind Varianten des sehr komplexen Wallfahrtsbrauchtums, genau wie es etwa barfüßige Wallfahrten gibt oder Wallfahrten mit aufgelösten Haaren, oder Wallfahrten in Begleitung weißgekleideter Jungfrauen oder auch Wallfahrten in Wasser und Brot, in Almosen, in härenem Gewand usw.

Hans Dünninger schreibt weiter: „Die Pilgerfahrt gehört der Privatfrömmigkeit an, die Wallfahrt aber der Volksfrömmigkeit“ (S. 74). Auch aus anderen Gründen als den bisher genannten ist dieser Satz unzutreffend. In der volkskundlichen Wissenschaft wurde die Naumann'schen Schichtentheorie seit langem aufgegeben. Im Sinne der modernen Volkskunde, deren Thesen zuletzt bei Richard Weiß ihre klassische Formulierung gefunden

haben,²⁾ unterscheidet man nicht mehr soziale Gruppen, sondern spezifische Verhaltensweisen. „Volk“ ist jeder, soweit er Gemeinschaftswesen ist, der Mensch ist Einzelwesen und Gemeinschaftswesen zugleich und jeder einzelne von uns gehört zum Volk im Sinne der Volkskunde in dem Augenblick, da er sich der „überlieferten Ordnung“ entsprechend verhält³⁾. Auf unser Thema angewandt heißt dies: jeder einzelne, der volksreligiöses Wallfahrtsbrauchtum ausübt, ist damit Objekt der Volkskunde. Aber es kommt noch schlimmer: Wenn der Verfasser schreibt, es kann nicht Aufgabe der Volkskunde sein „nachzuspüren, ob irgendwer in einem verlassenen Winkel nach dem Geheimrezept seiner Großmutter eine Heilpraxis vornimmt oder ein Heiligenbildchen aufhängt“, so ist das bewußte Irreführung. Der Verfasser weiß sehr genau, daß fast jede Wallfahrt aus kleinen und kleinsten Anfängen entstanden ist und daß es die Wechselfälle der Geschichte sind, die den einen Ort groß und berühmt machen und den anderen im Verborgenen blühen lassen. Es gibt in Mitteleuropa viele tausende von solchen kleinen Wallfahrten, die nur im engeren lokalen Bereich bekannt sind, an denen aber die traditionellen Motiv-, Heil- und Verlöbnißbräuche, die für das Wallfahrtsbrauchtum charakteristisch sind, geübt werden. Freilich kommen dorthin nur selten Bittprozessionen, aber die Verehrer dieser Kultstätten gehen, würde man sie alle zusammenzählen, in die Millionen. Nicht bei allen den vielen Wallfahrtsforschern, die sich jahrzehntelang der Erkundung auch solcher kleiner Kultstätten gewidmet haben, liegt „dilettantischer Über-eifer“ (Dünninger, S. 74) vor, sondern gerade bei jenen, die einer willkürlich aufgestellten Terminologie zuliebe sich den Weg zur unvoreingenommenen Erkenntnis der Tatsachen verbauen.

Zur Sache selbst wäre noch folgendes zu sagen: Die Mirakelbücher haben in ihren Berichten über die erlangten Guttaten es selten unterlassen, zwischen jenen Fällen, in denen sich eine ganze Ortschaft oder sonst eine größere Personengruppe aus einem gemeinschaftlichen Anliegen heraus zu einem Bittgang verspricht und solchen, wo ein einzelner aus einer persönlichen Drangsal ein Gelübde tut, zu unterscheiden. In letzterem Falle handelt es sich gewöhnlich um Einzelwallfahrer, wenn auch gerne zugegeben wird, daß sich auch solche Personen mitunter einem termingebundenen Bittgange anschließen. In vielen Fällen

²⁾ Richard Weiß, *Volkskunde der Schweiz*, Grundriß, Erlenbach, Zürich 1946. Besonders S. 6 ff.

³⁾ Leopold Schmidt, *Volkskunde als Geisteswissenschaft*, Gesammelte Abhandlungen zur geistigen Volkskunde (= Handbuch der Geisteswissenschaften. Bd. 2) Wien 1948. S. 9 ff.

jedoch macht dies schon die spezifische Art des Verlöbnisses unmöglich. Wenn sich z. B. jemand verlobt, zu drei oder mehr entfernten Orten zu wallfahrten, so ist kaum anzunehmen, daß seine Heimatgemeinde zufällig an alle jene Orte Bittgänge verlobt hat. Auch wer das Gelübde getan hat, ein schweres Büßerkreuz zu schleppen, wird sich keiner Prozession anschließen. Um Aufsehen zu vermeiden, pilgert er gewöhnlich bei Nacht und ruht sich tagsüber irgendwo aus. Auch eine Wallfahrt mit ausgespannten Armen und ähnlichen Erschwerungen vollzieht man doch meistens allein.

Beachtung verdient auch die jüngste Entwicklung des Wallfahrtswesens zumindestens in Deutschland, Österreich und der Schweiz. An allen großen Wallfahrtsorten kann man feststellen, daß die ehemals für gewöhnlich zahlreichen Bittgänge ganzer Gemeinden an einem bestimmten Tag in außerordentlich starkem Rückgange begriffen sind. An manchen Orten findet sich heute höchstens noch ein Drittel der einstens verlobten Prozessionen ein. Das besagt aber beileibe nicht, daß die Gesamtbesucherzahl einer solchen Wallfahrt genau so stark nachgelassen hätte. Im Gegenteil: die Einzelwallfahrer haben eher zugenommen.

Ein Wort ist ferner zu sagen über die Wallfahrten im Autobus. Gewiß kommt es vor, daß eine altverlobte Bittprozession heute nicht mehr zu Fuß geht, sondern den Omnibus oder die Eisenbahn benützt. In diesem Falle handelt es sich noch um eine echte Wallfahrtsgemeinschaft. Ebenso oft kommt es aber vor, daß ein betriebsamer Taxiunternehmer in der Hauptwallfahrtszeit eine Omnibusfahrt, sagen wir z. B. nach Altötting, in der Lokalpresse anzeigt. Einen solchen benützen dann sowohl die einzelnen Wallfahrer als auch die Vergnügungsreisenden. Sie bilden dann eine Gemeinschaft von Fahrgästen, aber nicht von Wallfahrern, die am Ankunftsort zerfällt und sich erst an der Abfahrtsstelle zur vorgeschriebenen Zeit wieder findet. Je nach dem persönlichen Frömmigkeitsstil wird (ich bleibe bei dem Beispiel von Altötting) sich der eine vielleicht sofort in die Kapelle begeben und einer Messe beiwohnen, der andere wird vielleicht zuerst eines der zahllosen Holzkreuze, den Rosenkranz betend, um den Kapellenumgang schleppen, wieder andere begeben sich zuerst zum Devotionalien-Händler, erwerben eine Votivgabe oder eine Devotionalie, um sie sich weihen zu lassen, während die weniger frommen Teilnehmer an einer solchen Fahrt sich zuerst ins Wirtshaus begeben, um Hunger und Durst zu stillen, sich nur kurz in der Gnadenkapelle aufhalten und weit mehr Zeit benötigen, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Noch viel weniger läßt sich Dünningers Definition für die Wallfahrten im Bereich der griechisch-orthodoxen Kirche anwenden. Denn dort gibt es an den ganz großen Wallfahrtsorten anläßlich des Panigiri wohl eine liturgische Prozession mit den Reliquien des verehrten Heiligen oder dem Gnadenbilde, aber überhaupt keine gemeinsamen Bittprozessionen zum Wallfahrtsort. Dabei spielt die Massenwallfahrt an den Hauptfesttagen eine weit größere Rolle als bei uns, denn auch die ganz großen Wallfahrten werden außerhalb der Festzeit von Einzelwallfahrern in geringeren Ausmaße besucht, als das bei uns der Fall ist. Liegt die Wallfahrt auf einer Insel, so müssen die Wallfahrer selbstverständlich die fahrplanmäßigen Schiffsverbindungen benützen oder am Festlande etwa einen Autobus. Sie bilden in diesem Fall aber wieder nur eine Gemeinschaft von Fahrgästen, die sofort auseinanderfällt, wenn man am Ziele ankommt, und sich erst wieder bildet bei der gemeinsamen Rückfahrt.⁴⁾

Im Bereich des Islam sind hinwiederum ähnlich wie im römisch-katholischen Raum beide Formen der Wallfahrt bekannt. Für die Wallfahrt der Bewohner Kairo nach Mekka und zurück, ebenso wie für die Wallfahrt zum Grabe des Moses trifft die Definition Dünningers aufs Haar zu. Weit größer jedoch ist die Zahl der Schechkapellen, die im Gegensatz zu den oben erwähnten, termingebundenen Wallfahrten auch während des ganzen Jahres besucht werden. Wieder andere Orte, wie etwa das berühmte Heiligtum des Abu l-Haggag, kennen die liturgische Prozession mit dem Kultobjekt, dem sogenannten mahmal, die etwa den Reliquienprozessionen im Bereich der orthodoxen Kirche zu vergleichen sind. Also eine Fülle von Formen, die einem vorgefaßten Begriffs-Schematismus widerstreben, sich jedoch zwanglos dem Wallfahrtsbrauchtum in seiner Gesamtheit einordnen⁵⁾!

Was Indien, Nepal und Ceylon betrifft, so konnte ich dort zwar aus Zeitmangel keine Spezialforschungen durchführen, doch war es mir immerhin möglich, nach Durchsicht der hauptsächlichsten Literatur einen lebendigen Eindruck zu gewinnen. Ich

⁴⁾ Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, *Peregrinatio neohellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien* (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VI) Wien 1955.

dieselben. Beiträge zum religiösen Volksleben auf der Insel Cypern mit besonderer Berücksichtigung des Wallfahrtswesens (*Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde*, Bd. XII, Bonn 1963, S. 135 ff.).

⁵⁾ Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, *Volks Glaube im Bereich des Islam*, 2 Bände, Wiesbaden 1960/1962.

besuchte in Indien die Großwallfahrten von Mathura, Benares, Kalkutta, Puri und Kanchipuram und daneben eine größere Zahl kleinerer Heiligtümer, in Nepal Bodhnath, Pashupati-Nath, Swayambhu-Nath und Nyakantara, in Ceylon das Nationalheiligtum Kandy mit dem Zahne Buddhas und den Adamspeak. Es gibt dort sowohl Orte, die nur an den hohen Festen in größerer Zahl aufgesucht werden als auch solche, die ständig von Tausenden von Betern umlagert sind. Man kennt dort die liturgische Prozession am Wallfahrtsort mit den Götterbildern auf den berühmten Prozessionswagen, aber keine Prozessionen von und zum Wallfahrtsort nach Art unserer Wallfahrts-Bittgänge. Trotz großer, brauchtümlicher Unterschiede im einzelnen sind sich alle Autoren, die sich mit dem Thema befaßt haben, darüber einig, von Wallfahrtsorten in dem von mir gebrauchten Sinne zu sprechen.

Wenn vorstehende Ausführungen den einen oder anderen Leser zu der Meinung verleiten sollten, ich würde der Arbeit von Hans Dünninger ihren Wert absprechen, so betone ich ausdrücklich, daß dies ein Irrtum wäre. Seine Spezialuntersuchungen über die einzelnen Wallfahrtsorte innerhalb der Diözese Würzburg sind deswegen sogar besonders verdienstlich, weil sie die geschichtlichen und die volkskundlichen Aspekte in gleicher Weise berücksichtigen, in ihrer Bedeutung also etwa dem Werke von Gustav Gugitz an die Seite zu stellen sind⁶⁾. Nur die haarspalterische Terminologie wirkt sich gelegentlich, aber doch nur selten, als eine Art Zwangsjacke aus. Meine Bedenken richten sich in erster Linie gegen die Einleitung und gegen die Zusammenfassung am Schluß der Arbeit. Wer aus einem räumlich so eng begrenzten Untersuchungsgebiet so weittragende Folgerungen im Hinblick auf ein so umfassendes Problem zieht, der sollte sich doch vorher, wenn schon nicht in der Welt, so doch in der religionswissenschaftlichen Literatur etwas weiter umsehen.

⁶⁾ Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Ein topographisches Handbuch zur religiösen Volkskunde in fünf Bänden. Wien 1953—1958.

Zur Verehrung des hl. Erhard in Göss bei Leoben

Von Wolfgang Haid

I

Das Erhardifest wird in St. Erhard bei Göss alljährlich gefeiert¹⁾. Es findet am sogenannten Erhardisonntag, das ist der Sonntag nach dem Erhardstag, statt. In der Pfarrkirche zum heiligen Andreas in Göss wird an diesem Tage nur eine stille Frühmesse gelesen, das Hochamt wird in das außerhalb von Göss an der Straße nach Schladnitz gelegene Filial- und Friedhofskirchlein St. Erhard verlegt. Dabei versammeln sich sowohl die (noch vorhandenen) Windischberger-, Gösser-, Prettacher- und Schladnitzbauern sowie viele Bewohner von Göss; einen großen Bestandteil stellen Brauereiarbeiterfamilien aus Göss, die teilweise noch bäuerlicher Herkunft sind. Allerdings spielt die Tradition der Gösser Familien eine große Rolle. „Es gehört sich“, zum Erhardisonntag in die Filialkirche zu gehen.

Die Kirche Sankt Erhard ist sehr alt, liegt an der alten rechtsseitigen Straße St. Michael — Göss, war lange Spitalkirche ebenso Friedhofskirche, der Gösser Friedhof breitet sich um sie aus, und stammt vermutlich aus zwei Bauperioden, einer romanischen und einer gotischen. Romanische Fensterbogen wurden bei der Restaurierung 1961 sichtbar belassen, Innenumbau und Bemalung im Rokoko. Erhardlegenden in fast vollzähliger Reihenfolge in den Wandbemalungen sichtbar. Diese Wandbemalungen sind keine großen Kunstwerke, doch volkskundlich bedeutsam und wurden noch nie wissenschaftlich bearbeitet, außer in Kunstbeschreibungen kurz erwähnt. (100 Jahre Gösser Brauerei — Festgabe.)

Das Erhardifest selbst ist nur ein gesungenes Hochamt mit entsprechender Predigt. Es finden keine Sonderkulthandlungen statt, keine Sondergebete werden gesprochen, ebenso gibt es keinen Opfergang, doch werden gestiftete Kerzen an den Seitenaltären angezündet.

¹⁾ Ergänzende Bemerkungen zu der Abhandlung von Hermann Steininger, Das Erhardiopfer in Wartberg im Mürztal, Steiermark (ÖZV, Bd. XVI/65, 1962, S. 210 ff.)

II

Opfertiere

„Diese entwendeten Tiere...“²⁾ Im Jahre 1953 konnte das Heimatmuseum der Stadt Leoben fünf eiserne Opfertiere aus der volkskundlichen Sammlung des ehemaligen Landtagsabgeordneten Papst aus St. Marein im Mürztal käuflich erwerben. Papst hatte eine schöne Sammlung, die zum Teil nach Leoben kam. Darunter obige Tiere. Ob diese nun aus dem Bestande aus St. Marein stammen — sie könnten auch aus Maria Rehkogel sein — ist fraglich. Doch ist die Nähe der beiden Orte, St. Marein als Erwerbungsort und Wartberg als (allfälliger) ursprünglicher Standort für eine Herkunftsfeststellung mehr als gegeben. Außerdem lassen sich die Leobener Opfertiere stilistisch gut in die Wartberger Reihe eingliedern, da sie den Tieren auf der Abbildung 3, obere Reihe, sehr ähnlich sind. Ebenso ihre Herstellung aus Kanteisen. Ich würde mich getrauen, die Leobener Opfertiere als die in Wartberg fehlenden anzusprechen.

Eine Ergänzung des Wartberger Bestandes an eisernen Opfertieren ist durchaus möglich, da der Leobener Kunstschlosser A. Zallokar solche auf Bestellung gelegentlich erzeugt und auch schon im Grazer Kunstgewerbeverein verkauft hat.

III

Parallele zum Erhardifest in Wartberg

Am Sebastianisonntag wird in der Fialiikirche St. Sebastian oberhalb Kalwang, einer alten Knappenkirche, das Sebastianifest gefeiert. Kultbrauch fast mit dem in Wartberg identisch. Nur werden in Kalwang — St. Sebastian keine eisernen oder hölzernen Opfer dargebracht, sondern Wachsopfer.

Die Opfergaben werden in der Wachsammer, einem südwärts gelegenen Anbau zur Kirche gekauft und nach einem Rundgang um den Hochaltar auf einem weißgedeckten Tischchen an der rechten Seite des Hochaltars niedergelegt. Die Wachsammer ist noch reichlich mit Opfergaben angefüllt, wofür eigene Stellagen vorhanden sind. Je nach Ordnungsliebe des Mesners, der neben der Kirche in einer kleinen Keusche wohnt, sind die Wachsgaben ihren Arten entsprechend aufgestellt. Es gibt Männer, Frauen, brennende Häuser, Schafe, Augen usw. Dazu befinden sich noch die entsprechenden Model in der Wachsammer, aus denen der frühere Mesner die Figuren neu — bzw.

²⁾ ebendort, S. 216.

umgegossen hat. Heute läßt wenn notwendig, der Pfarrer von Kalwang die Opfergaben bei den Klosterfrauen in Frauenberg bei Admont aus den Kalwanger Modeln gießen. Ich konnte durch die Güte des Pfarrherrn P. Irimbert Heidinger eine Reihe von Figuren für das Heimatmuseum der Stadt Leoben erwerben.

Das Wachsopfer von St. Sebastian in Kalwang ist das einzige noch lebende Wachsopfer (andere Opferarten Holzfiguren, Eisentiere gibt es nicht) im Bezirk Leoben.

In St. Sebastian bei Kalwang befinden sich auch die schönsten bergmännischen Motivbilder, die ich kenne: Je ein St. Barbara- und St. Katharinenbild mit anbetenden Gewerken in der weißen Bergmannstracht.³⁾

³⁾ Vgl. Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 4: Kärnten und Steiermark. Wien 1956. S. 161 f.

Verbot eines Leiden-Christi-Spieles in Trumau

G. B. Ebreichsdorf, Niederösterreich 1770

Von P. Hermann Watzl

Unter Rubrik 31 fasz. II uv. 13 b verwahrt das Stiftsarchiv Heiligenkreuz einen scharfen Befehl der kaiserlich-königlichen Niederösterreichischen Landesregierung an Abt Alberich Fritz von Heiligenkreuz, datiert vom 30. März 1770, die Leiden-Christi-Darstellung in Trumau einzustellen. Abt Fritz war wegen des dort gebräuchlichen, religiösen Schauspieles verklagt worden. Vorliegender Akt erwähnt einen am 27. März laufenden Jahres durch den Angeklagten präsentierten „Vertheydigungs-Bericht wegen des zu Trumau zu produciren gestatteten Leyden Christi“. Diese Verteidigung wird aber von der Landesregierung reprobirt, mit Hinweis auf die am 20. Oktober 1751 publizierte und in Druck beförderte, höchste Verordnung, der zufolge im ganzen Lande „die wider die guten Sitten und zur Ärgernus des Public lauffende Vorstellungen vor beständig eingestellet werden sollen“. Dem Abte wird eingeschärft die Produzierung derartiger Vorstellungen in seinen, zur Stiftsherrschaft Heiligenkreuz gehörigen Ortschaften strengstens zu verbieten. Im Falle der Nichtbeachtung des Befehles habe er eine Pönfallstrafe von 25 Dukaten zu zahlen. Gezeichnet ist der Akt mit folgenden Autogrammen: Franz Ferdinand Graf zu Schattenbach, Statthalter, Thomas Ignatz Edler von Pöck, Cantzler, Anton Joseph Edler von Mayenberg, Thaddäuß von Spaun, Räte der Niederöster. Landesregierung. — Der Akt, — die einzige diesbezügliche Nachricht — unterrichtet uns von dem Brauche eines vergessenen Leiden-Christi-Spieles des 18. Jahrhunderts in dem damals rein bäuerlichen Orte Trumau auf der Wiener-Ebene und dem Verbot desselben. Texte des Spieles sind nicht erhalten. Trumau war seit 1138 eine dem Stifte Heiligenkreuz gehörige Herrschaft, die Pfarre daselbst war gleichfalls diesem Gotteshaus inkorporiert ¹⁾.

¹⁾ Von einer derartigen Aufführung in Trumau war bisher nichts bekannt. Die Zusammenstellung der niederösterreichischen Passionsspiel-daten bei Leopold Schmidt, Das Schauspielwesen Niederösterreichs im 16. Jahrhundert (Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 1940, S. 52 f.), die freilich nicht vollständig ist, führt Trumau nicht an. Ebenfalls wäre dort zu ergänzen Perchtoldsdorf. Dort soll im Haus der Liebfrauenzeche, kurz Zechhaus genannt, gespielt worden sein. Angeblich sollen die Aufführungen bis beiläufig 1780 gedauert haben, was angesichts der mehrfachen Verbote etwas unwahrscheinlich anmutet. Auch in Perchtoldsdorf wurde schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts einmal ein Verbot ausgesprochen: „Nach den Akten des Konsistorialarchivs wurden diese das Leiden Christi darstellenden, den Brunnern nachgeahmten Schauspiele schon im Jahr 1704 verboten.“ Vgl. Adam Latschka, Geschichte des niederösterreichischen Marktes Perchtoldsdorf. Wien 1884. S. 291. Hiermit liegt übrigens ein indirekter Beleg für Passionsspiele in Brunn am Gebirge vor. Schdt.

Bäuerliche Möbel in Österreich und Ungarn

Eindrücke von einer Studienreise in Österreich

(Mit 4 Abbildungen)

Von Klara K.-Csillery

Die Arbeit an einer Studie über die ungarische bäuerliche Wohnkultur machte für mich eine Studienreise nach Österreich unumgänglich notwendig. Einerseits wünschte ich, den Einflüssen nachzugehen, denen die ungarischen Bauernmöbel und Wohnstuben von seiten unseres westlichen Nachbarn, Österreich, ausgesetzt waren, andererseits wünschte ich die österreichischen Sammlungen kennenzulernen, um mir Klarheit darüber zu verschaffen, welches die zweifellos selbständigen Erkennungszeichen der ungarischen Bauernmöbel sind.

Dank der vielseitigen Hilfe und bereitwilligen Beratung, die mir die Kollegen aus den Museen angedeihen ließen¹⁾, darf ich meine Reise vom 24. März bis 20. April 1962 als recht erfolgreich bezeichnen. Die längste Zeit verbrachte ich in Wien mit der Besichtigung der ethnographischen Sammlungen; in der zweiten Hälfte meiner Reise besuchte ich dann die Landesmuseen in Linz, Salzburg, Innsbruck, Klagenfurt, Graz und Eisenstadt. Ferner gelang es mir, durch die freundliche Bereitwilligkeit des Österreichischen Museums für Volkskunde auch in das neugeordnete Heimatmuseum Eggenburg Zutritt zu erhalten.

Nach Besichtigung der ausgestellten und in den Depots befindlichen Gegenstände glaube ich, eine ungefähre Übersicht über die österreichischen Bauernmöbel gewonnen zu haben.

Es war für mich eine angenehme Überraschung, daß in Österreich die Möbel, im Gegensatz zu den ungarischen Museen, in denen sie hinter den anderen Sammlungen, vor allem der Textilien und Keramiken, zurückstehen, den Hauptplatz einnehmen. Unvergeßlich blieben mir z. B. die übersichtlich gruppierten,

¹⁾ Die tatkräftigste Unterstützung erhielt ich von Herrn Prof. Dr. Leopold Schmidt, Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde und seinen wissenschaftlichen Mitarbeitern. Fräulein Dr. Maria Kundegrabner und Herrn Dr. Klaus Beitzl. Zu Dank verpflichtet bin ich ferner dem Herrn Dozenten Dr. Oskar Moser und Herrn Dr. Franz Lipp, Vizedirektor des Oberösterreichischen Landesmuseums in Linz. Es ist mir ein Bedürfnis, meine Dankbarkeit an dieser Stelle erneut auszudrücken.

mehrere hundert Stück zählenden Möbel im Depot des Linzer Landesmuseums.

Eine so kurze Zusammenfassung bietet keinen Raum für eine eingehende Analyse meiner Beobachtungen, darum möchte ich mir erlauben, nur einige wesentliche Merkmale herauszugreifen. Ungewohnt und im Anfang kaum verständlich war mir beispielsweise, daß ich soviel wie keine Wohnungstextilien zu sehen bekam. Weder in den Schauräumen — wie z. B. in den berühmten 22 Zimmern des Tiroler Volkskunstmuseums in Innsbruck — noch in den Depots. Meine an die hochgetürmten ungarischen Betten, festlichen Tischdecken und Ziertücher gewohnten Augen empfanden das als einen Mangel. Obgleich mir aus den Publikationen hinlänglich bekannt war, daß westlich der österreichisch-ungarischen Grenze die Rolle der Textilien als Dekoration der Bauernstuben immer geringer wird, hoffte ich dennoch, in Kenntnis dessen, daß die Ausschmückung der Wohnungen mit Textilien bei festlichen Gelegenheiten im Mittelalter auch in Westeuropa allgemein war, die Überreste dieser Sitte in Österreich vorzufinden. Es hat indessen den Anschein, daß von einigen wenigen Überlieferungen abgesehen wie z. B. die Balkentücher, die man bei Todesfällen auszubreiten pflegte, oder die Weihnachtsdecke, die in der Salzburger Gegend gebräuchlich war, — Frau Dr. Friederike Prodingler war so freundlich, mich auf diese aufmerksam zu machen — dieser Brauch beinahe völlig aufgehört hat, wogegen sich der mittelalterliche Brauch bei uns noch steigerte und weiter ausbreitete. Aus den mit den Kollegen geführten Gesprächen und aus der Literatur, die ich daraufhin durchgesehen hatte, suchte ich, die Ursachen dieses Unterschiedes zu ergründen.

Ausschlaggebend dürfte gewesen sein, daß im süddeutschen Gebiet sich die Bauernwohnungen zu Beginn der Neuzeit um mehrere Räume vergrößerten. Die Schlafkammer konnte — und das ist ein sehr wichtiger Umstand — von der Wohnstube getrennt werden, und ist für Fremde soviel wie unzugänglich geworden. Aus diesem Grund wurden die Wohnungstextilien zu reinen Gebrauchsgegenständen vereinfacht. Sie brauchten keinen feierlichen Anschein zu geben, die Gemeinschaft erhob darauf keinen Anspruch mehr. In den Wohn- und Besuchsstuben waren ausschließlich Möbel und Holzgegenstände verblieben, zu denen in den westlichen Landesteilen auch noch die hölzerne Wandverkleidung hinzukam; diese mußte jetzt die Aufgabe der Dekoration übernehmen. In Ungarn dagegen behielten die Bauernwohnungen während der türkischen Besetzung und den darauf folgenden wirtschaftlich ungünstigen Zeiten die Dreiteiligkeit,

die sich im Spätmittelalter auch in Ungarn verbreitet hatte, bei. Eine Änderung trat nur insofern ein, als aus der früheren Stube-Küche-Kammer-Einteilung, Feierstube, Küche und Hinterstube geworden ist. Zu der Vorstellung von einer Stube gehörte auf Grund jahrhundertealter Tradition das Bett so sehr dazu, daß zur Zeit, als man die Feierstuben einzurichten begann, man auch in diesen Betten aufstellte und sie nach Maßstab des zunehmenden Wohlstandes mit bestickten oder buntgewebten Kissen, Federbetten, Laken immer höher, schließlich bis zur Decke belud. Im Verein mit den von den Stangen über den Betten üppig herabhängenden reichverzierten Tüchern, eignete sich das Bettzeug vorzüglich dazu, den Wohlstand zur Schau zu stellen. Die Bedeutung der Textilien als Feiertagsanzeiger, nämlich, daß sie den kirchlichen Feiertagen und Familienfesten entsprechend gewechselt wurden, trat allmählich auch in den von Ungarn bewohnten Gegenden stark zurück. Der Schmuck der Feierstuben wurde beständig, erstarrte und behielt nur in einzelnen Landschaften die frühere Wandelbarkeit bei. Die dominierende Rolle der Textilien blieb auf jeden Fall erhalten, wodurch dem dekorativen Wert der Möbel bis in die neueste Zeit eine untergeordnete Bedeutung zukam. Damit dürfte zu erklären sein, daß in den ungarischen Sammlungen die im Westen, so auch in Österreich bekannten reich gestalteten Möbelstücke großen Ausmaßes fehlten, obgleich der Umstand, daß das Holz spärlich vorhanden und darum teuer war, nur im Tiefland ein Hindernis bilden konnte.

All das bezieht sich in erster Linie darauf, was dem Fremden zu allererst auffällt: auf die völlig abweichenden Züge. Aber auch die verwandten Zeichen weisen auffallende Unterschiede auf. Der westliche Geschmack drang, wie bekannt, über die oft erwähnte Wasserstraße der Donau nach Ungarn ein. Was ich in Österreich sah, überzeugte mich indessen eindeutig davon, daß der fremde Einfluß überwiegend die Wohnungskultur der herrschenden Klasse und des Bürgertums in Ungarn berührte, die Bauern erreichte er nur indirekt und allmählich über die höheren Schichten und in einer bereits ziemlich abgeänderten Form. Österreichische und ungarische Stücke gleichen Charakters weisen wesentliche Abweichungen auf und sind ein Beweis dafür, wie stark der lokale Geschmack in Ungarn die vom Westen erhaltenen Vorbilder ummodelte. Deshalb haben die strukturell im großen und ganzen gleichen Möbeltypen diesseits und jenseits der einstigen ungarischen Grenze ein so stark abweichendes Gepräge.

Um das vor Augen zu führen lohnt es sich, beispielsweise Lehnstühle mit zusammengesetzter Rückenlehne von hier und

dort nebeneinander zu stellen (Abb. 1). In Ungarn ist dieser Stuhltypus in der Tiefebene und den angrenzenden Gebieten heimisch geworden, indem er wahrscheinlich die früheren, in anderen Gegenden noch erhaltenen Lehnstuhlformen verdrängte. Die österreichischen Stücke von ähnlichem Aufbau sind immer mit Schnitzereien geschmückt. In Ungarn dürfte das ebenfalls bei den Stücken in den herrschaftlichen und bürgerlichen Häusern der Fall gewesen sein, soweit man das aus den wenigen aus dem 17. Jahrhundert erhaltenen Stücken beurteilen kann sowie auch aus der Tatsache, daß unter den späteren bäuerlichen Stücken aus dem 18. Jahrhundert geschnittene Stühle ebenfalls vorkommen. Dennoch findet sich bereits in Klausenburger bürgerlichen Inventaren aus dem 16. Jahrhundert der gemalte Lehnstuhl so z. B. in einem Inventar aus dem Jahre 1587, in dem ein „grüngemaltes, mit Nelken- und italienischem Krugmuster“ versehenes Stück beschrieben ist²⁾. Bei den bäuerlichen Möbeln aus dem vorigen Jahrhundert ist ebenfalls die gemalte Verzierung allgemein. Die Stelle im angeführten Klausenburger Inventar zeigt deutlich, daß bei den Ungarn zu den aus dem süddeutschen Gebiet übernommenen Möbelformen, möglicherweise Ornamente anderen Ursprungs hinzugekommen sind.

Zu einem ähnlichen Ergebnis führte die Untersuchung der Brettstühle (Abb. 2). Dem westlichen Vorbild gleichen die Stühle aus herrschaftlichen Häusern, die bäuerlichen Stühle sind dagegen vereinfacht. Die komplizierten Verzierungen, wie sie beispielsweise im Inntal verbreitet waren, wurden nicht beibehalten und die hohen Reliefs mit flacher Schnitzerei ersetzt. Hingegen war diejenige Vereinfachung, die in Niederösterreich und Böhmen allgemein war, nämlich, daß die Verzierung nur in der mehr oder weniger unruhigen, gezackten Umrisslinie der Lehne bestand, in Ungarn nur bei den ärmsten Schichten gebräuchlich. In Transdanubien (Westungarn) wurden die reichgemusterten, flachen Schnitzereien bevorzugt, während in anderen Gegenden z. B. in der Tiefebene, geschnittene und gemalte, bzw. nur gemalte Stücke verbreitet waren. Stile entstanden mit gut unterscheidbaren regionalen Unterschieden, und diese neueren Richtungen entwickelten sich nur innerhalb der einstigen ungarischen Grenzen, wo man doch bei ausschließlicher Kenntnis des ungarischen Materials hätte glauben können, daß etwa in den westlichen Be-

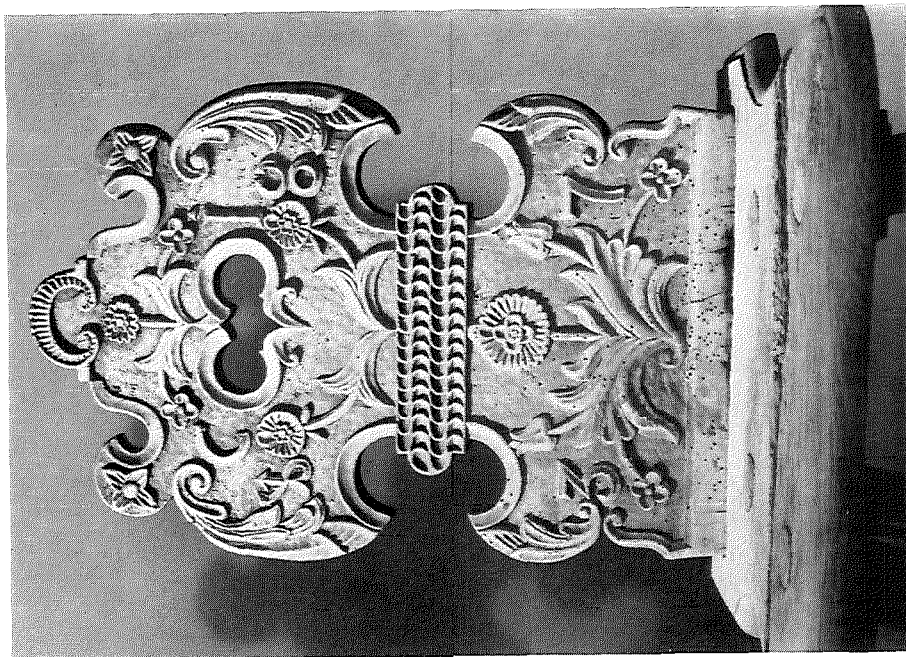
²⁾ „zeoldeon festett zekfeous...olaz korsos“ Jakó, Zsigmond: Az otthon művészete a reneszánsz Kolozsváron (Renaissancezeitliche Wohnungseinrichtungen in Klausenburg) Im: Emlékkönyv Kelemen Lajos születésének nyolcvanadik évfordulójára (Lajos Kelemens Festschrift zur Feier seines 80. Geburtstages) Kolozsvár, 1957. S. 379.

zirken Transdanubiens der Dekorationsstil der unmittelbaren Nachbarschaft seine Fortsetzung fand.

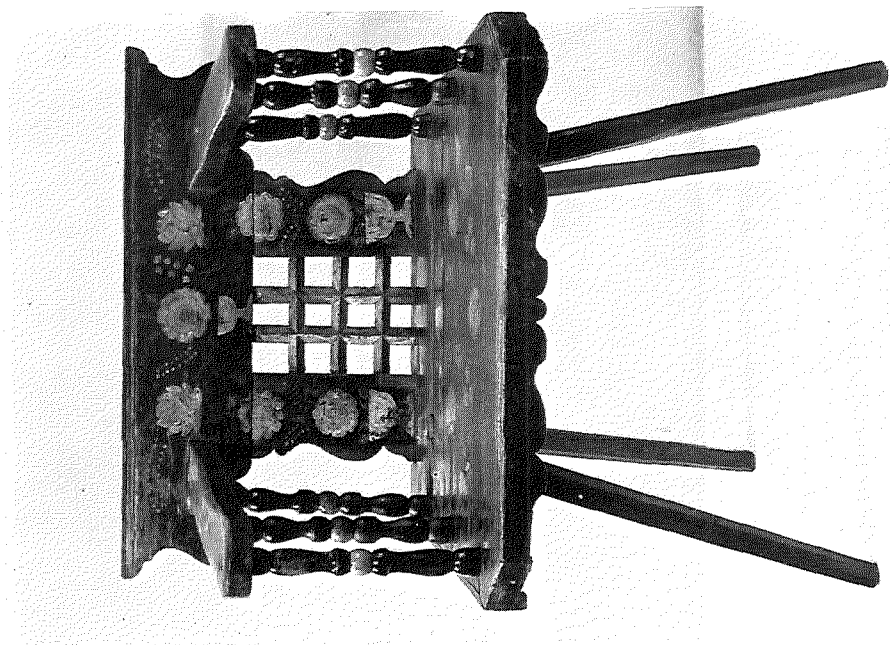
Die Sammlungen der österreichischen Museen lassen indes- sen auch vermuten, daß während in den früheren Jahrhunderten der Neuzeit infolge der durch die türkische Besetzung geschaf- fene Isolierung Einflüsse aus Österreich das ungarische Bauern- tum nur über die herrschende Klasse bzw. über das Bürgertum erreichten, später auch die ungarischen Handwerker, die aus- schließlich für Bauern arbeiteten, vermöge ihrer ausländischen Beziehungen, eine Vermittlerrolle spielten. Nach den in unga- rischen Museen verwahrten Stücken zu schließen, wünschte die überwiegende Mehrheit der ungarischen Bauern auch weiterhin die Stücke in altertümlichem Geschmack und die für diese Schicht arbeitenden Tischlermeister hielten sich an den überlie- ferten Dekorationsstil, den sie weiter ausgestalteten und berei- cherten. Zu gleicher Zeit wurde indessen in den westlichen Teil- len des Landes auch der neue Geschmack heimisch, es finden sich hier Stücke, die schon direkt mit österreichischen Bauern- möbeln vergleichbar sind, in erster Linie bezieht sich das auf ein neu hinzugekommenes Möbel, den zweitürigen „Gewandkasten“ (Abb. 3), der die Kleidertruhe verdrängte. Hier sei bemerkt, daß die eintürigen Kleiderkasten eben wegen der früheren Isolierung nicht in die ungarischen Bauernhäuser gelangten. Doch auch die zweitürigen Kasten verbreiteten sich nur langsam, sie bürgerten sich bei den Ungarn meistens nur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein und waren fast ausschließlich mit gemalten Blumenmustern verziert, doch ehe sie die Donaulinie erreichten, wurden sie schon von dem mit Abziehbildern geschmückten oder eher noch von den einfarbig gestrichenen Kästen abgelöst. Bei den mit Blumenmustern bemalten Kästen findet man schon viel mehr kaum verändert übernommene Elemente, besonders die im 18. Jahrhundert angesiedelten Deutschen waren in manchen ihrer Dörfer für die neu hinzugekommenen Einflüsse aufge- schlossen. (Abb.4.)

Die Erfahrungen, die ich auf der österreichischen Studien- reise gewann, ließen sich noch weiter aufzählen, aber vielleicht genügen auch diese wenigen herausgegriffenen Beispiele, um zu zeigen, wie produktiv und anregend die Reise war. Sie ist aber auch ein Beweis dafür, wie nützlich es wäre, die persönlichen Beziehungen zwischen österreichischen und ungarischen Ethno- graphen auszubauen; denn obwohl sich die Veröffentlichungen vermehrt haben, können sie die persönliche Erfahrung und den Gedankenaustausch mit den Kollegen nicht ersetzen.

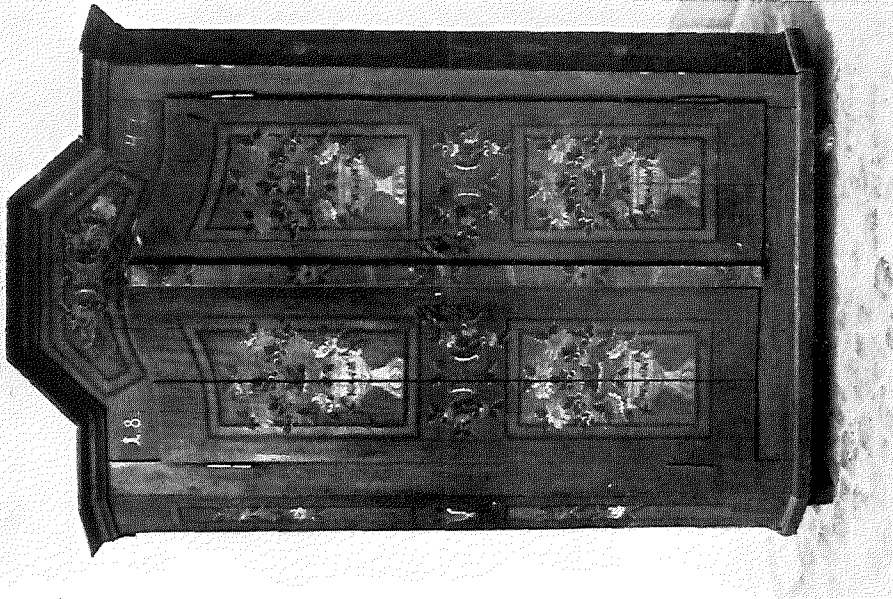
zu Csillery, Bäuerliche Möbel



2. Brettstuhl aus Böres, Kom. Győr (Raab)
MNM Inv.-Nr. 61.524



f. Lehnstuhl aus Hodmezővásárhely, Kom. Csongrád
MNM Inv.-Nr. 141.528



3. Kasten aus Bezi, Kom. Győr (Raab)
MNM Inv.-Nr. 89.514



4. Kasten aus Kirva, Kom. Esztergom (Gran)
MNM Inv.-Nr. 81.212

Chronik der Volkskunde

Museen und Ausstellungen

Österreichisches Museum für Volkskunde

Am 5. Mai 1963 eröffneten wir in den Sonderausstellungsräumen im Erdgeschoß unseres Museums eine kleine Sonderausstellung „Österreichs Volksgesicht in Porträt, Motivbild und Kleinplastik“. Die Bestände dieser Sachgruppen haben sich in den letzten Jahren einigermaßen vermehren lassen. Es sind sowohl Porträts bäuerlicher und bürgerlicher Menschen neu erworben worden, wie ganz besonders Motivbilder. Daraus ließ sich nun eine Auswahl treffen, bei der den in den letzten Jahren restaurierten Bildern selbstverständlich besonderes Augenmerk zugewendet werden konnte. Der Stoff ist schwierig und so gut wie unbearbeitet: Obgleich manche Strömungen der Volkskunde in der Gegenwart immer wieder betonen, daß es sich dabei vor allem um eine „Wissenschaft vom Menschen“ handle, bleibt dieser „Mensch“ in der Darstellung, in der literarischen wie in der musealen Darbietung noch recht blaß und unsichtbar. Es gibt auch keine echten Vorarbeiten dafür. Die Trachtenkunde hat viele einschlägige Gebiete gemustert, vor allem graphische Serien, die Brückenschläge zum Porträt einerseits, zur Kleinplastik andererseits fehlen dagegen noch durchaus. So ist der immerhin wichtigen Tatsache, daß ganze Reihen von geschnitzten und gefaßten Trachtenfigürchen, etwa aus dem Grödnertal, eindeutig auf Vorlagen graphischer Art, vor allem auf kolorierte Lithographien der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückgehen, bisher keinerlei Beachtung geschenkt worden. Auch die Ikonographie der volkstümlichen Keramik, besonders der Gmundner Majolika, stellt ein leeres, unbearbeitetes Feld dar.

Die Ausstellung versucht, aus allen genannten Gruppen Beispiele zu geben, mit Volksgestalten bäuerlicher und bürgerlicher Art vom 17. bis zum späten 19. Jahrhundert. Ältere Bildzeugnisse, die hierher gehören würden, besitzt das Museum bisher leider kaum. Für die zweifellos auch wichtige Gruppe der Porträts des 20. Jahrhunderts dagegen bieten die beiden kleinen Erdgeschoßräume keinen Platz. Freilich soll die Ausstellung ja in erster Linie Beispiele jener österreichischen Volksmenschen zeigen, zu denen die in der Schausammlung gezeigten Volkskulturgüter gehören, und da stimmt der angegebene Zeitraum durchaus: Es sind ja im ganzen Haus kaum Gegenstände des 16. Jahrhunderts, geschweige denn der Zeit vorher, ausgestellt, und auch so gut wie keine Objekte des 20. Jahrhunderts. Die große Hauptmasse unserer Bestände gehört eben den drei Jahrhunderten von 1600 bis 1900 an.

Über die Aufgabe einer Sonderausstellung hinaus soll diese Exposition noch den Zweck haben, allmählich an den Gedanken zu gewöhnen, daß eine Schausammlung unserer Objekte immer mehr nach einem geistigen Leitfaden aufgebaut werden muß. Wir haben bisher schon

versucht, durch Bilder, Karten und Modelle wenigstens andeutungsweise in das Haus der alten Zeit einzuführen. Dazu tritt nunmehr noch die Darstellung des diesem Hause verbundenen Menschen. Wenn sich der Gedanke bei Führungen und im Gespräch mit eindrucksfähigen Besuchern als tragfähig erweisen sollte, wollen wir aus dieser Sonderausstellung eine Dauereinrichtung machen. Vielleicht findet der Besucher unserer Zeit, der von der lärmenden Großstadtstraße unvermittelt in diese ihm zunächst doch ferne, um nicht zu sagen fremde, versunkene Welt der alten Volkskultur kommt, über den Anblick der guten stillen Gesichter auf den Bildern eben jener alten Zeit am ehesten einen inneren Weg zur wirklichen Erfassung ihrer Habe, der Zeugnisse ihres täglichen wie ihres festlichen Lebens.

Leopold Schmidt

Niederösterreichisches Landesmuseum

Das Museum in der Herrngasse in Wien, das seine Sonderausstellungsräume schon mehrfach volkskundlichen Themen zur Verfügung gestellt hat, eröffnete am 1. März 1963 die Sonderausstellung „Perlmutterkunst in alter und neuer Zeit“. Das Material war größtenteils im Vorjahr in unserem Museum in der Laudongasse zu sehen. Frau Dr. Helene Grün hat es vor allem durch Objekte von niederösterreichischer Herkunft bereichert und die Schau im Hinblick auf das Fortleben der Perlmutterdrechslerei intensiviert. Sie hat auch dazu einen ausführlichen Katalog verfaßt. Die Ausstellung wurde von der Handelskammer für Niederösterreich durchgeführt, die im Laufe der nächsten Monate die auf diese Weise erweiterte Ausstellung in mehreren Orten des Landes zeigen will.

Schdt.

Karl Benyovszky †

Am 15. August 1962 ist in Bad Ischl der Preßburger Schriftsteller Karl Benyovszky nach langem schweren Leiden im 76. Lebensjahr gestorben. Benyovszky war eine originelle Persönlichkeit, eine journalistische Natur, mit vielen Beziehungen zum Volksleben, insbesondere zu dem seines geliebten Preßburg. Er wurde am 4. Juli 1886 in Preßburg als Sohn eines Polizeibeamten geboren, lernte den Buchhandel, ging nach Budapest, wo er seine literarische Tätigkeit begann. Es war zunächst bezeichnenderweise eine Übersetzer-, eine Mittlertätigkeit, er übersetzte aus dem Deutschen ins Ungarische. Nach der Militärzeit wurde er Polizeibeamter, anscheinend hat ihn die Kriminalistik gereizt. Er hat seine Erinnerungen an diese Zeit später in einem köstlichen Büchlein festgehalten.

1924 kehrte er nach Preßburg, das inzwischen die Hauptstadt der von Ungarn getrennten Slowakei geworden war, zurück, und fand nach Jahren des Herumprobierens sein Arbeitsfeld in der Redaktion der „Preßburger Zeitung“, etwas später in der des „Grenzboten“, wo er sechzehn Jahre lang den Lokalteil leitete. Das war das absolut Richtige für ihn: Liest man seine „Malerische Winkel und Höfe aus dem alten Preßburg“ (mit 40 Aufnahmen von J. Hofer, Preßburg 1932), dann spürt man, wie sehr Benyovszky Chronist und Liebhaber der alten deutsch-ungarisch-slowakischen Stadt war. Er verstand es, Preßburgs alte deutsche Geltung zu betonen, ohne politischen Beigeschmack, rein aus dem Kulturellen heraus. Er beschäftigte sich mit dem Preßburger Adam Friedrich Oeser, dem Zeichenlehrer Goethes; er veröffentlichte 1937 das Standardwerk über den Komponisten dieser Landschaft, Johann Nepomuk

Hummel. Mit zahlreichen Arbeiten schuf er die Grundlage für die Theatergeschichte von Preßburg: 1926 erschien sein Buch „Das alte Theater. Kulturgeschichtliche Studie aus Preßburgs Vergangenheit“, dazu gab er 1927 den köstlichen Neudruck „Geschichte der Schaubühne zu Preßburg“ nach dem Original von 1793 heraus, und 1929 ließ er noch seine „Theatergeschichtlichen Kleinigkeiten“ erscheinen.

Mit diesen lokal- und theatergeschichtlichen Arbeiten hatte sich Benyovszky auch einen Weg, einen recht persönlichen Weg selbstverständlich, zur Volkskunde seiner Stadt, seiner Landschaft, gebahnt. Der alte Kriminalbeamte interessierte sich zunächst für die etwas abgelegenen Themen: 1933 erschien seine Studie „Galgen und Henker im alten Preßburg“. Aber damit war er schon in den Bereich der Sage gekommen. Seit Karl Julius Schröer hatte sich niemand um die Stadtsagen von Preßburg gekümmert. Die Sprachinselforschung ging wohl bis ins letzte slowakeideutsche Dorf, die Überlieferungen in der großen alten Stadt Preßburg dagegen kannte sie nicht. Benyovszky hatte keine derartigen Scheuklappen. 1931 und 1932 erschienen seine beiden Bändchen „Sagenhaftes aus Alt-Preßburg. Gesammelt, erläutert und herausgegeben“. Das Interesse dafür war überraschend groß, vom ersten Bändchen konnten drei Auflagen erscheinen. Die volkskundlichen Zeitschriften jener Jahre gingen schweigend daran vorüber. Erst als sich Benyovszky auch mit dem Volksschauspiel der Gegend zu befassen begann, horchte man auf: Der Name des Dorfes Oberufer hatte seit langem einen guten Klang. Benyovszky kümmerte sich in jeder Hinsicht um die Weihnachtsspielaufführungen in Oberufer 1934. Er brachte 1934 auch die Textveröffentlichung „Die Oberuferer Weihnachtsspiele“ zustande. Aber für ihn war es fast noch wichtiger, daß Schröer einstmal schon festgestellt hatte, daß die Preßburger Weingärtner genauso spielten wie die Oberuferer Bauern. Aus Schröers Varianten stellte Benyovszky die Texte zusammen, und gab auch sie in einem eigenem Bändchen heraus: „Die alten Preßburger Volksschauspiele“, 1934.

Diese Verdienste des selbständigen und regsamen Mannes, der nach 1945 in Österreich Zuflucht gefunden hat, sollen nicht vergessen sein. Er hat in seiner Art für die Volkskunde unseres donauöstlichen Grenz winkels viel getan.
Leopold Schmidt

Georg Schreiber †

Am Sonntag, 24. Februar 1963 starb in Münster Prof. Dr. Georg Schreiber im Alter von 81 Jahren. Schreiber, der ein langes Leben hindurch als Kirchenhistoriker und Politiker hohes Ansehen genoß, muß auch als bedeutender Vertreter und Anreger der Volkskunde, insbesondere der religiösen Volkskunde katholischer Prägung gewertet werden. Der am 5. Jänner 1882 geborene Hannoveraner sah seit dem Ende der Zwanzigerjahre in der Volkskunde eine aufsteigende Wissenschaft, der er sich selbst mit zahlreichen eigenen Beiträgen widmete, die er aber noch weit mehr durch vielseitige Anregungen und organisatorische Hilfen unterstützte und förderte. Die von ihm gegründeten Institute in Münster sowie seine Schriftenreihen, vor allem „Deutschtum und Ausland“ und „Forschungen zur Volkskunde“ lassen sich aus der Wissenschaftsgeschichte unseres Faches nicht wegdenken. Gewiß haben einzelne Bände beträchtliche innerfachliche Diskussionen hervorgerufen, und an einseitigen Stellungnahmen konnte es hier nicht fehlen. Die unsachlichen Verdammungsurteile jedoch, die dann nach

1933 von den verschiedenen „parteiämtlichen“ Prüfungsstellen usw. gefällt wurden, und die vor allem in dem kuriosen Ziegler-Index gesammelt erschienen, konnte man objektiv nicht gutheißen. Sie sind auch mit ihrer Zeit in die verdiente Vergessenheit versunken, während die Arbeiten von Schreiber und seinen Autoren noch immer als stoffreich und anregend gelten dürfen. Man versuche nur ein entsprechendes Thema zu behandeln und wird sehr bald sehen, daß man ohne die Beiträge dieses Kreises, nicht zuletzt ohne die sehr wichtigen Abhandlungen in den drei Bänden des von Schreiber noch 1936 gegründeten Jahrbuches „Volk und Volkstum“ nicht auskommen wird.

Schreiber war von der Wichtigkeit seiner Arbeiten durchaus überzeugt, und hat sein Licht nicht unter den Scheffel gestellt. Waren schon die Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen Sammelbänden und Jahrbüchern stets von dieser Einstellung getragen, so läßt sich das noch mehr anhand seiner beiden Erinnerungsbücher nachprüfen. Der Band „Zwischen Demokratie und Diktatur. Persönliche Erinnerungen an die Politik und Kultur des Reiches von 1919—1944“ (Münster 1949) faßt seine Memoiren auf dem Gebiet der hohen Politik zusammen, der weitere Band „Deutschland und Österreich. Deutsche Begegnungen mit Österreichs Wissenschaft und Kultur“ (Köln/Graz 1956) enthält seine „Erinnerungen aus den letzten Jahrzehnten“ auf unserem Gebiet. Manche Teile des volkskundlichen Werdens, Gründung von Kommissionen und Instituten, Schaffung des Atlas der deutschen Volkskunde und zahlreiche andere Dinge werden hier ganz vom Standpunkt des persönlichen Eingreifens Schreibers her beurteilt. Man darf sich dieses planvollen Eingreifens zu manchen Zeiten als eines sehr mächtigen Faktors entsinnen. Die Schaffung eines Institutes für religiöse Volkskunde in Salzburg beispielsweise war weitgehend Schreibers persönliches Anliegen. Wäre es nach ihm gegangen, dann hätte dieses Institut wohl auch bald die Sammlung Veichtlbauer erhalten, die dann nicht nach Salzburg, sondern nach Ried kam und dort eben nur die Funktion eines Heimatmuseums erfüllt. Bedenkt man dies heute, da die Universität Salzburg Wirklichkeit geworden ist, und vielleicht auch die Volkskunde dort wieder zu Wort kommen wird, dann wird man die vorläufige Störung des Schreiber-Planes wohl bedauern müssen.

Damit ist auch schon darauf hingewiesen, daß Schreiber an Österreich und seiner Volkskunde einen sehr lebhaften Anteil nahm, und ihn bis in seine letzten Arbeiten hinein auch immer wieder bekundete. Gewiß hatte er landschaftlich fast nur Kenntnis von Nordtirol, und wurde dort von persönlichen Freunden auch sachlich am meisten unterstützt. Er hat aber jedenfalls österreichische Fachvertreter immer für seine Veröffentlichungen herangezogen, hat auch manche Hilfskraft aus Österreich in seinen Instituten in Münster gehabt und sich auf die verschiedenste Weise immer bemüht, die Fäden dicht geknüpft zu erhalten. Seine Bemühungen um die religiöse Bergmannsvolkskunde muß in diesem Zusammenhang noch einmal erwähnt werden, da er hier auch für die landschaftliche Forschung, für die Ikonographie und Patroziolenkunde noch der kleinsten Kapelle namhafte Anregungen gegeben hat, wie sonst kaum ein anderer. Auch wenn man manchen seiner Arbeiten kritisch gegenübergestanden sein mag, bleibt der Gesamteindruck doch der, daß wir alle ihm zu einem dankbaren Gedenken verpflichtet sind.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Leopold Kretzenbacher, **Heimat im Volksbarock**, Kulturhistorische Wanderungen in den Südostalpenländern (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 8) Mit einem Nachwort von Gotbert Moro. 180 Seiten, mit 24 Abb. Klagenfurt 1961.

Die Leitung des Landesmuseums für Kärnten, die ihre Veröffentlichungsreihen stets gern der Volkskunde öffnet, hat diesen stattlichen großformatigen Band gewissermaßen zum Abschied von Leopold Kretzenbacher, als er von Graz nach Kiel berufen wurde, herausgebracht. Es wäre sehr unrecht, wenn wir das in bestem Sinn volkstümliche Buch hier nicht anzeigen würden, nur weil der dafür vorgesehene Rezensent seine Zusage nicht eingehalten hat. Die Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen Kretzenbachers verdient es vielmehr durchaus, auch im engeren fachlichen Kreis besprochen zu werden.

Es handelt sich im wesentlichen um Aufsätze aus dem Gebiet der religiösen Volkskunde, mit starken Beziehungen zur Volkserzählung, vor allem zur Legende. Kretzenbacher hat auf diesen Gebieten für Innerösterreich viel nachgeholt, was in anderen Landschaften vorgearbeitet worden war. Wenn man durch das Steirische Museum für Volkskunde geht, wird man immer den Eindruck haben, daß dieses volkstümliche, nachlebende Barock hier nicht in jenem Ausmaß gesammelt und dargestellt erscheint, wie es seinem Auftreten in der Landschaft nach wohl möglich wäre. Das Wiener Museum besitzt demgegenüber eine überwältigende Fülle gerade an Objekten aus jenen Bereichen, freilich aber eben aus allen Gegenden der alten Monarchie. Wenn man so die einzelnen Kapitel dieses Buches thematisch durchgeht, kann man sich fast zu jedem die Objekte im Wiener Museum dazu vorstellen: „Das heilige Haupt“ in Klagenfurt etwa, „Josef den Hausvater“, die Sebastiansdarstellungen, die hier unter dem Titel „Die Pfeile des erzürnten Gottes“ vorgestellt werden, die „Palmesel“, die Kirchturmhähne, die „Madonna mit dem Blutmal auf der Stirne“, den hl. Leonhard, die hl. Kümmernis, welche wohl viele Laien und auch Fachleute so richtig erst vor der großen Kümmernis-Sammlung unseres Museums kennengelernt haben, die Johann-Nepomuk-Darstellungen, von denen hier im Kapitel „Der Heilige an der Brücke“ die Rede ist, usw. Kretzenbacher hat über viele derartige Themen größere Abhandlungen veröffentlicht, welche den steirischen und kärntnerischen Anteil an der Gestaltung dieser Brauch- und Glaubenszüge herausarbeiten konnten. Hier sind die kürzeren Fassungen solcher Arbeiten ausgewählt, dafür eben in ihrer Fülle zusammengestellt, und mit ausgesucht schönen Abbildungen versehen, für die man besonders dankbar sein wird. „Schön“ übrigens wohl nur für den auf Quellenkunde bedachten Kenner; für den Laien dürften viele der dargebotenen Bilder, etwa der Kopien des „Heiligen Hauptes“, der „Christuszunge“, der „Maria vom Blute“ usw. eher abschreckend wirken, in dem Sinn, daß man sich dabei aufatmend erin-

nern mag, wie doch die josefinische Aufklärung mit der Verminderung dieser Dinge nicht so ganz im Unrecht gewesen sein könne.

Von dieser wie von mancher anderen Seite her betrachtet steckt das Buch voll von Problemen. Das in der Gegenreformation nochmals belebte Mittelalter, mit seinen stark romanischen Einschlägen, ist es eigentlich wirklich volkstümlich gewesen? Hat es nicht doch sehr stark an den Nerven der durch Krieg, Pest, Türken- und Schwedennöte belasteten alpenländischen Bevölkerung gezerrt, statt ihm zu helfen, hat es nicht wesentlich zu der Vertreibung der Protestanten aus diesen Tälern auch Innerösterreichs beigetragen, und somit alle Nöte und Schrecknisse unserer Zeit der Vertriebenen und Flüchtlinge schon vorweggenommen? Gewiß, all dies enthebt uns nicht der Pflicht, seine Reste, seine Bildzeugnisse, kurz sein ganzes Weiterleben fachlich zu erheben und in den entsprechenden Zusammenhängen auch zur Darstellung zu bringen. Kretzenbacher hat viele dieser Einwände in seinem Vorwort gelten lassen und sich den „romantischen Realismus“ des österreichischen Wanderers mehr als bewahrt. Man wird also das Buch vielseitig, vielschichtig lesen können, und sicherlich auch mehrfachen Gewinn daraus schöpfen.

Leopold Schmidt

Friedrich Knaipp, Hinterglasbilder aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts. 112 Seiten. mit 33 Farbtafeln und 16 Vorlagen (auf dem Vorsatzpapier). Linz 1963, Verlag J. Wimmer.

Dem Umfang und der Ausstattung nach möchte man vielleicht zunächst das vorliegende Büchlein für ein Gegenstück des 1961 erschienenen Bändchens „Kunterbunter Bauernhimmel“ von Claus Hansmann, (mit Einführung von Gislinde Ritz) halten. Aber es hebt sich von diesem doch schon wohltuend durch den sachlichen Titel ab, und wer die Forschung auf dem Gebiet kennt, weiß zudem, daß Knaipp nicht einen mehr oder minder belanglosen Text zu Farbbildern schreibt, sondern sich hier wie immer bemüht, Ergebnisse seiner langen und intensiven Forschung zu bieten.

Das Bändchen, als Vorreiter eines umfangreichen Werkes über den gleichen Gegenstand gedacht, versucht auf knappem Raum alle wichtigen Probleme der Hinterglasgeschichte im deutschsprachigen Raum etwa ab 1700 darzustellen. Zunächst führt Knaipp in die Welt des spätbarocken Kunsthandwerks, vor allem der Glasmacher- und Glasmalerkünste ein. Die Ansiedlung der Glasmaler im Glashüttenbetrieb wird wirtschaftlich begründet, die landschaftsgebundenen Grundlagen, wie wir sie vor allem seit Josef Blau kennen, herausgearbeitet. Dann folgt das Kapitel — alle Abschnitte sind durch mehrsätzliche Inhaltsangaben vorweg erläutert — über die bekannten und oft gestellten Fragen, ob das Hinterglasbild von Einzelnen oder von Gemeinschaften gemalt wurde, ob es eigentlich ein „Bauernbild“ sei, wieviel an seinem Stil als „Auffassung“, als „Kunstwollen“, als „Abstraktion“ anzusehen sei, oder ob nicht Tradition, funktionelle Abschleifung usw. ihren Anteil daran hätten. Man sieht, es geht nicht zuletzt wieder einmal um die weitgehende Ablehnung alles dessen, was einst Max Picard für die Hinterglasmalerei als „expressionistische Bauernmalerei“ plädieren ließ. Auch in den anderen Kapiteln stehen so manche kurze Polemiken gegen die in Laienkreisen, nicht zuletzt in Künstler- und Kunsthandelskreisen kursierenden Schlagworte, die durchwegs abgelehnt werden. Im dritten Kapitel wird kurz die Geschichte der Hinterglasmalerei seit der Antike skizziert, das Wachstum des malerhandwerklichen Hinterglasbildes, einschließlich der

„Sonntagsmaler“ von Luzern. Wichtige Themen wie die der Beziehungen zwischen den malerhandwerklichen und den hüttengewerblichen Werkstätten werden wenigstens kurz angeschnitten. Ähnlich wird die „Wiederentdeckung“ der Volkskunst dargestellt, mit weitgehender Ablehnung der mitunter wohl zu hoch eingeschätzten positiven Einstellung des Kreises um den „Blauen Reiter“: Knaipp deutet kurz und nüchtern an, daß im Gegensatz zu diesen journalistisch überbetonten Dingen die sammlerische Erfassung des Hinterglasbildes durch die Heimatmuseen, durch die Privatkäufer usw. die wirkliche Grundlage der Forschung und neuen Einschätzung bedeutet habe.

Schon im zweiten und dritten Abschnitt schneidet Knaipp verschiedene Fragen der Bildgestaltung an, die für eine bessere Kennerschaft wichtig sind: Gestaltung von Bilderpaaren, von Dreiergruppen, Bedeutung der hinterglasmalenden Motivbilder. Dann folgen im fünften Abschnitt die vor allem für Sammler, aber auch für bisher weniger geschulte Museumsbetreuer usw. wichtigen Spezialangaben über Herkunfts- und Zeitbestimmung, über Fragen der Signierung und Datierung, Spiegel- und Spiegelschliffbilder, Rußbilder usw., kurz über das ganze wichtige Handwerkszeug des Erkennens und Bestimmens von Hinterglasbildern, das man sich bisher mühsam zusammensuchen mußte. Wenn auch Knaipp wiederholt den „Laien“ als Leser dieses Büchleins anspricht, möchte man wohl meinen, daß bei kniffligeren Fragen sich fast alle Leser als Laien fühlen werden. Bei der Frage des Unterscheidenkönnens zwischen Bildern der II. und der III. schlesischen Entwicklungsstufe etwa dürfte der Verfasser vermutlich als einziger Fachmann zurückbleiben. Was einstmals Heinrich Buchner (1936) und Herbert W. Keiser (1937) herausgearbeitet haben, ist ja selbst in Fachkreisen nicht so recht geläufig, und viele genauere Untersuchungen gehen wohl auf Knaipp direkt zurück. Manche davon werden sich sicherlich erst in seinem angekündigten großen Werk genauer erläutern lassen.

Die gedrängte Darstellung wird durch eine Zeittafel der einzelnen Gruppen überblickbar gemacht. Ein vorzüglicher Bildteil bringt Beispiele für die wichtigsten der angeschnittenen Probleme. Die Farbbilder sind nicht nur technisch vorzüglich, sie sind auch von vornherein bedacht erstellt. Besonders die Aufnahme mit dem Rahmen erfreut das Auge des Kenners, denn wie bekannt lassen sich die Rahmen unter Umständen leichter landschaftlich zuschreiben als die Bilder selbst. Auch Knaipp weist immer wieder darauf hin, und weiß über die tischlerische und malerische Behandlung der Rahmen, die vielen Außenstehenden so unwesentlich, weil unansehnlich, vorkommen, durchaus Wichtiges zu sagen. Da 33 Farbtafeln das Büchlein in der Herstellung selbstverständlich etwas teuer gemacht haben, blieb für die Abbildung von 8 Vorzeichnungen („Rissen“) und 8 Vorlagen (meist Andachtsgraphiken) nur mehr das Vorsatzpapier übrig. Die Reproduktion der 16 Bildchen darauf ist aber vollkommen zufriedenstellend.

Das Büchlein ist also schön gemacht und sachlich gut. Gerade deshalb, und weil es vom Verfasser sehr ernst gemeint ist, scheint es am Platz, hier auch einige Fragen, bzw. kritische Einwände vorzubringen. Zunächst der Haupteinwand: Knaipp zieht das hüttengewerbliche Hinterglasbild wie einstmals Max Picard und alle seine Nachbeter dem malerhandwerklichen Bild vor. Das mag geschmacklich bemerkenswert sein, ist aber sachlich-geschichtlich nicht einzusehen. Das augsbургische, bzw. dem Pfaffenwinkel entstammende malerhandwerkliche Hinterglasbild ist doch offenbar in jeder Hinsicht das Vorbild des hüttengewerblichen gewesen.

Dann landschaftlich: Knaipp stellt Schlesien als Landschaft des frühesten hüttengewerblichen Hinterglashildes in den Vordergrund und kommt an den verschiedensten Stellen auf dessen angebliche Vorzugstellung zurück. Aber das Gebiet des Bayerischen Waldes ist sogar nach seiner eigenen Zeittafel mindestens ebenso früh dran.

Neben solchen Haupteinwänden wären verschiedene kleinere Bedenken anzumelden. Sie richten sich fast nicht gegen den Textteil, wohl aber gegen die Bildbeschriftungen, mit denen Knaipp teilweise auf Gebiete ausgreift, für die er nicht Spezialist ist. Die Bilder werden jeweils auf einer Textseite oben katalogmäßig dargetan, am Fuß der Seite unten folgt dann noch eine etwas allgemeinere Erläuterung. Während die Angaben oben wohl meistens zutreffen, scheinen die unten oft merkwürdig getönt. So scheint mir die Interpretation des Bildes 9 (Jesuskind auf dem Kreuz) doch sehr irreführend, man wird schon den einleitenden Satz „Die Szene spielt auf dem Gipfel des Weltenberges“ mit Mißtrauen lesen. Knaipp hat für diese Interpretationen offenbar viel Spieß und Strzygowski gelesen und ist dadurch etwas einseitig geworden. Der „Weltenberg“ kehrt in den verschiedensten Zusammenhängen wieder, besonders eigenartig bei der Darstellung der Armen Seelen im Fegefeuer zu Füßen des Kreuzes, Abb. 14. In allen diesen Fällen wäre eine etwas weniger phantasievolle ikonographische Interpretation eher am Platz gewesen. Daran denkt man sicherlich bei der Erläuterung von Abb. 11, einer Pieta vor einem Baumstamm, zu der es heißt (S. 66): „Maria trägt den Christusknaben auf ihrem Schoß auf der Flucht nach Agypten vor dem Baum des Lebens. Und vor dem Baum des Lebens hält sie den toten Sohn-Erlöser in ihren Armen, während die konventionelle Darstellung die Szene vor dem Fuß des Kreuzes zeigt“. Das ist, mit Verlaub, mythologischer Feuilletonismus, der gerade in einer Bilderläuterung zu vermeiden gewesen wäre. Das Bild zeigt selbstverständlich die Pieta von Maria-Taferl, die eben als Gnadenbild vor dem Auffindungsbaum steht, eine durchaus auf der örtlichen Wallfahrts-Ikonographie beruhende Darstellung. Merkwürdigerweise will Knaipp (S. 19) vom Einfluß der Wallfahrten auf das Hinterglashild nicht sehr viel wissen. Nun, man sieht, eine stärkere Heranziehung der handfesten Sachkenntnisse der Wallfahrts-Ikonographie wären hier durchaus berechtigt. Auch in anderen Fällen, wie mir scheint. Nur ein Blick noch hinüber zu den Ost-Beziehungen, den gelegentlichen Ausgriffen auf kultische und ikonographische Eigenheiten der Ostkirche. Da mangeln offenbar Griechisch-Kenntnisse. S. 9 müßte es „Eleousa“ statt „Eleusa“ heißen, S. 105 „Galaktotrophousa“ statt „Galaktophusa“. Und mit der Erläuterung des Namens des hl. Charalambos S. 109 betritt der Verfasser offenbar und unnötigerweise überhaupt ihm fremdes Gebiet. Er glaubt, daß der Name, den er „Karalampios“ transkribiert, halb aus dem Türkischen (kara = schwarz), halb aus dem Griechischen (lampios = Licht) komme und als „Der über das Dunkel Leuchtende“ heiße, mit der Schlussfolgerung „Es dürfte sich um eine schwarzmeerländische Lichtgottheit im Gewande eines ostkirchlichen Heiligen handeln.“ Wozu das alles? Charalambos ist ein gut griechischer Name, sein Träger ein in der Ostkirche wohlbekannter, vielverehrter Heiliger; Knaipp hätte sich bei *Kriss* (*Peregrinatio neohellenika*, Wien 1955, S. 107, 182) sowie *Kriss und Kriss* (*Volksglaube im Bereich des Islam*, Bd. I, Wiesbaden 1960, S. 295) darüber informieren können.

Vielleicht könnte Knaipp vor der Fertigstellung seines großen Werkes sich auf den ihm bisher ferner liegenden Gebieten noch genauer infor-

mieren, um künftighin solche bedenkliche Stellen auszuschalten. Es erscheint ja doch bedauerlich, daß ein an sich fleißig und kenntnisreich gemachtes Buch durch solche eigentlich unnötige Fehlerstellen geschädigt wird. Klarere Diktion im allgemeinen Teil und strengere Sachlichkeit in den erläuternden Bildbeschriftungen, das wären wohl die wichtigsten Wünsche, die sich dem wohlwollenden Leser aufdrängen.

Leopold Schmidt

Franz Koschier, Kärntner Volkstänze. Erster Teil. Mit einem Beiheft „Tanzweisen“ von Anton Anderluh und 75 Abbildungen. (= Kärntner Museumsschriften XXVII.) Klagenfurt, Verlag des Landesmuseums für Kärnten, 1963. 75 S.

Die Einleitung des Buches „Zur Volkstanzpflege in Kärnten“ von Gotbert Moro zeigt seinen Sinn und sein Ziel an. Koschier will in der Sammlung das volkstümliche Erbe seines Heimatlandes in erster Linie für die Pflege zur Verfügung stellen, für die sich die meisten Tänze auch eignen. Die Mehrzahl der in Wort und Bild vorgeführten Tänze wurden schon an verschiedenen, z. T. nicht leicht zugänglichen Stellen publiziert. Im vorliegenden ersten Teil wurden drei Gruppen von Kärntner Volkstänzen zusammengestellt: Figurentänze, Gruppen- (Kreis-)Tänze und Brauchtumstänze.

Jeder Tanz wird nach Herkunft und Verbreitung kurz vorgestellt und klar und deutlich beschrieben. Koschier verwendet keine der versuchten Tanzschriften, sondern bedient sich der Fotografie zur Unterstützung des erklärenden Wortes. Er hält im Bild die wichtigsten Formen und Figuren fest. Bei einem Studium des Büchleins von Tanz 1—15 fortschreitend, dürften die Darstellungsmittel ausreichen, um darnach auch wirklich zu tanzen.

Anton Anderluh hat im dazugehörigen Notenheft die Tanzmusik im einfachen zweistimmigen Satz mit Akkordangabe in Buchstaben zusammengestellt. Einige Tanzliedstrophen und Vorspiele ergänzen den Notenteil.

Die gefällige äußere Aufmachung wird den Freunden, die das Buch gewinnen wird, sicher zusätzlich Freude bereiten.

Maria Kundgraber

Norbert Mantl, Oberinntaler Krippen. Geist und Schicksal einer untergegangenen Volkskultur (= Schlern-Schriften, Bd. 224) 132 Seiten, Abb. auf XII Tafeln. Innsbruck 1962, Universitätsverlag Wagner. S. 120.—

Der eifrige Heimatforscher von Nassereith hat sich schon mehrfach bemüht, Überlieferungen seiner Landschaft darzustellen, beispielsweise in dem Büchlein „Uraltes Dormitz. Ein Beitrag zur Heimatkunde des Gurgeltales“ (Nassereith 1948) und in der Sagensammlung „Der Gafleiner und andere Sagen aus dem Gurgeltal“ (Nassereith 1948). Auch die Krippenüberlieferung seiner Heimat hat er bereits einmal in kürzerer Form dargestellt, „Die Nassereither Krippe. Eine Studie“ (Nassereith 1948). Das vorliegende Buch ist gewissermaßen eine zweite Auflage jenes der Krippenforschung weithin entgangenen Büchleins von 1948. Mantl bemüht sich, die Krippen der Gegend in ihrer Eigenart zu zeigen, ihre geistige Verbundenheit an eine alte Traditionswelt aufzuweisen, kurz über das rein Beschreibende der sonstigen Krippenliteratur hinaus-

zukommen. Zusammen mit den Abbildungen läßt sich also ein gewisser Querschnitt durch die offenbar mehr oder minder nur in Resten erhaltenen Krippenkunstdenkmäler von Nassereith und Umgebung geben. Dabei legt Mantl fast weniger Wert auf die von Martin Falbesoner und seinen Zeitgenossen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschnitzten Figuren als auf die Lehmfiguren, für die zum Teil Model nachgewiesen werden. Die Zusammenhänge mit den schwäbischen Tonkrippen, auf welche Josef Ringler aufmerksam gemacht hat, werden dabei eher abgelehnt, wie denn Mantl überhaupt ein fanatischer Betoner der uralten Selbständigkeit der Volkskultur seiner Heimat ist. Selbst in Kleinigkeiten verbeißt er sich dabei in Beweisführungen, die den Außenstehenden nicht überzeugen können. So spricht er mehrfach von einem Model für eine derartige Lehmkrippenfigur, der mit 1627 datiert gewesen sein soll, und dessen Anzweiflung durch Rudolf Berliner ihn sehr erregt. Man sucht dementsprechend nach einer Abbildung des vielleicht wichtigen Stückes, findet aber keine, und entdeckt erst bei genauem Lesen allmählich, daß dieser angeblich einstmals im Besitz von P. Simon Reider befindliche Model jedenfalls nicht mehr vorhanden ist.

Solche Dinge machen stutzig, und wenn man nun andere Behauptungen, leidenschaftlich vorgetragene Zusammenhangstheorien usw. weiterhin kritisch prüft, so wird man am Ende überhaupt wenig Haltbares finden. Vielfach sind es Kreisschlüsse, in die sich Mantl immer wieder verstrickt: So, wenn er einerseits klarmachen will, daß dieser Teil Tirols überhaupt nie bairisch im stammheitlichen Sinn gewesen sei (S. 16), — dort habe sich nämlich eine „Urrasse“ erhalten — andererseits aber den Untergang der angenommenen frühchristlichen Gemeinde von Dormitz doch wieder den „noch heidnischen Bajuwaren des 6. Jahrhunderts“ zuschreibt. Nun sind die Baiern im 6. Jahrhundert doch wohl keine Heiden mehr gewesen, aber andererseits sind sie im 6. Jahrhundert auch wieder nicht auf den Fernpaß gekommen, das waren wohl Alemannen usw.

All das, dutzende Male wiederholt, hat aber mit der Krippengeschichte nichts zu tun, wenigstens für den normalen Krippenforscher. Aber Mantl braucht das, weil er eine Art von vorchristlich-frühchristlichem Krippenmysterium konstruieren will, mit einer Berg- und Höhlenverehrung, für die er in seiner Landschaft gewissermaßen Urbilder zu finden glaubt. Das ist nicht so verworren und unmöglich, wie man meinen möchte. Mantl hat vielleicht nie eine Zeile von Karl von Spieß gelesen, und zitiert jedenfalls niemals dessen Gedankengänge von den möglichen Zusammenhängen Weltberg—Krippenberg usw. Aber er kommt in manchen Dingen ganz in verwandte Erkenntnisse hinein, und weiß sich nun nur nicht methodisch zu helfen, vergleicht die Stufenaufbauten der Krippenberge kurzweg mit dem „Musenberg“ des Archelaus von Priene, usw., alles also kurzschlußartig, ungeschult, und doch nicht ohne Reiz, weil über das Herkömmliche hinausgehend.

Vom Standpunkt einer reinen „Krippengeschichte“ aus ist das also durchwegs falsch. Wenn man gewillt ist, bei den vielen Möglichkeiten der Krippengestaltung auch apokryphe, theatralische, mythische usw. mitanzunehmen, und das erweist sich ja immer als durchaus berechtigt, dann wird man Mantls Bemühen nicht ganz verdammen, nur die trotzige Eigenbrötelei bedauern, durch die all das so gut wie unlesbar gemacht erscheint.

Leopold Schmidt

Arthur Rüm ann, **Schlüssel zur unbekanntten Heimat**. Mit 64 Photographien von Erika Drave, 181 Seiten. München 1962. Süddeutscher Verlag. DM 19,80.

Dieser „Schlüssel zur unbekanntten Heimat“ sperrt, wie man aus dem Titel nicht unbedingt entnehmen kann, nur die Türen einiger Dorfkirchen rund um München. Der bekannte Kunsthistoriker hat hier den Versuch gemacht, die auch heute noch in stillen Dörfern in den Gebieten von Dachau und Fürstenfeldbruck, von Freising und von Erding stehenden Kirchen durch eine ihre künstlerischen Werte schlicht verkündende Beschreibung etwas allgemeiner bekanntzumachen. Er hat dabei leider weder Wirtschaftsgeschichte, noch Ortsnamenforschung noch etwa gar Volkskunde herangezogen, sondern im wesentlichen seine Impressionen mit dem Dehio verglichen, und dann entsprechende Urteile gefällt. Natürlich sind unter den paar Dutzend Kirchen einige von wallfahrtlicher Vergangenheit, und einige wenige ganz kurze Bemerkungen darüber fallen auch ab: Einsbach z. B. (S. 25 f.); Odelzhausen, wo sich das Gnadenbild der untergegangenen berühmten Wallfahrt Maria Stern in Taxa befindet (S. 27); St. Willibald bei Jesenwang (S. 29), wo es bis vor kurzem einen der seltenen Willibalds-Ritte gab; Maria Kappel südlich Mering (S. 36 f.); Inchenhofen (S. 39 f.); Beinberg (das ich bei Kriss nicht finde) (S. 40 f.); Unterschönbach mit seinem Kastulus-Altar (S. 59 f.); Maria Birnbaum (S. 63 f.); Altomünster mit der Verehrung des sel. Alto (S. 65); Tüntenhausen mit dem Kult des sel. Eberhard (S. 88); Feldkirchen mit der ehemaligen Anna-Wallfahrt (S. 93 f.); Rudlfing, eine Marienwallfahrt (S. 110 f.); Rast bei Freising, das wohl auch eine Wallfahrt war, mit einer Kirchenstiftungslegende Ludwigs des Bayern (S. 111); Neufahrn, die Kummerniswallfahrt (S. 111 ff.); Tünzhausen mit dem bemerkenswerten Leonhardfresko (S. 116 f.); Maria Thalheim (Maria im Hollerbusch) in Groß-Thalheim (S. 150 ff.); Heiligblut-Kirche in Erding (S. 162 f.); kleinere Hinweise auf Gnadenbilder usw. finden sich noch mehrfach.

Eine Anzahl von Bildern nimmt diese für uns wichtigen Motive auf: Die Prozessionsdarstellung in Sigmertshausen (3); Arma-Christi-Kreuz in Kaufering (7); Hochaltar von Maria-Kappel (10); Außenansicht von Maria Birnbaum (16); Votivtafeln in Beinberg (18); die Kastulus-Statue von Unterschönbach (19); Kummernis in Neufahrn (38); Marien-Gnadenbild in Weng (39); Hl. Wendelin in Langengeisling (53); von weiteren künstlerisch hochstehenden und auch kunstgeschichtlich wichtigen Plastiken nicht zu reden.

Für die bayerische religiöse Volkskunde also zweifellos ein Gewinn, auch wenn der Autor dieses Fach und seine Veröffentlichungen offenbar kaum kennt.

Leopold Schmidt

Siegfried von Vegesack. **Bayerischer Wald**. Ein Bildband, eingeleitet von: zusammengestellt unter Mitwirkung des Fremdenverkehrsverbandes Ostbayern. 96 Seiten mit über 100 Fotos. München, Süddeutscher Verlag (1962). DM 16,80.

Der „Wald“ verfügt seit langem über eine sehr stattliche Literatur, die nur leider, einschließlich der wichtigen Zeitschriften, kaum den Weg in eine weitere Öffentlichkeit gefunden hat. Jedes gute Buch über diese prachtvolle Landschaft mit ihrer alten und vielfach noch bewahrten Volkskultur ist daher begrüßenswert. Vor dem letzten Krieg erschien das vielleicht sprachlich und bildmäßig schönste Werk darüber: Johannes

und Käte Linke, Wälder und Wäldler. Ein Bilderbuch aus dem Bayern- und Böhmerwald. Leipzig 1936. Der Text macht einige kleine Konzessionen an die Politik von damals; bei einer Neuauflage wären diese Stellen ohne Verlust wegzulassen. Aber an sich, als dichte Darstellung voll Erlebnisgehalt, wäre eine Neuauflage sehr begrüßenswert. Sie würde jedenfalls mehr bieten als der sehr knappe Einleitungstext des vorliegenden Bildbandes, dessen Hauptgewicht durchaus auf den Bildern liegt. Diese von verschiedenen Photographen stammenden Bilder nun bieten nicht nur vorzügliche Landschaftsaufnahmen, sondern auch sachlich-volkskundlich recht bemerkenswerte Motive. Wir notieren kurz: 26: „Bötin“ mit ihren Tragkörben; 28: Kötztlinger Pfingstritt; 31: Further Drachenstich; 32: Gnadenbild von Neukirchen-Heiligenblut; 34 Arnbruck, Madonnen in der Pfarrkirche und in der Feldkapelle; 35: Hochzeitskalender an der Wohnungstür (Kreidezeichnungen); 38: Holzfäller; 42 a: An der Hansbank; 42 b: Holzschnitzer in Zwiesel; 48 a: Eisschießen; 48 b und c: Holzziehen im Winter; 50 b: Glasschleifer und -bläser; 51: Totenbretter im Zellertal; 52 a—c: Englmarisuchen; 52 d: Bogenberger Wallfahrt; 55: Löwenkampfortaltympanon von Windberg; 56: Niederbayerische Gäubodentracht; 60: Markt in Deggendorf; 61: Wasserzuleitung einer Sägemühle; 62 a: Der „Einsiedler“ von Helfkam; 64: Bauern bei Tisch; 65: Erntefuhr bei Bischofsmais; 66: Votivkapelle von St. Hermann; 67: Wallfahrtskirche von St. Hermann mit Einsiedeleikapelle und „Hirmon“; 68: Blockbauhaus (der große Bildtitel „Bewahrte Urväterzeit“ erscheint angesichts der einfach Wäsche waschenden Frau vor dem Haus wenig angemessen); 70: Kuhgespann; 73 a: Waldhäuser am Lusen, b: Beerensammler bei der Ablieferung; 75: Kapelle überm Rachelsee; 78: Hochzeitsmusik; 79: Typischer „Schmalzler“; 80: Brotbacken; 83: Altarbild von St. Corona bei Passau; 85: Maria Bründl bei Thurmansbang; 89: Langholzfuhrwerk; 90: Granitsteinhauer; 93: Mühlviertler Kreuz bei Wegscheid; 94: Totenbretter unterm Wegkreuz; 95: Hausweber in Wegscheid.

Man sieht, eine bunte Folge, aber motivlich gut gesehen. Die Bildertexte von Karl Heinz Eckert geben etwas mehr Stoff als die Einleitung, hätten aber auch fachlich überprüft werden sollen. Immerhin wollen wir die starke Berücksichtigung des Volkslebens dankbar registrieren; bei manchem ähnlichen Band ist in letzter Zeit hier viel zu wenig geboten worden.

Leopold Schmidt

Deutsche Agrargeschichte, herausgegeben von Günther Franz:

Bd. III: Friedrich Lütge, Geschichte der deutschen Agrarverfassung vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. 269 Seiten, mit 8 Bildtafeln, DM 37,80

Bd. V: Heinz Haushofer, Die deutsche Landwirtschaft im technischen Zeitalter. 290 Seiten mit 18 Abb. und 12 Bildtafeln. DM 39,80. Stuttgart 1963, Verlag Eugen Ulmer.

Wir haben vor kurzem auf den II. Band dieses auf 6 Bände geplanten Werkes hingewiesen, und dabei betont, daß wir zwar für eine genauere Beurteilung nicht zuständig sind, aber doch auf die wertvolle Neuerscheinung an sich aufmerksam machen möchten. Das gilt selbstverständlich in noch höherem Ausmaße für die beiden vorliegenden Bände. Es hat bisher eigentlich kein Werk über die deutsche „Agrarverfassung“ gegeben, und auch die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft im technischen Zeitalter, also im 19. und 20. Jahrhundert ist bisher in dieser Form noch nicht zusammenhängend dargestellt worden.

In beiden Fällen handelt es sich um hochstehende, genaue und dabei doch durchaus lesbare Darstellungen, aus denen man sich fallweise für die volkskundliche Problematik wird den entsprechenden fachlichen Rat holen können. Sehr viele agrargeschichtliche Fragen, von den Königshöfen, den Volks- und Rodungsfreien usw. angefangen bis zu den Auswirkungen der Bauernbefreiung von 1848 klingen ja auch bei uns immer wieder an. Mit einem gediegenen Handbuch wie dem vorliegenden zur Seite wird man sich bei der künftigen Beurteilung solcher Fragen entschieden leichter tun als bisher.

Leopold Schmidt

Alois Senti, **Sarganserland** (= Schweizer Heimatbücher, Bd. 110) 22 Seiten Text mit 1 Karte, 32 Tiefdruck- und 1 Farbtafel. Bern 1962 Verlag Paul Haupt, sFr. 5,—

Wenn man Österreich nach dem Westen zu mit der Bahn verläßt, fährt man durch das Sarganserland als erste schweizerische Landschaft. Das einstmals stark rätoromanische Hochgebirgsland mit den wenigen tiefeingeschnittenen Tälern und dem Walensee ist uns also ganz eng benachbart, und dennoch verhältnismäßig wenig bekannt. Die volkskundliche Literatur hat es aber schon längst sehr gut erschlossen, die Monographie von Werner Manz (Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes, = Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 12) bildet seit 1916 eine sehr brauchbare Grundlage. Aber auch jüngere Arbeiten von Benedikt Frei etwa oder von Robert Wildhaber sind geläufig. Der vorliegende schmale Bildband ist eine, dem Stil der Serie entsprechende, knappe Topographie und Geschichte des Grenzländchens, das nach jener Burg der Grafen von Werdenberg-Sargans heißt, die einstmals eine zeitlang auch österreichisch war. Zu den lesenswerten Abschnitten über die Geschichte von Pfäfers, Ragaz, Mels, Flums usw. gesellt sich ein schönes Kapitel „Im Spiegel des Brauchtums“, das nicht zuletzt die bezeichnenden Masken und Maskengestalten des Ländchens beschreibt. Der wie immer bei den „Schweizer Heimatbüchern“ vorzügliche Bildteil bringt neben schönen Landschafts- und Ortsansichten gute Bilder aus den bergbäuerlichen Volksleben. Bezeichnend ist das Bild von der freiwilligen Versteigerung eines bäuerlichen Hausrates (S. 44), von den „Butzi“ in Flums (S. 47), von der in Booten vor sich gehenden Fronleichnamsprozession auf dem Walensee (S. 54).

Leopold Schmidt

Georg Luck, **Hexen und Zauberei in der römischen Dichtung**. 77 Seiten. Zürich 1962, Artemis Verlag. sFr. 4,50.

In der bekannten Kleinbuchreihe „Lebendige Antike“ einmal ein Bändchen, das auch uns interessiert. Luck hat die Stellen der klassischen römischen Dichtung, die sich mit Zauberei beschäftigen, sorgfältig gesammelt, übersetzt und interpretiert. Was bei Vergil, Horaz, Propertius, Tibull und Ovid davon zu finden ist, das ist hier genau dargetan. Die grundlegende Haltung zur Magie bezieht Luck von Karl Beinh (1928), der übrigens auf S. 67, Anm. 5, unrichtig als „Bethe“ zitiert wird. Manche Einzelheiten, beispielsweise die Verwendung von Kreiseln und geschwungenen Schwirrhölzern, finden sich besonders instruktiv dargetan.

Die Sammlung greift also nicht über die frühe Kaiserzeit hinaus. Sonst wäre das Material wohl viel größer geworden, und es hätten die

zahlreichen wichtigen Arbeiten von Alfons A. Barb angeführt werden müssen, der sich gerade damit so lang und intensiv beschäftigt hat. Man erinnert sich seiner wichtigen Veröffentlichungen darüber: „Klassische Hexenkunst. Ein antikes Zauberbebet“ (= Jedermann-Hefte, Nr. 3), Wien 1934. — „Abraxas-Studien“ [Hommages a Waldemar Deonna (= Collection Latomus Vol. XXVIII)] Brüssel 1957, S. 67 ff. — „The Survival of Magic Arts“ (Paganism and Christianity in the Fourth Century. 1962. S. 100 ff.). Dort kann man sich auch über die weitverstreute archäologische Literatur zu dem Thema informieren.

Leopold Schmidt

Karl Horak, Deutsche Volkstänze aus dem Weichselraum
(= Deutsche Volkstänze, Heft 52/53) 32 Seiten mit Noten. Kassel 1962, Bärenreiter Verlag. DM 3,20

Der fleißige Volkstanzsammler Horak hat vor Jahrzehnten diese Aufzeichnungen durchgeführt. Sie sind damals, 1937, in vier Heften als „Volkstänze der Deutschen in Mittelpolen“ erschienen (= Ostdeutsche Heimathefte 1—4). 1939 gab Horak eine kleinere Sammlung „Tänze aus den deutschen Volksinseln im Osten“ heraus. Dann wurden diese kolonialistischen Siedlungen bekanntlich aufgelöst, es folgte der große Marsch zurück. Aber offenbar ergibt sich doch wieder ein Bedürfnis nach der Herausgabe dieser Aufzeichnungen, und Horak hat nun in diesem Heft 24 Tänze mit Beschreibung und Noten zugänglich gemacht. Es sind die wohlbekanntesten Formen des 19. Jahrhunderts, „Lott ist tot“ und der „Herr Schmidt“ ebenso wie „Mit den Füßchen trapp, trapp, trapp“, Galopp, Rheinländer usw. Horak merkt die Einflüsse niederdeutscher Formen auf das Tanzen der zum Teil schlesischen Siedler an. Die Bemerkungen zu den einzelnen Tänzen im Inhaltsverzeichnis sind leider viel zu kurz, um einem etwas allgemeiner Interessierten mehr bieten zu können, und außerdem sind sie wohl manchmal etwas mißverständlich. Es wäre vielleicht auch nicht unrichtig, in solchen Fällen darauf hinzuweisen, wo die verwandten Formen schon einmal veröffentlicht sind. So könnte man etwa zu (Nr. 12) „Dreh dich einmal um“ doch dazuschreiben, daß es sich um den „Schameritzel“ handelt, wie ihn Fritz Scharlach einstmals veröffentlichte (Schwäbische Volkstänze aus Galizien. Augsburg und Kassel 1926, Nr. 11). Stammeskundliche Bemerkungen wie die zu (Nr. 3) „Helf Gott, schön Dank“: „Dieser polternde Tanz ist für die fröhliche Art der Schlesier kennzeichnend. Entsprechende Tanzformen finden sich im Westen des deutschen Sprachgebietes, in der Pfalz“ geben Rätsel auf. Mit sinndeutenden Bemerkungen wie jener zu (Nr. 18) „Schlupfpolka“: „Das Torbilden und Durchschlüpfen geht auf alte Tanzformen, die den Sonnenlauf symbolisch darstellen sollen, zurück“, dürfte heute niemand mehr genützt sein. Gute Sammlungen wie die vorliegende werden durch solche unnötige Anhängsel doch eher geschädigt.

Leopold Schmidt

A. J. Bernet Kempers, Het kruidtuinhuisje. (= Het Nederlands Openluchtmuseum. Bijdragen en Mededelingen, Jaargang 25, 1962, no. 2, S. 42—64; 12 Abb.)

Kurz vor der offiziellen Fünfzigjahrfeier des Niederländischen Freilichtmuseums in Arnhem wurde dort ein neues Objekt an der Nordseite des Kräutergartens eröffnet. Seit 1951 bestand der Plan für dieses

Ausstellungshäuschen, dessen Bau 1960 in Angriff genommen wurde und seit 1961 mit einer Auswahl von Küchenkräutern, Heilpflanzen, einer Giftpflanze und Nahrungspflanzen ausgestattet wurde. Dieses sogenannte „Kräutergartenhäuschen“ ist keine Kopie eines bestehenden Originalgebäudes, sondern birgt außer dem Ausstellungsraum für die Pflanzen einen Trockenofen und einen Arbeitsraum zur Aufbereitung von Heilpflanzen, wie sie v. a. in Nordwijk benutzt wurden. Auch das Trocknen von Kräutern an der Luft wird gezeigt. Im Arbeitsraum bekommt man in erster Linie einen Eindruck vom Destillieren der Kräuter, das in früher Zeit in Gebäuden nahe an den Kräutergärten, später in Apotheken durchgeführt wurde.

Während in dem Trocken- und Destillierraum der Eindruck einer wirklichen Arbeitsstätte gegeben wird, ist der dritte Raum in der Art eines Schulmuseums eingerichtet. Der Besucher soll auch ohne Erklärung erfassen, worum es geht, die Exposition soll einfach didaktisch sein. Sie soll veranschaulichen, was über eine Zehnzahl von Kräutern und Gewächsen mitgeteilt werden kann. Im Ganzen stehen freilich an die dreihundertfünfzig Pflanzen und Sträucher in den Kräutergärten.

Im folgenden werden die zehn Gewächse, die im Ausstellungsraum des „Kräutergartenhäuschens“ gezeigt werden, genau beschrieben nach botanischer Zugehörigkeit und Verwandtschaft; die niederländischen und anderssprachigen sowie die volkstümlichen Pflanzennamen sind festgehalten; die Herkunft der Pflanze wird angegeben, ihr Aussehen geschildert. Die Angabe der enthaltenen pharmakologischen Stoffe und ihrer Wirkung leiten über zur Verwendung der Pflanzen als Heilkräuter, Küchenkräuter usw.; Vorstellungen des Volksglaubens beschließen jeweils die Darstellung der einzelnen Pflanzen, die da sind: Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger* L.), Buchweizen (*Fagopyrum esculentum* Moench), Dillkraut (*Anethum graveolens* L.), Estragon (*Artemisa dracunculus* L.), Eibisch (*Althaea officinalis* L.), Hopfen (*Humulus lupulus* L.), Kalmus (*Acorus calamus* L.), Koriander (*Coriandrum sativum* L.), Krapp (*Rubia tinctorum* L.) und weißer und schwarzer Senf (*Sinapis alba* L. und *Brassica nigra* Koch.) Beim Hopfen wird die Biererzeugung hervorgehoben; wiedergegebene Bildzeugnisse zur Hopfenernte auf einem Bild des Hendrik Meijer von 1772 seien in diesem Zusammenhang erwähnt. Unter den übrigen Abbildungen seien jene hervorgehoben, die uns zeigen, mit welchen Mitteln dieser meines Wissens neuartige Versuch, Volksbotanik museal schaubar zu machen, unternommen wurde.

Maria Kundegraber

Axel Steensberg, *Gamle Danske Bondegarde. Anden aendrede udgave ved D. Yde-Andersen.* 173 Seiten (Großformat) mit zahlreichen Abb. im Text und 4 Farbtafeln. Kopenhagen 1962, P. Haase & Sons Forlag.

Die erste Auflage des schönen und wichtigen Werkes über die alten dänischen Bauernhäuser ist 1943 erschienen. Die vorzüglich ausgestattete Neuauflage vermittelt vor allem durch die große Zahl der Abbildungen einen vollständigen Überblick über das Gebiet. Die Texte sind erfreulicherweise dänisch, englisch und deutsch gegeben. Einige Karten und Gerüstzeichnungen bieten auch fachlich den erwünschtesten Einblick.

Leopold Schmidt

L. Novelli und M. Massaccesi, *Ex voto del santuario delle Madonna del Monte di Cesena*. Presentazione del Prof. Mario Salmi. Im Selbstverlag der Benediktinerabtei Madonna del Monte 1961. 47 Seiten Text, 192 Tafeln.

Die Votivtafelforschung Italiens macht in den letzten Jahren ebenso erfreuliche wie staunenswerte Fortschritte. Bereits ein Jahr nach dem Erscheinen des Buches über die italienischen Votivtafeln von Ciarocchi und Mori, das zu besprechen wir im letzten Jahrgange dieser Zeitschrift Gelegenheit hatten, bringt die Abtei von Madonna del Monte in Gestalt eines umfassenden Prachtbandes den vollständigen Katalog ihres Votivtafelbestandes heraus, dem wir im deutschen Sprachgebiet nichts ähnliches an die Seite zu stellen haben, obwohl die Wallfahrtsforschung hier schon seit Jahrzehnten betrieben wird.

Dem eigentlichen Katalogteil ist eine Einleitung vorangestellt, die zunächst in Kürze die Geschichte der Wallfahrt selbst bringt, dann aber sofort auf das Hauptthema übergeht. Das Schicksal der Votivtafeln in den letzten Jahrhunderten wird geschildert, woraus wir entnehmen, daß trotz bedauerlicher Verluste ein überaus großer Reichtum von 690 Exemplaren erhalten blieb, der in den letzten Jahren eine so vorbildliche Aufstellung gefunden hat, daß eigentlich erst durch sie die Bearbeitung eines für jedermann benützbaren Kataloges ermöglicht wurde. Anschließend versuchen die Verfasser, eine Übersicht über den Gesamtbestand zu bieten, wobei sie die charakteristischen Unterschiede zwischen den einzelnen Jahrhunderten (die Votivtafeln umfassen einen Zeitraum von 400 Jahren, vom 15. bis zum 19. Jh.) hervorheben, aber auch auf den individuellen Stil einzelner Maler, besonders im 19. Jh., hinweisen. Auch der Reichtum der Motive wird gewürdigt, wobei die Verlöbnisse historisch bedeutsamer Persönlichkeiten besonders erwähnt werden. Bereits in dem 136 Seiten starken Katalogteil (S. 51—187) sind sieben ganzseitige Farbtafeln eingestreut, dem im Bildteil weitere elf folgen. Dieser besteht im übrigen aus vorzüglichen Reproduktionen in schwarz-weiß, wobei je nach den Erfordernissen eine, zwei oder drei auf einer Tafel vereinigt sind. Die weniger wichtigen Exemplare sind auf den letzten fünf Tafeln aus Kopierstreifen zusammengestellt, so daß tatsächlich alle 690 Tafeln, also der gesamte Bestand, abgebildet werden. Der Katalogteil erhält dadurch besonderen Wert, daß zu jedem einzelnen Stück die gesamte Literatur, wo eine solche vorhanden ist, angeführt wird. Auch die Widmungs-Inschriften sind, soweit als lesendlich, wiedergegeben und die fraglichen Stellen besonders gekennzeichnet.

Alles in allem bleibt nur zu sagen, daß das vorliegende Werk für alle zukünftigen monographischen Bearbeitungen von Votivtafel-Beständen das Vorbild abgeben sollte.

Rudolf Kriss

Gorazd Makarovič, *Poslikane panjske končnice*. (Bemalte Bienenstockbrettchen.) Ljubljana, Mladinska knjiga, 1962. 139 Seiten, zahlr. Abb., 1 Farbtafel.

1956 konnte Leopold Kretzenbacher in dieser Zeitschrift drei slowenische Aufsätze über die bemalten Bienenstockbrettchen ausführlich besprechen¹⁾ Nun liegt neuerdings eine Arbeit über das Thema vor, und zwar in einem kleinen hübsch ausgestatteten Bändchen, in dem das vielfältige Material mehrerer slowenischer Museen berücksichtigt

¹⁾ Österr. Zeitschrift für Volkskunde 59, N. S. 10, 1956, S. 176—179.

wird. In dem Verzeichnis der Sammlungen treten außer den Museen von Laibach (Ljubljana), Krainburg (Kranj), Bischoflack (Škofja Loka), Cilli (Celje), Marburg an der Drau (Maribor) und Tolmein (Tolmin) ein Imkerei-Museum in Radmannsdorf (Radovljica), die Sammlung Sadnikar in Stein (Kamnik) und die Sammlung Galop in Missdorf (Mežica) hervor. Von Sammlungen außerhalb Sloweniens wird neben dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien, dem Steirischen Volkskundemuseum in Graz und dem Schweizerischen Museum für Volkskunde in Basel jene Sammlung genannt, die schon vor Jahren von Laibacher Studenten der Volkskunde in Südkärnten zusammengetragen und in Sittendorf, Ger. Bez. Eberndorf, Pol. Bez. Völkermarkt gesammelt wurde. Es ist leider bis heute über diese Sammlung von keiner Seite berichtet worden und sie scheint in keinem Museums- und Sammlungsverzeichnis auf. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn diese Spezialsammlung einer begrenzten Landschaft der wissenschaftlichen Forschung und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würde.²⁾

Der Gegenstand des vorliegenden Buches stellt eine Besonderheit der volkstümlichen Bildkunst dar. Nach den bisher veröffentlichten Beständen und Vorarbeiten schließt sich G. Makarovič der Meinung an, daß diese bemalten Bienenstockbrettchen eine slowenische Eigenart seien. Das vorliegende Material scheint ihm auch recht zu geben, denn es sind außerhalb des slowenischen Raumes und seiner engeren Nachbarschaft bisher nur aus dem Lammertal in Salzburg (nicht südlich Innsbruck, wie Makarovič schreibt) bemalte Bienenstockbrettchen veröffentlicht worden. Von ihnen vermutet der Verfasser, daß es sich um eine Inspiration durch slowenische Brettchen handle, die im Zuge des Schwarmhandels eingeführt worden sein mögen. Der Schwarmhandel zog sehr weite Kreise, wie Melchior Sooder für die Schweiz bewiesen hat, wohin ebenfalls Bienenschwärme aus Krain eingeführt wurden³⁾. Andererseits aber lag in Gegenden mit Holzstöcken die Bemalung sozusagen in der Luft, wie die reichbemalten und auch geschnitzten Rauchfangstöcke und die Klotzbeuten bezeugen, ebenso wie die hier nur als Beispiel herangezogenen Walzen, die Ludwig Armbruster aus dem Gouvernement Tiflis im Kaukasus in seinem Buch „Der Bienenstand als volkerkundliches Denkmal“ abbildet⁴⁾. G. Makarovič betont ja selbst die Bedeutung der Farbe für die Bienen als Orientierungsmittel. Die Besonderheit der bemalten Bienenstockbretter in Krain und dem anschließenden Südkärnten liegt wohl mehr in der hohen Qualität der Malerei und in der Übernahme von Bilderbogenmotiven, die zusammen mit religiösen Themen zu einer so übergroßen Zahl von Bildthemen führen konnten. Die Übernahme zeigt sich auch deutlich in der Kontinuität von Vorlagen, die offensichtlich in den Malerwerkstätten durch Generationen verwendet wurden, wie die Gleichheit von Brettchen in einem Zeitabstand von Jahrzehnten beweist. So besitzt z. B. das Österreichische Museum für Volkskunde ein Gegenstück von 1867 zu dem im be-

²⁾ Schon 1954 besuchte Boris Orel diese Kärntner Sammlung. (Slovenski Etnograf X, 1957, S. 208.)

³⁾ Melchior Sooder, Bienen und Bienenhalten in der Schweiz. Basel, 1952. (= Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Band 34.) Hier S. 330.

⁴⁾ Ludwig Armbruster, Der Bienenstand als volkerkundliches Denkmal. Zugleich Beiträge zu einer historischen Bienenzucht-Betriebslehre. Neumünster in Holstein, 1926, S. 46.

sprochenen Büchlein auf Seite 55 abgebildeten (1891), das den Dulder Job auf dem Mist darstellt. Ein anderes Gegenstück von 1841 zu dem von Seite 70 (1888) (das Einfangen des Schwarms darstellend) befindet sich gleichfalls im ÖMVk. Andere Motive wiederholen sich in ähnlicher Weise vielfach, wie der Verfasser hervorhebt.

Von den Verbreitungsgebieten der bemalten Bienenstockbrettchen nennt Makarovič nur noch das Pustertal, aus dem im ÖMVk drei Brettchen aufbewahrt sind, zwei aus Welsberg in Südtirol, eines aus Kartitsch in Osttirol; dazu kommen drei Brettchen aus Villgraten, einem nördlichen Seitental des Pustertales in Osttirol. Es geht aber wohl nicht an, in solchem Zusammenhang zu sagen, daß die Brettchen außer im slowenischen Volksgebiet noch „nördlicher, wo heute schon Deutsche siedeln“ vorkommen (S. 8). Das erweckt den Eindruck, als seien z. B. im Pustertal, wo bekanntlich slawische Ortsnamen und Gegendnamen im Osttiroler Teil vorkommen, noch in jüngster Zeit Slowenen ansäßig gewesen. Es ist dagegen Einspruch zu erheben, wenn man bedenkt, daß der zeitliche Abstand zwischen slawischer Bevölkerung und den ältesten erhaltenen Bienenstockbrettchen, die aus dem 18. Jh. stammen, ein Jahrtausend beträgt, und daß bisher nicht nachzuweisen war, ob vor der farbenfrohen bäuerlichen Barockkultur überhaupt bemalte Bienenstockbrettchen üblich waren. Um solche Zusammenhänge glaubhaft zu machen, müßte die historische Erforschung der bäuerlichen Sachgüter bessere Fortschritte gemacht haben. Ob die Anregung zur figuralen Bemalung der Bienenstockbrettchen wirklich aus Krain bis ins Lammertal gedrungen ist, wird möglicherweise noch einmal festgestellt werden können, wenn genauere Arbeiten über das Thema vorliegen. Es fällt jedenfalls auf, daß die erhaltenen Stücke sowohl aus dem Lammertal, als auch aus Ost- und Südtirol thematisch mit Ausnahme religiöser Vorwürfe keinen Zusammenhang mit den krainischen Brettchen zeigen. Sie sind mit wenigen Ausnahmen in viel primitiverer Art gemalt. Die Brettchen aus Welsberg und Villgraten haben außerdem ein Türchen oder Guckfenster in der oberen Brettmitte angebracht das allerdings eine sekundäre Zugabe sein könnte. — Es seien hier die Themen der im ÖMVk gesammelten Bienenstockbrettchen, die krainischen ausgenommen, angeführt:

Welsberg (Pustertal, Südtirol), Bemalung der Türchen: Schlächter mit Rind; Auge. — Kartitsch, Osttirol: „Der Vesuv bei Neapel“. — Villgraten, Osttirol: Kirche und Haus, auf dem Deckbrettchen für das Fenster eine Rose; seitlich je ein Vogel, auf dem Deckbrettchen des Fensters das Schweifstuch der Veronika; seitlich je ein Blütenzweig, auf dem Deckbrettchen für das Fenster Jahreszahl 1906. — Gastein, Salzburg: Christus wird ans Kreuz genagelt. (Dieses Brett ist verhältnismäßig groß: $36 \times 22,5$ cm.) — Lammertal, Salzburg: Monogramm Mariens und Blütenzweige (1879); Blütenzweig mit Vogel (in der Art der Möbelmalerei); Jäger und Hirsch vor einer Reihe von Bäumen; Holzknechtshütte vor einer Reihe von Bäumen (beide alpin im Motiv, beide fast 40 cm breit); zwei einstöckige Häuser; mächtiges Bauernhaus, Baum und gemauerter Getreidekasten; Bauernhof (Salzburger Einhof) mit flachgeneigtem Dach mit Steinbeschwerung und Glockentürmchen; das Filzmooser Jesuskind; der hl. Ambrosius: ein Heuwagen mit Pferdebespannung und Fuhrmann; Jesus segnet Brot; zwei Häuser mit Glockentürmchen, in der Mitte „Gamsler auf Anstand“; die hl. Familie auf der Wanderschaft; Jäger auf Gamsenjagd. Es werden also keine bekannten weltlichen Motive von slowenischen Brettchen übernommen. In-

wieweit daher hier wirklich der Schwarmhandel eingewirkt hat, läßt sich bisher nicht mit Sicherheit ablesen. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß Spuren von einfacher Bienenstockbrett-Bemalung auch noch in der Gegenwart an verschiedenen Orten zu finden sind.

So berichtet Karl Haiding von christlichen Heilszeichen auf „Ladstöcken“ aus der Ramsau (Steiermark).⁵⁾ Melchior Sooder bildet verschiedene Stockformen mit geometrischen Zierformen ab⁶⁾, ähnlich wie ich sie vor wenigen Jahren z. B. in Niederösterreich (Polzberg, Gemeinde Gaming, Bez. Scheibbs) noch gesehen habe.

Zu den Themen der bemalten Bienenstockbrettchen, die bei G. Makarovič veröffentlicht sind, sind noch einige Richtigstellungen anzubringen, Seite 60: „Der Papst mit der Weinrebe“ ist natürlich St. Urban. Das auf Seite 63 abgebildete Brett stellt nicht Salomons Urteil, sondern den bethlemitischen Kindermord dar; der König ist eben doch nicht Salomon, sondern Herodes, wie die Kinderleichen auf dem Boden eindeutig zeigen. Die Darstellung auf Seite 66 ist nicht als Flucht nach Ägypten zu deuten, sondern als die heilige Familie auf der Wanderschaft (mit dem zwölfjährigen Jesus). Die „biblische“ Kleidung, die auf dem Brettchen von Seite 109 sehr klar zu sehen ist, läßt doch wohl eher die Deutung zu, daß hier nicht nur eine biblische Vorlage für eine unbiblische Szene verwendet wurde, sondern auch tatsächlich der Bau der Arche Noe dargestellt werden sollte.

Die Maler der Bienenstockbrettchen, die meist aus zehn Malerwerkstätten stammen, teilt Makarovič in drei Gruppen ein: 1. Die in gewerblichen Werkstätten ausgebildeten Maler, die auf der barocken Maltradition aufbauen konnten; 2. die Möbelmaler und diejenigen, die bei den Malern der ersten Gruppe gelernt hatten; 3. die ungelerten Maler. Die erste Gruppe war seit der Mitte des 18. Jahrhunderts tätig, die letzte vor allem im 19. Jahrhundert. Die 2. Gruppe verwendete auch Vorlagen, die kopiert wurden, und die serienmäßige Herstellung von gleichen Brettchen zur Folge hatten.

Der Text des Büchleins ist mit Zusammenfassungen in englischer, russischer, französischer und deutscher Sprache versehen, die die wichtigsten Punkte der bisherigen Forschungsergebnisse wiederholen.

Das Literaturverzeichnis umfaßt die slowenische Literatur und ältere deutsche Publikationen, vor allem solche, die sich auf Krain beziehen. Die Brettchen sind vorzüglich fotografiert, Details sind herausgehoben, die Wiedergabe im Druck ist verhältnismäßig gut, wenn sie auch noch nicht an unsere Ansprüche heranreicht. Die Farbtafel hingegen, die auch den Schutzumschlag des Bändchens ziert, scheint vorzüglich gelungen.

Zusammenfassend kann also betont werden, daß die Veröffentlichung einen erfreulichen Eindruck macht, daß sie, zusammen mit den früheren Arbeiten über die krainischen Bienenstockbrettchen einen vortrefflichen Überblick über diese liebenswerten Werke der Volkskunst geben kann und auch zu einer weiteren Beschäftigung mit dem Gegenstand — wir hoffen auch in Österreich — führen könnte!

Maria Kundegaber

⁵⁾ Karl Haiding, Die alten Bienenwohnungen im Bezirk Liezen. (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 50, 1959, S. 171 bis 198.) Hier S. 187.

⁶⁾ Melchior Sooder, a. a. O., S. 44, Tafel 4 und Tafel 13.

Marianne Klaar, **Christos und das verschenkte Brot**. Neugriechische Volkslegenden und Legendenmärchen. Ins Deutsche übertragen, zu einem Teil gesammelt und herausgegeben (= Das Gesicht der Völker, o. Nr.) Kassel 1963, Erich Röth-Verlag. 240 Seiten. DM 9,80.

Wir haben schon öfter die Gelegenheit wahrgenommen, auf die Bände dieser Reihe hinzuweisen, die seit einigen Jahren eine Art von Parallelerscheinung zu den „Märchen der Weltliteratur“ des Diederichs-Verlages darstellt. Während manche frühere Bände der neuen Serie mehr Auswahl- oder Übersetzungsbände darstellten, liegt mit dieser Legendensammlung ein sehr wertvolles, originelles Werk vor, das mehrfache Beachtung verdient. Die Sammlerin und Übersetzerin war viele Jahre in Griechenland tätig und hat beträchtliche Teile der Sammlung selbst aufgezeichnet oder durch griechische Freunde aufzeichnen lassen. Sie hat sogar bei den griechischen Wanderarbeitern der Gegenwart in Westdeutschland Aufzeichnungen gemacht, wobei sie übrigens zugibt, daß nicht alles, was man ihr erzählte, echt war.

Die Unterschiede gegenüber Sammlungen, die vor dem ersten Weltkrieg angelegt wurden, treten einigermaßen deutlich hervor. Er mag immerhin ein Zehntel der Erzählungen nicht Volksgut im eigentlichen Sinn sein, sondern Nacherzählung von Erlebnisberichten, Pseudovisionen von Frauen und ähnliches. Alle Erzählungen sind, früheren Proben gegenüber, kürzer geworden. Aber es hat sich doch ein beachtlicher Kern erhalten, der Geschichten apokrypher Literatur, Predigtexempel und Wallfahrtsaitiologien neben weiter verbreiteten Legendenmärchen enthält. Frühere Sammlungen haben die Legende neben dem Märchen vernachlässigt. Aber man kann immerhin „Die drei Brüder“ hier (S. 46 ff.) mit „Christus und die drei Brüder“ bei Kretschmer (Neugriechische Märchen, Jena 1919, S. 219 ff., Nr. 51) vergleichen. In der Legende „vom Heiligen Antonius“ als Metzgermeister“ (S. 148) sind Motive des Märchens von der Rätselprinzessin enthalten. Der „Faustopis“ (S. 79 ff.) aber ist unser Rumpelstilzchen, mit Legendeneinleitung.

Diese vielfältigen Aufzeichnungen aus dem ganzen neugriechischen Gebiet, von den Inseln, von Kreta, von Vertriebenen, von Fremdarbeitern usw. sind also inhaltlich und formal wirklich aufschlußreich. Die Sammlerin hat sie auch ganz knapp kommentiert, die Typenangaben hat der Verleger Diether Röth noch beigefügt. Er hätte vielleicht auch nicht davor zurückschrecken sollen, die Erzählungen durchzunummerieren. Seit den Kinder- und Hausmärchen sind das alle Leser von Märchensammlungen gewohnt, und schließlich muß es jeder ernsthafte Benutzer dann selbst doch nachholen, wenn es einmal, wie hier, fehlt, und das sieht nicht hübscher aus als die gleich beigedruckte Nummer. Aber das ist wie gesagt so ziemlich der einzige Einwand, den man haben könnte: Denn die Sammlung gehört, als eine der ganz seltenen Legendensammlungen und als Volkserzählungssammlung überhaupt, zu den aufschlußreichsten, die zur Zeit vorliegen.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1960—1963

Volks Glaube — Volksmedizin

Alphons A. Barb, Zur Deutung der römischen Bronze-Dodekaeder (Vjesnik za arheologiju i historiju dalmatinsku, Bd. LVI—LIX/2, 1954 bis 1957, S. 101 ff.) 15.492

derselbe, The Survival of Magic Arts (Paganism and Christianity, in the Fourth Century, S. 100—125) 17.393

Iso Baumer, Rätoromanische Krankheitsnamen (= Romanica Helvetica, Bd. 72) 202 Seiten. Bern 1962. 16.917

Arno Beurmann, Der Aberglaube der Jäger. Von der beseelten Magie, von Mystik und Mythen und allerlei Zaubervahn der Jäger. 256 Seiten. Hamburg—Berlin 1961. 16.358

Giuseppe Bonomo, Caccia alle streghe. La credenza nelle streghe dal secolo XIII al XIX con particolare riferimento all'Italia. 548 Seiten. Palermo 1959. 15.339

Hans Commenda, Gesellschaft der Schatzgräber, Teufelsbeschwörer und Geisterbanner (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1960, S. 171 ff.) 15.930

Demir Ali, Volksheilkuren in der Türkei. Mit Bildwiedergaben aus alttürkischen Kräuterschriften. VIII und 50 Seiten. Leipzig 1939. 15.462

Karl Fiala, Ein volkstümliches Rezeptbuch aus Seekirchen (ÖZV XVI/65, 1962, S. 38) 16.604

Herbert Fischer, Heilgebärden (Antaios, Bd. II, 1960, S. 318 ff.) 15.947

derselbe, Leben und Tod in alter Mittelfingersymbolik (Sonn- tagsblatt der Basler Nachrichten, Nr. 43, 54. Jg., Beilage zu Nr. 462 vom 30. Oktober 1960) 15.959

derselbe, Das Wort im Nacken (Zeitschrift für Ganzheitsfor- schung, N. F. Bd. 5, Wien 1961, S. 125 ff.) 16.789

Friedrich Johann Fischer, Der Abdecker. Seine Bedeutung als Träger magischer Vorstellungen im Zeitalter des Barocks (ÖZV Band XVI/65, 1962, S. 71 ff.) 16.778

Hans Frühwald, Das Wasser kommt... Steirische Volksmeinun- gen zur Hochwasserkatastrophe von 1958 (Blätter für Heimatkunde, Bd. 34, Graz 1960, S. 71 ff.) 15.918

Karl Ganzinger, Arzneidrogen und Schaustücke aus der alten F. E. Hofapotheke in Salzburg (Salzburger Museum Carolino-Augu- steum, Jahresschrift Bd. 4, 1958, S. 77 ff.) 17.101

- Milovan Gavazzi, Totenraststeine (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 57, 1961, S. 37 ff.) 16.274
- Werner Geiger, Totenbrauch im Odenwald. Lindenfels i. Od. 1960. 116 Seiten, XII Bildtafeln. 16.127
- Elfriede Grabner, Volkstümliche Fiebertvorstellungen. Ein Beitrag zur steirischen Volksmedizin (ÖZV XV/64, 1961, S. 81 ff.) 16.230
- dieselbe, Naturärzte und Kurfuscher in der Steiermark (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Bd. 52, Graz 1961, S. 84 ff.) 16.247
- dieselbe, Ein steirischer „Karl-Segen“. Zur Geschichte eines seltenen Schutzbriefes (Blätter für Heimatkunde, Bd. 35, 1961, S. 117 ff.) 16.432
- dieselbe, Die drei schwebenden Blutstropfen im Kopfe des Menschen. Von Ursache und Entstehung der Apoplexie in der Volksmedizin (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1961, S. 72 ff.) 16.706
- dieselbe, Das „Abbeten“. Magische Heilmethoden und Beschwörungsgebete in der Steiermark (Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark, Bd. 53, 1962, S. 359 ff.) 16.799
- dieselbe, Der „Wurm“ als Krankheitsvorstellung. Süddeutsche und südosteuropäische Beiträge zur allgemeinen Volksmedizin (Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 81, 1962, S. 224 ff.) 16.806
- Roland Gradwohl, Die Farben im Alten Testament. Eine terminologische Studie (= Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentalische Wissenschaft, Bd. 83) Berlin 1963, XIII und 116 Seiten. 17.052
- Bela Gunda, Gypsy Medical Folklore in Hungary (Journal of American Folklore, 1962, S. 131 ff.) 16.790
- Mathilde Hain, Sankt Gertrud, die Schatzmeisterin (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 57, Stuttgart 1961, S. 75 ff.) 16.161
- Johann Hambroer, Armenischer Dämonenglaube in religionswissenschaftlicher Sicht (Handes Amsorya, Zeitschrift für armenische Philologie, 1961, Nr. 10—12, Sp. 881 ff.) 16.887
- Irmgard Hampp, Beschwörung, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde. (= Veröffentlichungen des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stuttgart. Reihe C: Volkskunde, Bd. 1) 284 Seiten. Stuttgart 1961. 16.392
- Karl Hentze, Das Haus als Weltort der Seele. Ein Beitrag zur Seelensymbolik in China, Großasien, Altamerika. 179 Seiten, XVI Tafeln, 93 Abb. Stuttgart 1961. 16.580
- Rudolf Kriss, Volksglaube im Bereich des Islam, aufgezeigt am Thema der Heiligenverehrung (Volkskunde-Kongreß Nürnberg 1958. Vorträge und Berichte. 1959. S. 40 ff.) 15.428
- Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Volksglaube im Bereich des Islam. 2 Bände: XXIV und 359, XXVII und 245 Seiten. 182 und 143 Abb. auf Tafeln. Wiesbaden 1960/1962. 15.789
- Maria Leach, God had a Dog. Folklore of the Dog. XIV und 544 Seiten. New Brunswick u. New Jersey 1961. 16.376

Ernst und Johanna Lehner, Folklore and Symbolisme of flowers, plants and trees. 128 Seiten mit zahlr. Abb. New York 1960. 16.733

Georg Luck, Hexen und Zauberei in der römischen Dichtung. 79 Seiten. Zürich 1962. 17.399

Rudolf Albert Maier, Naturalien in schmuck-, amulett- und idollhafter Verwendung (Vortrag, gehalten am 14. März 1961 anlässlich eines Stipendiatentreffens der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Tutzing, Oberbayern) 7 Seiten. 16.141

Rudolf Albert Maier, Roter Steinschmuck des nordwestalpinen Äneolithikums (Germania, Bd. 39, 1961, S. 8 ff.) 16.210

derselbe, Neolithische Tierknochen-Idole und Tierknochen-Anhänger Europas (#2, Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1961, Berlin 1962, S. 171—305) 16.823

Heinrich Marzell, Die Gemse in den alten Tierbüchern und die „Damographia“ oder Gamsen-Beschreibung (1693) des Adam von Lebenswaldt (Jahrbuch 1961, 26. Band des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen und -Tiere. München, S. 110 ff.) 16.784

F. C. Mickl-Unger, Das altbekannte Wiener Schusterbuben-Traubuch mit den richtigen Lottozahlen. 4. Aufl. (= Perlen-Reihe Bd. 680) 166 S., 375 Abb. Wien 1958. 16.496

Elfriede Moser-Rath, Geistliche Bauernregeln. Ein Beitrag zum Volksglauben der Barockzeit (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 55, Stuttgart 1959, S. 201 ff.) 15.320

Johannes Pätzold, Rituelles Pflügen beim vorgeschichtlichen Totenkult — ein alter indogermanischer Bestattungsbrauch? (Prähistorische Zeitschrift Bd. XXXVIII, 1960, S. 189 ff.) 16.011

Will-Erich Peuckert, Astrologie. Geschichte der Geheimwissenschaften. Bd. I. 279 Seiten. Stuttgart 1960. 15.858

Alwyn Rees und Brinley Rees, Celtic Heritage. Ancient Tradition in Ireland and Wales. 427 Seiten. London 1961. 16.556

Lothar Rudolph, Stufen des Symbolverstehens auf Grund einer volkskundlichen Untersuchung in Berlin über drei Symbolformen (Christophorus, Hahn, Johanniterkreuz) (= Kirchengeschichtliche Studien, H. 1) 80 Seiten, Berlin 1959. 15.753

Rudolf Schenda, Die deutschen Prodigiensammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts (Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. IV, 1962, Sp. 638 ff.) 16.705

Leopold Schmidt, Hexenabwehr am Georgitag im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter Bd. 22, 1960, S. 127 ff.) 15.770

derselbe, Lebendiges Licht im Volksbrauch und Volksglauben Mitteleuropas (Studium Generale, Bd. XIII, Berlin 1960, S. 606 ff.) 15.823

derselbe, Kuckucksglaube im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 23, 1961, S. 19 ff.) 16.073

derselbe, Rot und Blau. Zur Symbolik eines Farbenpaares (Antaios, Bd. IV, 1962, S. 168 ff.) 16.824

Georg Schreiber, Die Wochentage im Erlebnis der Ostkirche und des christlichen Abendlandes (= Wissenschaftliche Abhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 11) 183 Seiten. Köln-Opladen 1959. 15.385

Joachim Schwebel, Volksglaube und Volksbrauch im hannoverschen Wendland (= Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 19) IX und 272 Seiten. Köln-Graz 1960. 16.133

György Tabori, Abergläubische Gebräuche mit Pimpernüssen bei den Slowaken im Komitat von Békés (in slowakischer Sprache) (Slovensky Narodopis, Bd. X, Preßburg 1962, S. 476 f.) 16.899

Margarethe Wedemeyer, Blumennamen als Kunder alter Welt- und Lebensanschauung. Ein Beitrag zur Deutung volkskundlicher Pflanzennamen am Beispiel des Marienblümchens (= 6. Ergänzungsheft der Zeitschrift „Forschungsfragen unserer Zeit“) 35 Seiten. Zeven 1961. 16.552

Lily Weiser-Aall, Über die Glückshaube in der norwegischen Überlieferung. Quellen und Probleme (Saga och Sed, 1960, S. 29 ff.) 16.039

dieselbe, Om haren i norsk overlevering. Kelder og problemer (Über den Hasen in der norwegischen Überlieferung. Quellen und Probleme) (Folkelivs gransking 10.) 1962. 58 Seiten. 17.016

Robert Wildhaber, Zum Symbolgehalt und zur Ikonographie des Eies (Deutsches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. VI, Berlin 1960, S. 77 ff.) 15.985

Otto Zekert und Kurt Ganzinger, Beiträge zur Geschichte der Pharmazie in Österreich. Hg. (= Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, N. F. Bd. 18) 125 Seiten. Wien 1961. 17.099

Anton Bruckner und die Lichterkrebse

Ein konfessionspolemischer Humanistenschwank in einer
österreichischen Musiker-Anekdote

Von Leopold Kretzenbacher

„Geschichten um Anton Bruckner“ nennt Hans Comenda seine liebenswürdige Sammlung von Anekdoten, Lebensbildern und Erinnerungsskizzen der Zeitgenossen des größten Musikers, den das Land Oberösterreich hervorgebracht hat. Neben vielen Einzelheiten die von der „Lebensfremdheit“ Anton Bruckners (1824—1896), von seinen Absonderlichkeiten im Umgang mit mancherlei Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, insbesondere der Konzertwelt oder der Schar seiner gegen ihn voreingenommenen Kritiker handeln, sind es zumal kleine Skizzen, oft auf eine einzige Aussage des Meisters selber oder seines Gesprächspartners beschränkt, die mosaikartig zusammengesetzt das Bild des großen Tondichters, wie wir es nunmehr nach überlanger Wartezeit auf die Anerkennung seines Genius doch aus mancherlei Biographien kennen, bestätigen. Darunter befindet sich aber auch manch Unerwartetes, ja fremdartig Wirkendes, das gleichwohl näheren Hinsehens wert erscheint. So z. B. jene Anekdote aus der Lehr- und Leidenszeit des jungen Schulgehilfen A. Bruckner in Windhaag bei Perg im unteren Mühlviertel.

Hier nun diese Geschichte „Es geistert:“ „Eines späten Abends saßen der Herr Pfarrer, der Herr Schulmeister, der Bader und der Kramer beim ‚Oberen Wirt‘ zu Windhaag an der Malsch am gewohnten Stammtisch einträchtig zusammen. Da stürzt plötzlich der Pfarrerknecht mit dem Schreckensruf in die Wirtsstube: ‚Im Freidhof (Friedhof) geht’s um!‘ Die Honorationen eilen auf den nahen Schauplatz des unheimlichen Geschehens, und siehe da: zwischen den Gräbern bewegen sich züngelnd gespenstische Flämmchen hin und her! Rasch hat sich die Schreckenskunde von dem unheimlichen Fluch im Ort herumgesprochen, die Menge der zaudernden Zuschauer wird immer größer. Endlich wagt ein Beherzter den Gang in den Friedhof und... das Rätsel ist gelöst. Der Herr Schulgehilfe Bruckner hatte einem Dutzend Krebse Wachsstockkerzchen auf den Rücken

geklebt, die Dochte entflammt und die Tiere zwischen den Gräbern freigelassen. Von weiteren Folgen dieses losen Streiches ist nichts überliefert. Wir dürfen aber kaum fehlgehen, wenn wir in dieser gelungenen Rache Bruckners an seiner unverständigen Windhaager Umgebung den Tropfen sehen, der den Leidensbecher zum Übergehen brachte: Bruckner wurde ‚strafweise‘ von Windhaag nach Kronstorf an der Enns versetzt und erhielt einen viel besseren und angenehmeren Posten“¹⁾.

Das ist nun ein recht seltsames Motiv. Es fällt offenkundig aus dem Rahmen der übrigen Bruckner-Erinnerungen. Vor allem paßt es keineswegs zum sonstigen Charakterbilde des so überaus frommen Menschen Bruckner, dem jeglicher an Religionsfrevler grenzender Spott gegen irgendeine Form des Armenseelenglaubens ganz gewiß ferne lag. Aber auch die Beurteilung des als wirklich geschehen angenommenen Vorkommnisses im Sinne von „Rache“, „loser Streich“ paßt keineswegs zum geläufigen Bruckner-Bilde; auch nicht zu einem notwendig von aller Überbetonung von Frömmerei und Süßlichkeit gereinigten, wie es der Erkenntnis der wahren Bedeutung dieses Gewaltigen im Reiche der Musik ohnedies lang genug hinderlich im Weg gestanden war.

Man kann nun hin und her überlegen: die von Commenda aufgenommene Geschichte von Bruckner und den Lichterkrebsen bleibt auf alle Fälle ein Torso. Man verlangt doch unwillkürlich zu wissen: Was ist des weiteren geschehen? Wie hat sich Bruckner für dieses unverständliche Tun verantwortet? Und wenn schon, warum hat er gerade eine solche „Rache“ gewählt, die doch offenkundig den Friedhof schändet, indes aus dem gleichen Geschichtszyklus sich doch noch anderwärts die tiefe Ehrfurcht Bruckners vor den Toten ausspricht; dort wo er bei der Nachbestattung den Schädel Schuberts und den Beethovens tief bewegt in seinen Händen hält?²⁾

Auch Commenda's Quelle, der er völlig sinnetreu und ohne jegliche Wesensveränderung im Motivbestande folgt, die 1922 erschienene Bruckner-Biographie von August Goellerich³⁾ löst dieses Rätsel nicht. Unsere Geschichte, die anscheinend auch diesem von Bruckner selber sozusagen noch autorisierten Biogra-

¹⁾ H. Commenda, Geschichten um Anton Bruckner. Gesammelt und frei den Quellen nacherzählt. Linz a. d. Donau o. J. (1946), S. 17. Der Verfasser arbeitet gegenwärtig an einer erneuerten und vermehrten Ausgabe dieser Sammlung.

²⁾ Ebenda S. 132.

³⁾ A. Goellerich, Anton Bruckner. Ein Lebens- und Schaffensbild. (Deutsche Musikbücherei, Band 36), Regensburg, Band I, S. 922.

phen ziemliches Unbehagen bereitet hatte, wird einfach durch psychologische Bewertung als geschehen und nicht wegzudisputieren eingeordnet: „War hier jugendlicher Übermut am Werke gewesen, so fand sich der Urwüchsige auch durch ahnungsloses Unbedachtsein oft in Übertretungen der Wohlanständigkeit verstrickt, die seine unerzogene Einfalt nicht zu beurteilen vermochte“⁴⁾. Eine Quelle gibt Goellerich nicht an. Auch Commenda ging im Rahmen seiner Geschichtensammlung nicht näher auf eine solche Frage ein⁵⁾.

Die seltsame Geschichte von den Lichterkrebsen, die als frevelhaftes Spiel an die Grundvorstellungen christlichen Jenseitsdenkens und Armenseelenglaubens rührt, hat indes mit Anton Bruckner tatsächlich nicht das Geringste zu tun. Wir kennen sie bereits aus der Zeit des deutschen Humanismus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und seither in zahlreichen, vorwiegend in konfessionell-polemischen Schriften Mitteleuropas verbreiteten Fassungen. Ihre Erzählfunktion ist von Anfang an die einer sehr scharfen Spitze gegen die Auswüchse eines kirchlich-volkstümlichen Armenseelenglaubens und dessen betrügerische Ausnützung durch eigensüchtige Außenseiter des Klerus im Bereich der katholischen Kirche, gesehen aus der Schau der Reformbewegungen jener Umbruchszeit. Erst wesentlich später ist daraus ein besonderes Schwankmotiv geworden, das sich in das altüberlieferte Konzept der Betrugsgeschichten und Listen des „Meisterdiebes“⁶⁾ als besonderes Abenteuer einfügte.

Zunächst aber begegnet das Motiv der Krebse mit den Wachlichtern auf dem nächtlichen Friedhof in einem Brief des Erasmus von Rotterdam (1467—1536) vom 1. September 1528 aus Basel an sein geistliches Oberhaupt, den Bischof Johannes. Hier heißt es:

„... parochus quidam sub diem Parasceues clàm immisit in coemiterium uiuos caneros, affixis ad latus cereolis ardentibus. Qui quum reperent inter sepulchra, uisum est noctu terribile spectaculum, nec quisquam ausus est accedere propius. Hinc

⁴⁾ Ebenda S. 197.

⁵⁾ Freundlicher Weise übersandte mir der immer hilfsbereite Linzer Gelehrte Hofrat H. Commenda eine Abschrift der Stelle bei Goellerich und fügte (Brief vom 25. August 1962) hinzu: „Ich sehe vom Standpunkt der Volkskunde aus darin die Bestätigung, daß die Windhaager an Lebenslichter, Irrlichter usw. glaubten. Wie in jedem Genie steckte auch in Bruckner ein tüchtiger Schuß Absonderlichkeit. Ich habe das weiter nicht berührt“.

⁶⁾ Aarne-Thompson, The Types of the Folk-Tale, Typ 1525 A—F (= FFC 74, Helsinki 1928, S. 179 f.).

rumor atrox. Consternatis omnibus, parochus è suggestu docet populum, has esse defunctorum animas, quae missis et eleemosynis flagitent à cruciatu liberari. Fucus ita proditus est, reperti sunt tandem unus et alter cancer inter rudera, facem extinctam gestantes, quos parochus non collegerat“ 7).

Diese Geschichte vom sakrilegischen Betrug am Volk in seinem Armenseelenglauben der Fürsorgemöglichkeit für die Hinübergegangenen durch Messen und Opfer ist bei Erasmus nur aus der Gesamttendenz des sehr scharf formulierten Selbstverteidigungsbriefes verständlich. Der alternde Humanist Erasmus verwahrt sich hier gegen Ende seines Lebens dagegen, daß er in seinen als Schullesestoff verwendeten „Colloquia“ (1518; abgesehen 1533) etwas gebracht hätte, was für die Jugend und Tugend abträglich sein könne. Hier schon kommt Erasmus auf die Wallfahrten zu sprechen, deren Sinnverflachung bis zum niedrigsten Aberglauben er ausdrücklich verurteilt: „De peregrinationibus obsecro quid doceo, nisi ut in his superstitionem fugiant homines, qua mundus undique plenus erat usque ad insaniam, maiore lucro aedituorum quàm pietatis?“ 8) Deswegen gerade nimmt Erasmus für sich das Recht in Anspruch, die negativen Beispiele um der positiven Lehre willen ausführlich zu bringen, insbesondere was die Frage des Sakramentenmißbrauches, z. B. jenes der Beichte betrifft. („Jam cum totus mundus plenus sit fabularum de flagitijs ac sceleribus quae sub umbra confessionis admittuntur, indignantur mihi quod moderatissime quaedam attigerim: nec reputant quàm multa pudore Christiano siluerim eius generis, ut uel sola commemoratio posset lectoris animum inficere.“) Die Darstellung solcher Abwegigkeiten in der Sakramentspendung (confessio) mit dem Hintergedanken, sich durch die in der Ohrenbeichte erhaltenen Kenntnisse von

7) Des. Erasmi Rot. operum tertius tomus epistolas complectens universas quotquot ipse autor unquam evulgavit, aut evulgatas voluit, quibus praeter novas aliquot additae sunt et praefationes, quas in diversos omnis generis scriptores non paucas idem conscripsit. Basel 1540. — Unser Brief S. 853 ff. = Epistolarum liber XXII. „Erasmus Roterodamus Joanni Episcopo s. d.“, gezeichnet Basel, „Cal. Sept. 1528“.

J. Bolte — G. Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, III, Leipzig 1919, S. 389 bringen die Stelle aus einer von mir nicht feststellbaren Ausgabe des Epistolarum opus von 1538, allerdings mit gleicher Seitenangabe wie in der von mir benutzten Ausgabe Basel 1540. Vielleicht handelt es sich bei BP um einen Druckfehler der Jahreszahl. — In deutscher Sprache erscheint die Erasmus-Briefstelle (nach BP III, S. 389) bei Ludwig Lavater, Von Gespänsten, 1578, Bl. 34 b („uff den heiligen Pfingsttag“).

8) A. a. O. S. 853; hier auch die nachfolgenden Zitate.

Lebensumständen des Beichtenden persönlich zu bereichern, sei einfach nötig. Diejenigen Kleriker, die es angehe, ebenfalls „*complures monachi*“, sollten sich durch die in seinen Schriften angeführten, aber nunmehr beanstandeten Beispiele solcherart selbst gleichsam im Spiegel sehen und dadurch gewarnt sein.

„... *ad uerum cultum prouoco. Sed superstitiosus cultus istis erat utilior, et hinc uociferatio*“. Immer schärfer klingt der Unmut des Erasmus gegen den Vorwurf, daß er durch seine Art zu schreiben die kirchlichen Zeremonien in dieser ohnedies gefahrvollen Umbruchszeit (Reformation!) in Frage stelle beziehungsweise nunmehr auch selber von der alten Kirche abricke. Das weist er als Unterstellung sehr schroff von sich: „*Ecclesiasticas caeremonias, nec ibi nec usquam damno, sed quomodo illis utendum sit indico, et ad meliora prouoco*.“

Gleiches gelte nun auch für seine angeblich unberechtigte und zersetzend wirkende Stellungnahme gegen die Vielzahl der arbeitsfreien kirchlichen Festtage. Darin stünde er übrigens keineswegs allein; hier hätten die kirchlichen Traditionen offenkundig zu einem *abusus* geführt. Festtage seien Sündentage, keineswegs entschützt durch die sogenannten „Wunder“, mit denen solche Feste „begründet“ und in der pastoralen Seelenführung nicht immer aus lauterer Absicht verherrlichend und werbend in Erinnerung gebracht würden: „*Immodicam festarum multitudinem non ego plus improbo, praesertim quum hodie nullis diebus plus peccetur quam festis. Moderata festa ualde probo, sed ea uelim sacris rebus, quibus inuenta sunt, non uoluptatibus et sceleribus dari. Non pendet hodie religio Christianorum à miraculis, nec obscurum est quot opiniones inuecta sunt in orbem per homines ad suum quaestum callidos, confictorum miraculorum praesidio . . .*“.

Hier folgt nun sinngemäß das von uns aus Gründen der Motivgeschichte vorangestellte Beispiel eines wirklichen *abusus* pastoraler Funktion des Priesters zu eigenem, sehr diesseitigem Nutzen; eine Stelle, die also wirklich nur aus der Gesamtverteidigung des Erasmus im Zusammenhange mit seinem Kampfe gegen die Auswüchse der Sakramentsverwaltung wie der allgemeinen Seelenführung seiner religiös tieferregten Zeit in ihrer beabsichtigten Schwankwirkung zu erfassen ist.

Freilich unterläßt es Erasmus, dies wohl mit voller Absicht, genau Ort und Zeit des Vorkommnisses (Betrug mit den Lichterkreben) anzugeben. Eine bestimmte Person, immerhin einen *Confrater*, beim Bischof zu denunzieren ist nicht die Art eines Erasmus. Er schweigt sich auch darüber aus, wie er überhaupt davon

Kenntnis erhalten habe. So hält er das auch beim zweiten, unmittelbar anschließenden Beispiel für einen Mißbrauch geistlicher Gewalt, nämlich dem Versuch wiederum eines Pfarrers, durch einen Exorcismus eine reiche Verwandte sozusagen unter geistlichem Zwang prellen zu können. Das aber schlug für den Pfarrer, der dabei das Gespenst einer unerlösten Seele spielen hatte wollen und nächtlicherweile sehr bewegt als hilfebedürftige Arme Seele im Schlafzimmer jener Frau stöhnte, gründlich fehl. Die Geschichte endet, ganz im Stil der klerikerfeindlichen Renaissancechwänke der Zeit, mit einer Prügelsuppe für den betrogenen Betrüger, dargereicht von einem heimlich zu Hilfe gerufenen handfesten Geisterbanner⁹⁾. Wiederum also ein in sich geschlossener Betrügerschwank innerhalb des Erasmusbriefes als sehr bewußt gewähltes Beispiel „aus dem Alltagsleben“.

Nach diesen beiden exempla mißbrauchten Seelenglaubens des christlichen Volkes, des klerikalen Betrugtes auf dem Boden der kirchlich-offiziellen wie der volksgläubigen Anschauung einer Hilfemöglichkeit für die Abgeschiedenen stellt Erasmus ausdrücklich zur Abwehr jeglicher Verdächtigung seiner eigenen Grundeinstellung zu solchem Glauben fest, daß er selber unbedingt an die Möglichkeit einer solchen Hilfe für die Seelen im Fegefeuer glaube, aber den Mißbrauch dieser Gläubigkeit verabscheue: „Equidem ut semper pium existimaui, pro defunctis uel orare uel sacrificare, ita talibus terriculamentis haud sanè multum tribuerim, estiamsi fucus absit, qui uix umquam solet abesse.“ Vor allem ihm, dem Erasmus solle man im übrigen den Gebrauch solcher drastisch belehrender Beispiele nicht vorwerfen, noch dazu in einer Zeit, wo man derlei Sachen doch wesentlich häufiger aus den „Büchern und Predigten der Lutheraner“ entnehmen könne als aus seinen eigenen „Nachtarbeiten“ (lucubrationes). Überhaupt hätten ihn seine Gegner entweder gar nicht verstanden oder ihm Unwahres unterstellt. Das allein sei es, was man gegen

⁹⁾ S. 854: „Idem alius machinatus est. Conuiuebat illi neptis, mulier bene nummata. In huius cubiculum profunda nocte solet irrepere, lineo inuolucro umbram mentiens. Emittebat uoces ambiguas, sperans fore ut mulier accereset exorcistam, aut ipsa loqueretur. Uerum illa nimis masculino animo, clam rogauit cognatum quendam, ut unam noctem secum esset tectus in cubiculo. Ille uero fuste armatus pro exercismis, ac probe potus, quo minus expauesceret, occultitur in lecto. Adest spectrum solito more, nescio quid triste mugiens. Excitatur exorcista. Prosilit nondum sobrius, aggreditur. Ibi spectrum uoce gestuque detertere parat. At ebrius ille si tu es, inquit, diabolus, ego sum mater illius, et correptum imposto rem fuste dolat, occisurus, ni mutata uoce clamasset, parce, non sum anima, sed sum dominus Joannes. Ad uocem agnitam, mulier exilit è lecto, pugnamque dirimit“.

seine „Colloquia“ als Lehrbuch einzuwenden habe, wiewohl man andererseits keinerlei Anstoß nehme, den unreifen Schulbuben im Lateinunterricht z. B. die „Fazetien“ des Poggio Fiorentino¹⁰⁾ als Lektüre vorzusetzen. Immer mehr steigert sich der alte Erasmus in diesem Briefe vom 1. September 1528 in seinen Eifer und hängt noch den ganzen Universitätsgroll gegen Fakultät und Kollegen an den Verteidigungsbrief, dem unsere Armenseelen-Betrugsgeschichte eingeflochten ist.

Erasmus von Rotterdam, der zwar selber nicht den entscheidenden Schritt von der alten, universalen Romkirche weg zur neuen, reformierten Lehre getan hat wie M. Luther und mancher neben ihm, der gleichwohl zu den Vätern des Reformgedankens gehört und sich dessen auch wohl bewußt ist, gebraucht also die Geschichte von den Lichterkrebsen auf dem Friedhof erstmals in voller polemischer Absicht zur Geißelung eines Seelenglaubens-Mißbrauches. Damit ist allerdings nicht die allererste Nennung dieses Schwankes, sonder die erste bisher bekannt gewordene literarische Verwertung unseres Motives gegeben, die dann ihrerseits so deutliche Nachfolge wiederum in literarischer Verwendung aus polemischer Absicht finden sollte. Zwei Jahre vor der Briefstelle des Erasmus meldet ein Strafeintrag aus einem Dorfe im Landgericht Schwaben bei München einen ähnlichen Vorfall, der auch seinerseits nur im Zusammenhang mit der religiösen Erregung zur Zeit der Glaubensspaltung in Mitteleuropa verständlich ist. Hier heißt es 1526^{10a)}: „Sigmund Wirt von Parstorf hat gesagt, vor zeiten hab ain pfarrer krebssen kherzenlicht an die scheren gesteckt vnd bei der nacht auf dem freithoff geen lassen (.) als seyen all gläubig selen auffkhomben; gibt 2 pf. dl.“. Es ist also die genau gleiche Geschichte vom betrügerischen Pfarrer, die da als Verleumdung gerichtlich geahndet worden war. Jedenfalls muß der konfessionspolemische Schwank bereits volkläufig gewesen sein kurz ehe sich Erasmus von Rotterdam seiner in besonderem eigenen Anliegen der Selbstverteidigung

¹⁰⁾ Gemeint sind also die reichlich schlüpfrigen und unterhalt-samen „Facetien“ des Zeitgenossen unseres Erasmus, des langjährigen römischen Kuriensekretärs Gian-Francesco Poggio Bracciolini aus Florenz (1380–1459; Liber facetiarum 1470).

Vgl. dazu Ernst Wals er, Poggius Florentinus. Leben und Werke (= Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, Bd. 14) Leipzig-Berlin 1914.

^{10a)} H. Moser, Gedanken zur heutigen Volkskunde. (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1954, S. 229) nach einer handschriftlichen Archivalie im Staatsarchiv Landshut R 18 F 791 (LG Schwaben). — Der Hinweis bei W. E. Peuckert, Handwörterbuch der Sage, 3. Lieferung, Göttingen 1963, ist durch einen Druckfehler (1562 statt 1526) sinnenstellt.

bediente und ihn damit sozusagen „literaturfähig“ und also auch für die gebildete Oberschicht wirkkräftig auf lange Zeit machte.

Nicht etwa nur die Internationalität des Latein, sondern vor allem die hohe Wertschätzung der Briefe des Erasmus als Wissens- und Willensäußerungen eines als führend anerkannten Geistes, zu dem sich mehrere Generationen hochgebildeter Nachfolger im humanistischen Gedankengut als Literaten, Reformeure und Seelenführer bekannten, bringt es mit sich, daß unsere Geschichte von den Lichterkrebsen schon im Jahre 1575 in slowenischer Sprache und in gleicher polemischer Funktion wie im lateinischen Briefe des Erasmus von 1528 wiederbegegnet; dies noch ehe innerhalb des deutschen Kulturkreises des späteren Humanismus je eine Fassung deutsch 1578 und lateinisch 1586¹¹⁾ beim schon genannten L. Lavater greifbar werden.

Primus Truber (1508—1586), der wortgewaltige, leidgeprüfte und um seines evangelischen Glaubens willen aus seiner Heimat Krain flüchtende Reformator der Slowenen, der seinem Volke Gottes Wort und den „Katechismus in der windischen Sprach“, im slawischen Idiom der Südostalpenländer also, in mehr als fünfzig, größtenteils im protestantischen Württemberg entstandenen Drucken schenkte¹²⁾, nimmt unsere Geschichte 1575 in seinen „Katekizam z dvejma izlagama“ auf¹³⁾. Die Stelle ist hier nur sehr knapp gefaßt: „Ti eni pak farji inu mežnarji so tim živim rakom goreče voščene svičice perlepovali inu okuli tacih cerkov ponoči pustili laziti. Tu kedar so ti preprosti vidili, so verovali, de ti svetniki taku okuli te cerkve hodijo“; zu deutsch: „Einige Pfaffen und Küster aber klebten lebendigen Krebsen brennende Talgkerzlein an und ließen sie bei Nacht rund um solche Kirchen kriechen. Als die Einfältigen dies sahen, glaubten sie, die Heiligen wandelten um die Kirche herum“¹⁴⁾.

¹¹⁾ „Theatrum de veneficis“, S. 128 b, nach BP III, S. 389.

¹²⁾ Über P. Truber vgl. neuestens M. Rupel, „Primož Trubar, življenje in delo“. Ljubljana-Laibach 1962.

¹³⁾ „Katechismus sdvejma islagama. Ena pridiga od starosti te prave inu kriue Vere, kerstzhouane, Mashouane, zhestzhena tih Suetnikou, od Cerkounih inu domaznih Bozhyh slushbi, Js. S. Pisma, Starih Cronik inu Vuzhenikou vkupe sbrana. Ta mahina Agenda, otrozhie Molitue, skuzi Primosha Truberia... Catechismus mit des Herrn Brentij vn M. C. Vischers auflegung, ein Predig von Vrsprung deß rechten vnd falschen Glaubens vnnnd Gottesdiensts, die Hauß taffel, vnnnd die kleine Agenda. V Tibingi (Tübingen) M. D. LXXXV.“

Vgl. F. Kidrič, Die protestantische Kirchenordnung der Slowenen im XVI. Jahrhundert. Eine literarisch-kulturhistorisch-philologische Untersuchung. Heidelberg 1919, S. 12.

¹⁴⁾ M. Rupel, Slovenski protestantski pisci. Ljubljana-Laibach 1934, S. 123.

Truber wendet sich hier gegen den Überschwang des Wallfahrtsbrauchtums und zumal gegen das Hochkommen der slowenischen Sonderbewegung der „Stifter-“ oder „Springer“-Sekte (štiftari, skakači, „Stifter“, „Springer“, auch „Werfer“ genannt); eine Sekte, die gleichwohl innerhalb des katholischen Bereiches verblieben ist, nicht etwa zum neuen, evangelischen Bekenntnis gerechnet werden dürfte. Sie war im Zuge der katholisch-kirchlichen Maßnahmen gegen sie zu Anfang eher noch gefördert worden als daß man sie behindert hätte. Später allerdings wurde sie dann im Zuge der gesamten, von etwa 1600 an wirksam werdenden, innenpolitisch gesteuerten „Gegenreformation“ mehr oder minder gewaltsam ausgerottet¹⁵⁾.

Wir wissen nicht, woher Truber die Geschichte von den Lichterkrebsen übernommen hat. Er konnte sie aus Erasmus unmittelbar oder auf dem Umwege über eine andere lateinische, auch eine deutsche Version erhalten haben. Allenfalls mochte dies aus dem Munde der weitgewanderten protestantischen Predikanten deutscher oder slawischer Herkunft geschehen sein, die damals in Innerösterreich wirkten. Immerhin ist unverkennbar: nicht die Seelen der Abgeschiedenen sind es, die hier nach dem Glauben des Volkes umherirren. Vielmehr hätte das Volk „Heilige“ in diesen durch die pia fraus des Pfarrers oder des Mesners geschaffenen wandernden Lichtlein gesehen. Das Grundmotiv jedoch, der „Betrug des gläubigen Volkes mit den lichttragenden Krebsen“ ist dasselbe; desgleichen die Funktion der Geschichte als Polemik gegen den Klerus und dazu die Verbreitung des etwas makabren Schwankes in der Zeit des erbittertsten Kampfes unter den christlichen Konfessionen während des 16. Jahrhunderts. Ob nun aus P. Truber's „Katechismus“ vom Jahre 1575 oder aus anderen, nicht faßbaren, aber gleichem Zeitumgrunde zugehörigen Fassungen ist das Motiv schließlich in eine ganze Tradition von slowenischen Märchen gekommen. Dies insoferne, als es sich auch hier im slawischen Munde in den Motivkomplex der Betrügereien des „Meisterdiebes“ gefügt hat.

¹⁵⁾ Zu Wesen und Wirkung dieser vor allem untersteirischen Sekte vgl. F. Byloff, Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern. Berlin-Leipzig 1934, S. 15 f. und Register.

I. Grafenauer, Štiftari in štiftarska narodna pesem. (Slovenski jezik II, Ljubljana 1939, S. 15 ff.); Grafenauer weist nach, daß es vor Trubers Stellungnahme noch kein überspanntes Sektentum unter den „štiftari“ gegeben hat.

H. Mezler-Andelberg, Akatholische Kirchen und Kirchentitel aus der Passion Christi. Festschrift für Karl Eder, Innsbruck 1959, S. 417 ff. bes. S. 425 ff.

Der bedient sich nämlich nunmehr der Lichterkrebse, um einen Pfarrer und allenfalls auch seinen Mesner in deren abergläubischer Einfalt zu fangen und zu prellen. Slowenische Fassungen dieser Geschichte wurden noch bis 1950 aus dem lebendigen Volksmunde aufgenommen¹⁶). Die slowenische Forschung hat auch versucht, den Unterschied der eigenständigen slawischen Fassungen gegenüber der deutschen aus einer Verschiedenartigkeit des Armenseelenglaubens (Fehlen der volksgläubigen Hypostase „Lichterkrebs“ = „Arme Seele“ bei den Slowenen; Andersartigkeit des Schauplatzes der Krebsaussetzung in der Kirche oder auf dem Friedhofe usw.) zu erfassen¹⁷). Ein abschließendes Urteil steht hier noch aus.

Für den engeren Umkreis der deutschsprachigen Überlieferung unserer Geschichte von den Lichterkrebsen ist es wesentlich, daß also auch hier im 16. Jahrhundert schon mehrere Fassungen, die mit jener bei Erasmus zumindest parallel gehen, wenn sie nicht einfach von dort abgeleitet und übersetzt beziehungsweise bearbeitet sind, wirksam werden. Aus der gleichen Geisteshaltung, von der Erasmus von Rotterdam bei seinem polemischen exemplum von 1528 ausgegangen war, wurden noch im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts je eine deutschsprachige Fassung aus Mittel- und aus Norddeutschland niedergeschrieben. Für beide Fassungen, für die eine aus Thüringen 1591 und für eine aus Mecklenburg 1593, bleibt der Zusammenhang des Täuschungsversuches mit dem spätmittelalterlichen katholischen Armenseelenglauben und dem Friedhof als Schauplatz des Betrugers bestehen.

Der Protestant Zacharias Bachmann, der sich nach Humanistenart Rivander nannte (1553—1594) nahm 1591 unsere Geschichte in der nachfolgend angeführten Fassung in seine „Fest-Chronica“ auf: „Etliche der Mönchen und Pfaffen erdichteten dies Betriegerey. An Allerseelen-Abend oder umb dieselbe Zeit namen sie Krebs und ander Thier und Gewürm, so auff der Erden kriechen und lauffen, steckten und machten denselben kleine angezündete brennende Wachsliechtlein auff, satzten sie auff die

¹⁶) So z. B. von M. Matičetov in Pusto Javorje bei Rahva vas in Unterkrain (Dolensko). Ein Hinweis bei M. Matičetov Ljudskska proza, im Sammelwerk: Zgodovina slovenskega slovstva, herausgegeben von L. Legiša und A. Gspan, Band I, Ljubljana 1956, S. 119 ff., bes. S. 132.

¹⁷) B. Merhar, Prevara z raki v protestantski literaturi in v ljudski pravljici o spretnem tatu. (Der Betrug mit den Krebsen in der protestantischen Literatur und im Volksmärchen vom Meisterdieb), (Slovenski Etnograf XIII, Ljubljana 1960, S. 31 ff.).

Kirchhöfe und gaben für und beredeten sie, es weren die Seelen der Verstorbenen, die im Fegfeuer sessen oder also herumb walten und könten nicht zu Gnaden kommen. Ließen sich aber sonderlich zu dieser Zeit sehen, weil sie wusten und hoffeten, das an Allerseelentag Seelmessen gehalten und sie dadurch aus dem Fegfeuer erlöset und zu Gnaden bracht wurden. Derwegen ein jeder desto mehr verursacht und bewegt ward, seinen Verstorbenen eine Seelmeß halten zu lassen und die Seel zu Gnaden, Fried und Ruhe zu bringen“¹⁸⁾.

Dem entspricht in der Grundlage weitestgehend auch die mecklenburgische Fassung des Nikolaus Gryse aus Rostock (1543—um 1614) im niederdeutschen „Spiegel des Antichristlichen Pawestdoms“, Rostock 1593: „Vp aller Seelen dach syn by den Catholischen Romanisten de Seelmissen nicht gefraren, vor de Seelen im fegefür tho vorrichtende, dewyle desüluen sonderlyken en vele in de Büdel vnd in de Köken gebracht. Darumme ock an etlyken örden de Miszpapen grote bedregerye und böuerye erdichted vnd geüet hebben. Denn se hebben in aller Seelen Nacht leuendige Kreuete genamen, vnd densüluen brenende kleine Waszlichter, de men Spende¹⁹⁾ nömet, vp vnd angekleuet, vnd desüluen also den heimlyken vp de Kerckhöue edder in der Kercken vnde Capellen, dar etlyke vornehme Lüde ere Begreiffnisse gehat, hengesettet, vnd im düsteren vmmeher krupen laten, vnd ys ylich na des darsüluest begrauenen fründes Huse gelopen, edder einen hengesandt, se vnd andere vthgefordert, in der Seelen nacht tho sehende, wo dersüluen kort vorsturuenen fründe

¹⁸⁾ Wortlaut nach BP III, S. 388 f. Über Z. Rivander vgl. H. Holstein, ADB, 28. Band, 1889; desgleichen H. Holstein, Die Reformation im Spiegel der dramatischen Literatur. Halle/S. 1886, S. 29. Rivander hatte ein Drama „Lutherus redivivus“, 1593, geschrieben. — W. Kosch, Deutsches Literaturlexikon, III, Bremen 1956, S. 2267. — Der volle Titel Rivanders lautet: „Fest Chronica, darinnen viel auserlesene denkwürdige Historien oder Geschicht, die sich auf die Feier- und Sonntage zugetragen... Desgleichen mancherlei schöne Exempel, wie Gott den rechten Gebrauch solcher Heiligtage belohnet und den Mißbrauch gestraft. Durch Zach. Rivander, 1591“. (Mitteilungen des Geschichts- und Alterthumsvereins zu Leisnig, XIII, Leisnig 1908, S. 30). Für freundliche Bibliothekshilfe habe ich hier Herrn Dr. Fritz Harkort-Göttingen zu danken.

Auf eine spätere Fassung des Z. Rivander in der „Fest-Chronica“ Magdeburg 1602, F. 106 b verweist U. Jahn, Probe der Mundart in und um Crazig. (Baltische Studien, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, XXXVI, Stettin 1886, S. 55 ff., bes. S. 61.

¹⁹⁾ Zum Ausdruck vgl. H. Koren, Die Spende. Eine volkskundliche Studie über die Beziehung „Arme Seelen — arme Leute“. Graz-Wien-Köln 1954.

Seelen noch nicht im Hemmel weren, sondren im Fegefür, vnd darumme in disser nacht sich sehen leten, dat men en noch mehr Seelmissen naholden scholde, denn men sege vor Ogen, wo krefftich de Seelmissen weren, de men an aller Seelen dage helde.“²⁰⁾

Als weitere Fassungen, die bereits in die Zeit nach der Jahrhundertwende von 1600 fallen und offenkundig auch schon der primär antikatholischen Tendenz entraten, sich vielmehr allgemein gegen Aberglauben und Magie wenden, sei nur noch auf jene aus den berühmten „Disquisitiones magicae“ des Spaniers Martin Antonio Delrio (1551—1608; seit 1580 Jesuit und vorwiegend im heutigen Belgien wirkend) in der Ausgabe von 1612 („... cancris vel testudinibus cum candelulis affixis . . .“) verwiesen²¹⁾; dazu auf das Vorkommen unserer Geschichte in der „Magiologia“ des protestantischen Pfarrers churrätischer Herkunft Bartholomaeus A n h o r n, Basel 1674²²⁾.

Es erübrigt sich eine noch breiter ausgreifende Untersuchung, wenn sich feststellen läßt, daß die Geschichte dann doch mehr und mehr ihren ursprünglichen konfessionspolemischen Charakter verliert und zu einem Einzelfall der allgemein bekannten Gattung der „Pfaffenschwänke“ mit dem sittenverdorbenen Klerus als Zielscheibe wird. Wir kennen diese Art Schwänke immerhin schon seit dem 13. Jahrhundert und besonders dicht dann in der Zeit der Glaubensspaltung sowie der unmittelbar darauffolgenden konfessionspolemischen Periode unserer Hochdichtung wie der Volksüberlieferung. Im Augenblick, wo unsere Geschichte dem mehrgliedrigen Märchentypus vom „Meisterdieb“ eingebaut war, der als solcher (wenn auch ohne unser spezielles Motiv der Lichterkrebse) nach den Anfängen seiner Schriftüberlieferung im 5. vorchristlichen Jahrhundert bei Herodot (II, cap. 121) jedenfalls in der Mitte des 16. Jahrhunderts auch im Abendlande voll

²⁰⁾ U. J a h n, S. 61 („Der Meisterdieb“).

²¹⁾ BP III, S. 389 f. nennen diese Ausgabe von 1612 mit dem kurzen Texthinweis, dessen Nachprüfung mir nicht möglich war. In einer zeitlich früher liegenden Ausgabe der „Disquisitionum magicarum libri VI“ von Mainz 1603 ist die Geschichte offenbar noch nicht aufgenommen, desgleichen in der von mir durchgesehenen Ausgabe der „Disquisitionum magicarum libri sex, quibus continetur accurata curiosarum artium et vanarum superstitionum confutatio, vtilis theologis, jurisconsultis, medicis, philologis . . .“ Köln 1679, nicht mehr. Dazwischen läge noch ein mir dzt. nicht zugänglicher Druck von Mainz 1624.

²²⁾ „Magiologia, Christliche Warnung für den Aberglauben vnd Zauberey . . . der fürwitzigen Welt zum Ekel, Schewsal vnd Unterweisung fürgestellt. Durch Bartholomaeum A n h o r n, Pfarrern zu Bischoffzell“. Basel 1674, S. 555. — Über A n h o r n vgl. ADB I, 1875, S. 464 f.

ausgebildet vorliegt²³⁾, haftet ihr die besondere antikatholische Polemik keineswegs mehr notwendig an. Als richtige Abenteuer-
geschichte konnte das Märchen vom „Meisterdieb“ und mit ihm
auch unsere Sondergeschichte breiteste Kreise des bloß zuhörenden,
aber auch des lesenden Volkes unterhalten. Dies vor allem
wiederum im 19. Jahrhundert und seither ununterbrochen, weil
ja die Brüder Grimm genau unseren Schwank ebenfalls in die
von ihnen beigebrachte „Meisterdieb“-Fassung aufgenommen
haben²⁴⁾.

Wie nun allerdings A. Goellerich, der Bruckner-Biograph
dazu kam, den kirchenspöttischen, frivolen Schwank ausgerechnet
dem tieffrommen Bruckner zuzuschreiben, wird wohl ein Rätsel
bleiben. Oder sollte sich Anton Bruckner selbst einen Spaß daraus
gemacht haben, die Geschichte so zu erzählen, daß Goellerich, in
dem er ja seinen kommenden Biographen heranwachsen sah, sie
als einen wirklichen, einen „originellen“ Jugendstreich Bruckners
angesehen hat und die ganze, immerhin über vierhundert Jahre
lang im Schrifttum bekannte Geschichte unter die „historischen“
Bruckner-Erinnerungen aufnahm?

²³⁾ So z. B. beim Venezianer Giovan Francesco Straparola
unter den 74 Novellen seiner Sammlung „Le piacevole notte“, Band I,
Venedig 1505, Nr. 2. Neudruck von G. Rua, Bologna 1899. Vgl.
J. Ulrich, Romanische Schelmengeschichten (= Romanische Meister-
erzähler, Band II), Leipzig 1905, S. 144 ff. („Der Dieb von Perugia“).

²⁴⁾ Brüder Grimm, Kinder und Hausmärchen, Ausgabe 1856,
S. 260; aus Thüringen. Erstdruck in der Zs. f. Dt. Altertum III, 1843,
S. 292 ff.

Von den Weinhütern in Perchtoldsdorf

Eine Dokumentation aus dem Jahre 1962

Von Franz Schunko

(Mit 4 Abbildungen)

Über dem Land liegt der träumerische, weiche Hauch des Spätsommers. Im Weingebirge in der Umgebung von Wien beginnen die Trauben „weich“ zu werden. An der südlichen Stadtgrenze grüßt schon von weitem das rote Walmdach des mächtigen alleinstehenden Wehrturmes des historischen Marktfleckens und Großweinbauortes Perchtoldsdorf. Der Sage nach soll die Gründung des Ortes auf einen Sohn des ersten Babenbergers Markgraf Leopold, Perchtold, zurückgehen. Im Volksmund wird der Markt gerne „Petersdorf“ genannt.

Gegen Ende August werden von der Gemeinde Perchtoldsdorf Hüter aufgenommen; das kündigt ein Anschlag auf der Amtstafel an.

Marktgemeinde Perchtoldsdorf, Pol. Bezirk Mödling

Betrifft: Aufnahme von Weinhütern.

KUNDMACHUNG

Über Ersuchen des Weinbauvereines Perchtoldsdorf werden für die Weinhutzeit 1962 sechs Weinhüter aufgenommen.

Aufnahmebedingungen sind:

- a) Mindestalter 18 Jahre
- b) Unbescholtenheit

c) Bewerber sollen von Beruf womöglich Weinhauer sein.

Meldungen werden in der Zeit vom 7. bis 20. August 1962 im Rathaus, 1. Stock, Zimmer 2 während der Amtsstunden entgegengenommen. Schluß der Anmeldefrist ist Montag, den 20. August 1962, 12 Uhr mittags.

Bürgermeister

Es ist seit altersher Pflicht der Gemeinde, die Weinhut zu beschützen. Wenn die Hüter nicht von den Hauern selbst aufgebracht werden, so muß sich die Gemeinde allein darum kümmern. In der Weinhutzeit 1962 waren sechs Hüter. Bis nach dem ersten Weltkrieg mußte jeder Hüter einen Bürgen haben, der im Falle eines durch Dienstvernachlässigung des Hüters vorgekommenen Traubendiebstahls für den Schaden aufzukommen hatte.

Diese Bürgen hatten neben den aufgestellten Kontrollorganen zu jeder Tages- und Nachtzeit das Recht, die Hüter zu kontrollieren. Den Lohn, das „Huatgeld“, haben die Hüter früher selbst beim Hauer einkassiert, es ist nach Pfund gegangen, ein Maß, das heute noch verwendet wird. Nach dem Verhalten des Hüters während seiner Hutzeit gab es neben seinem Hutgeld noch ein angemessenes Trinkgeld. Nachteilig war, daß der Hüter während der ganzen Hutzeit keinen Lohn bekam. Das einkassierte Geld wurde am Ende der Hutzeit — ohne Trinkgeld — auf sechs gleiche Teile aufgeteilt. Dieses gleichmäßige Aufteilen erfolgte, weil manche Weinhut kleiner ist als die andere, jene aber wieder durch ihre Lage schwieriger zu bewachen ist als die größere. Heute, wo Abgaben zu leisten sind (Krankenkasse, Lohnsteuer), zahlt der Weinbauverein das „Huatgeld“ wöchentlich aus. Da heute keine Bürgen mehr verlangt werden, behält sich der Weinbauverein von diesen Wochenlöhnen jede Woche eine angemessene Summe als Kautions zurück, die erst nach Ende der Weinlese jedem Hüter ausbezahlt wird, vorausgesetzt, daß er sich nichts zu Schulden kommen ließ, seine übernommenen Gegenstände (Verbotstafeln, Hüttentür, Abzeichen u. a.) ordnungsgemäß abgeliefert hat. Die Höhe des Betrages wird in den Weinhüterbestimmungen, die für jedes Jahr vom Weinbauverein Perchtoldsdorf herausgegeben werden, im Abschnitt A festgelegt. Abschnitt B spricht in 10 Punkten von den „Bestimmungen über das Verhalten der Weinhüter“.

WEINBAUVEREIN PERCHTOLDSDORF

am 14. September 1962

Weinhüterbestimmungen für 1962

A) Entlohnung:

Die Entlohnung der Weinhüter beträgt pro Tag S 55,— und S 25,— Prämie. Die endgültige Abrechnung bzw. Auszahlung erfolgt 3 Tage nach dem Hüttereinzug. Es wird dem Weinhüter eine durchschnittliche Entlohnung von S 55,— pro Tag garantiert, auch wenn die Hutzeit früher enden sollte, vorausgesetzt, daß er nicht auf Grund der nachstehenden Bestimmungen entlassen wird oder auf eigenen Wunsch vom Dienst ausscheidet. In diesem Falle erlischt der Anspruch auf die Prämie.

B) Bestimmungen über das Verhalten der Weinhüter:

1. Die Weinhüter haben sich während der Hutzeit stets in ihrer Hut aufzuhalten. Das längere Verweilen in Gaststätten und Schanklokalen ist nicht gestattet.
2. Der Empfang von Besuchen an Sonn- und Feiertagen ab 15 Uhr ist nicht gestattet.
3. Die Entnahme von Weintrauben und Obst durch die Weinhüter wird mit sofortiger Entlassung aus dem Dienst geahndet.

4. Die Weinhüter haben zu Beginn der Hutzeit nach Anweisung die Hüterbäume und Tafeln „Verbotener Weg“ aufzustellen, ferner die bestimmten Wege abzusperren.
5. Sollte sich ein Weinhüter gegen die festgelegten Bestimmungen vergehen, so wird bei jeder Beanstandung für diesen Tag die Prämie entzogen. Sollten mehrere Beanstandungen sein, so hat der betroffene Weinhüter mit seiner Entlassung zu rechnen.
6. Die Weinhüter verpflichten sich, den ortsüblichen Hütereinzug abzuhalten. Der Weinbauverein ist berechtigt, zur Durchführung des Hütereinzuges von jedem Weinhüter einen Betrag von S 250,— bis zur endgültigen Abrechnung zurückzubehalten. Sollte sich ein Weinhüter aus einem nicht entschuldbaren Grund weigern, bei dem Hütereinzug mitzuwirken, so verfällt dieser Betrag zu Gunsten des Weinbauvereines.
7. Die genannte Kautions gilt gleichzeitig für den Verlust des Dienstabzeichens.
8. Kontrollberechtigt zu jeder Tages- und Nachtzeit ist der Hütervater, der gesamte Vereinsausschuß sowie vom Ausschuß bestimmte Herren, die jedoch den Weinhütern vorher bekanntzugeben sind.
9. Die Weinhüter sind verpflichtet, innerhalb von 2—3 Wochen nach Beginn der normalen Hutzeit einen Weinbautreibenden zu ersuchen, die Stelle des Hütervaters zu übernehmen und dessen Namen der Vereinsleitung sofort bekanntzugeben.
10. Sonstige Anordnungen während der Hutzeit, die vom Bürgermeister erteilt werden, sind zu befolgen.

Der Obmann des Weinbauvereines

Der Bürgermeister

Bevor die Hüter ihren Dienst antreten, werden sie beim Bürgermeister in Anwesenheit des Obmannes des Weinbauvereines, einiger Mitglieder der Vereinsleitung und des Gendarmeriepostenkommandanten angelobt. Die Weinhüter wählen aus ihren Reihen den Oberhüter und den Pritschenträger und gehen gemeinsam, wie oben in Punkt 9 schon erwähnt, „Hütavatersuchen“. Hütervater kann nur ein Hauer sein. Früher legte man Wert darauf, daß er selbst einmal Hüter war. Im allgemeinen schlägt man diese Ehrung nicht ab, aber da damit heute, wie wir später erfahren werden, eine größere Geldausgabe verbunden ist, kann z. B. Hausbau oder ein Todesfall Grund zum Abschlagen sein; ein Hauer meinte auch, erst wenn seine Mädchen ein Gedicht aufsagen können, will er Hütervater sein.

Um den 28. August (Augustin-Markt), an einem Freitag, holen die Hüter aus dem Gemeindewald sechs „Hütatabam“. In jeder Hut wird vor der gemauerten Hüterhütte, die inmitten der Weingärten an Plätzen mit guter Übersicht steht, ein Hüterbaum aufgestellt, zumeist eine bis auf den Wipfel blankgeschälte Föhre. Der Hüterbaum ist das Zeichen, daß die Hut bewacht wird; er wird nach der Lese vom Hüter nach Hause geführt. Am Sonntag darauf beginnen die Hüter mit dem Hüten. An der Außenseite

zu Schunko, Weinhüter

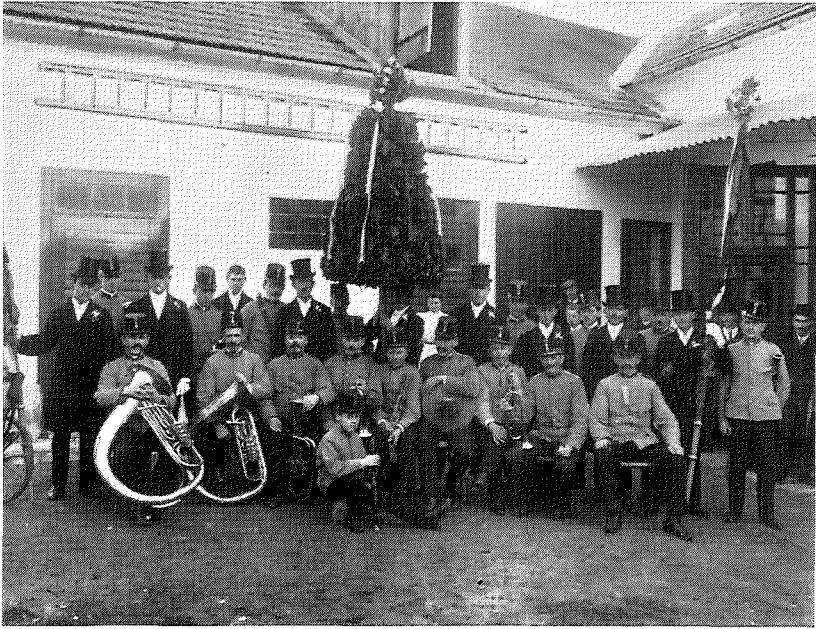


Abb. 1. Die Teilnehmer am Weinhüterumzug in Perchtoldsdorf
im Jahre 1912, im Hofe vom „Nigl“ in der Hochbergstraße.
(Photo von 1912)

zu Schunko, Weinhüter



Abb. 2. Die Teilnehmer am Weinhüterumzug in Perchtoldsdorf
im Jahre 1962, im Hofe vom „Breitenecker“.
(Photo Schunko 1962)

zu Schunko, Weinhüter



Abb. 3. Weinhüter vor ihrer Hütte
im Weingebirge von Perchtoldsdorf
(Photo 1912)

zu Schunko, Weinhüter



Abb. 4. „Nußherz“, Erinnerung an die Weinhüterzeit,
Privatbesitz in Perchtoldsdorf
(Photo Schunko 1962)

der Hütte wird mit Kalk ein weißes Kreuz gemalt, das Innere ist mit Reisig und Obst ausgeschmückt. Die jungen Hüter schlafen unter dem Dach und richten sich das Stübchen, das dürftig eingerichtet ist, gemütlich her; die älteren Hüter bleiben unten. Der Eingang zur Hüterhütte ist durch einen Vorbau aus Laubzweigen verdeckt. Ausgerüstet ist der Hüter heute mit einem Stock, eventuell mit einer Schreckpistole, einem Pfeiferl und einer Plakette. Während der Hutzeit schreiben die Hüter ihre Gstanzn in ein Heft, die sie dann vor oder beim Hütereinzug zum Besten geben. Ein Hauer schilderte mir einmal mit ein paar Worten das Leben der Hüter: „Hüata sein, heißt für diese Zeit frei sein.“

Die Hüter müssen sich auch verpflichten den „Weißen Stein“ mit Kalk zu weißen; das macht der Oberhüter, der dort die Hut hat, am Beginn der Hutzeit. Von dem Stein, ein weithin sichtbarer Felsblock, der am Südhang oben im Weingebirge von Perchtoldsdorf steht und jedes Jahr in der Trauerfarbe der Antike angemalt wird, erzählt man sich nach Gugitz¹⁾ verschiedene Sagen. Der Griechengott Dionysos, der wie der ehrenwerte römische Kaiser Probus, dem auch das südliche Niederösterreich die edle Kultur der grünen Reben dankt, soll dort schändlich ermordet worden sein. Eine andere Sage will wissen, daß vor sehr langer Zeit ein Oberhüter von drei Brauhausburschen, Jüngern des Gambrinus, dort ermordet worden sein soll. Und aus dem letzten Türkenkrieg erzählt man sich, daß die Männer und mit ihnen die Hüter, die nach dem furchtbaren Blutbad, das in dem Markt gewütet hatte, heimwärts zogen, einen von den ihren beim „Weißen Stein“ verwundet fanden. Mit Freuden und Jubel zogen sie mit ihm in den Ort. Und Gugitz meint weiter, vielleicht war dies der erste freudige Einzug der Hüter.

In der zweiten Oktoberhälfte, wenn der Herbst bereits mit flammender Pracht Einzug gehalten hat, dann beginnt in der rotgoldenen leuchtenden Hut die Lese der in voller Süße herangereiften Trauben.

Über zwei Monate lang war der Ertrag schwerer Jahresarbeit den sechs Hüttern anvertraut. Am ersten Sonntag nach dem 6. November ist dann der feierliche Hütereinzug in Perchtoldsdorf. Neben dem hl. Augustin verehrt Perchtoldsdorf den hl. Leonhard (6. November) als Kirchenpatron. Ihm war am Leonhardberg ein Kirchlein geweiht, zu dem um 1700 prunkhafte Leonhardprozessionen zogen und das in der Zeit Josefs II. abgetragen

¹⁾ Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs, II, S. 187, Wien 1950.

wurde. 1962 weihte man am Marktplatz einen Brunnen ein, der eine Steinplastik trägt, die den hl. Leonhard darstellt.

Den Mittelpunkt des Hütereinzuges bilden selbstverständlich die Hüter mit der „Hiatapritsche“²⁾. Es ist dies eine ca. 50 Kilogramm schwere, aus Faßreifen geformte Glocke mit Weinlaub und Früchten, die an einer drei Meter hohen Stange vom Pritschenträger getragen wird. Am Freitag vor dem Hütereinzug gehen die Hüter mit der Kreinze³⁾ (ma. Gräinsn) am Rücken in die Weingärten „Labstrafen“ und am Samstag wird beim Breitenecker in der Elisabethstraße 30 (früher Holzgasse genannt), beim „Herbergsvater“, die Pritsche geschmückt. Dort wird sie auch das Jahr über aufbewahrt. Das Nußherz, das die Spitze der Pritsche ziert, wird schon Tage vorher von Burschen mit ihren Mädchen und den zwei „Kredenzmadln“ im Haus des Pritschenträgers gemacht. Auf zwei Draht Herzen werden goldene Nüsse, die miteinander mit Holzspänen gehalten werden, aufgezogen. Das ergibt zwei Nußherzen, die parallel gestellt, als ein wuchtiges Herz die Spitze der Pritsche schmücken. Gugitz nennt es „das gerettete Herz des Griechengottes Dionysos“⁴⁾.

Samstag abends wird es dann beim Breitenecker, der zu dieser Zeit immer ausgesteckt hat, gemütlich. Die Hauernmusik spielt auf und die Hüter erzählen abwechselnd in ihren anzüglichen, beziehungsreichen Gstanzeln, was ihnen alles während der Hüterzeit eingefallen ist. Es liegt echte Volkspoesie darinnen und so mancher urwüchsige Vers wird zum Besten gegeben.

Unser Buagamasta is a feiner Mann
sowie sein Vertreter Löffelmann,
und die Gemeinderät san a piccobella
nur hi und da streitens wia die Kirtagsbettla.

Unser Hüatavater hat heuer a Glück,
Tag und Nacht studiert er sei Manuskript;
denn die Rede fürs Radio, die muaß sitzen
und der Toni tuat beim Lernen schwitzen⁵⁾.

²⁾ Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, Bd. I, S. 166.

³⁾ J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, 1872, I, S. 1377.

⁴⁾ Ein derartiges „Nußherz“ bildet der volkstümliche Wiener Maler Michael Neder (1807—1882) auf seinem Bild „Das ertappte Liebespaar“ schon 1838, und auf seinem „Selbstbildnis an der Staffelei“ 1853 wieder ab. Das letzterwähnte dürfte also wohl tatsächlich in seinem Atelier gehängt sein und stammte vermutlich von den Weinhütten aus seiner Umgebung in Ober-Döbling. Vgl. Karl Hareiter, Michael Neder. Mit 16 Farbtafeln und 90 Abbildungen. Wien 1948. Abb. 31 und 41.

⁵⁾ Der Rundfunk brachte in diesem Jahr eine Sendung vom Hütereinzug.

„Weißer“, du hast mit die Weiba a Pech,
gleich hast ane und gleich is weg.
Beim Motorhändler bist aussigflogn,
i glaub, es is am besten, du bleibst bei de Kohnl.

Der Pritschentroga tuat lamentieren,
heuer will i a Pritschn kriagn,
aber machts mir's net zu schwa,
daß i's beim Kirchbergl a dadrah.

Häuserl anzünden tuans in Apetlon,
in Petersdorf kommen jetzt die Auto dran;
seine Alte hat er wolln mitverbrenna,
daweil is früher die Feuerwehr kemma.

Liaba Pufferl laß dir sagn,
das Benzingeld tuan wir selber zahl'n;
und solltest du vom Huatgeld an Überschuß habn,
so kannst beim Zitta die Benzinrechnung zahl'n.

Der Weixlbaum und die Gerti tuan sich gern sehn,
darum wollns zu Leonhardi mitanand gehn,
nur a Fehler tuat bei de Zwa sei,
man glaubt, der Bua tuat von der Gerti des Schneuz-
tüchl sei.

Die Helga, die is mächtig stolz,
es kommt ja wieder a neuer Sproß;
und den Pritschentroga tuat es stirn,
denn er muuß aufs Jahr wieder Kindawagl schiabn.

Die Melodie zu diesen Gstanzn wird im folgenden beim Gstanzsingen am Marktplatz angeführt.

Sonntag um acht Uhr früh klingen uns vom Breitenecker schon wieder flotte Marschweisen entgegen. Hier stellt sich der Festzug zusammen. Um halb zehn Uhr geht es durch die Elisabethstraße über den Marktplatz zur Pfarrkirche. — Bemerkenswert erscheint mir, daß die Elisabethstraße in ihrer Verlängerung direkt zum „Weißen Stein“ führt. — Voran ziehen die Reiter auf schweren Pferden, deren Mähne und Schweif mit prächtigem Bastgeflecht, Kunstblumen, Trauben und bunten Bändern geschmückt sind. Ihnen folgt die Hauermusik mit blauen „Bardentspenzaln“ gekleidet. — Diese Spenzaln, nach eigenem Schnitt, sind heute noch die Arbeitskleidung der Hauer. — Anschließend daran tragen zwei Hauer mädchen im schulpflichtigen Alter mit weißen Schürzchen und Bauernjanker einen geschmückten Korb, der mit den schönsten Trauben und Weinflaschen gefüllt ist. Es folgen der Obmann des Weinbauvereines und der Hütervater. Und dann kommen die „Hüata“. Nebeneinander, die Arme auf den Nacken des Nachbarn gelegt, mit einer Freudenstimmung, wie man sie auch an ihrem Festtag

nicht anders erwartet. Sie tragen eine lange starke Hose, ein blaues Fürtuch darüber und das leichte, kurze, blaue Spenzal; der dunkle Hut mit breitem grünen Band ist mit Ähren und Blumen geschmückt. Diese Arbeitskleidung tragen sie erst seit 1919 beim Hütereinzug, vorher waren sie mit einem schwarzen Gehrock und einem Zylinder bekleidet. Ihnen voran dreht der Pritschenträger während des Gehens mit Kraft und Geschicklichkeit die Pritsche, daß die bunten Bänder nur so fliegen und die Wirkung dieses Symboles der Fruchtbarkeit und des Dankes nur noch erhöht wird. Arthur Haberlandt⁶⁾ meint: „Der kräftigste Bursche, dem die Ehre des Tragens zufällt, muß ihn auch heute noch immerfort rundum drehen und die Trauben tanzen lassen, daß manchmal die Beeren herumspritzen. Der Hauptehrgeiz liegt darin, daß der Baum ja nicht fällt oder umzufallen droht... Was könnte die segenspendende Fruchtbarkeit, die von dem dem Maibaum vergleichbaren Weinbaum ausgeht, besser verdeutlichen, als der rundherum fliegende Körnerregen, der auf die Zuschauer niedergeht?“ Links und rechts vom Pritschenträger schupfen zwei Burschen lange, geschmückte Stangen, die „Standarten“, mit Jauchzen in die Höhe und fangen sie geschickt wieder auf. „Standarten“ heißen die Stangen, weil es bis zum zweiten Weltkrieg zwei alte Fahnen mit schwarz-gelben Stangen waren, die im Amtszimmer des Bürgermeisters das Jahr über aufbewahrt waren und die in der Zeit zwischen 1938 und 1945 abhanden gekommen sind. Hinter den Hüttern marschiert gern das „Volk“ zu den schmissigen Klängen des Weinhauermarsches⁷⁾, mit dem die Hauermusik immer den Festzug eröffnet. Den Abschluß des Zuges bildet ein von zwei geschmückten Pferden gezogener und bekränzten Fässern beladener Wagen, der Freiwein führt, der nach dem Gottesdienst am Marktplatz an jedermann von den zwei „Kredenzmadeln“ kostenlos ausgedenkt wird⁸⁾. Es ist ein farbenprächtiger Zug, der sich über den mit Fahnen geschmückten Marktplatz zum Gotteshaus bewegt, wo die Perchtoldsdorfer Hauer in einer feierlichen Messe dem Herrgott

⁶⁾ Arthur Haberlandt, Aus dem Weingebirg (Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Jugendbundesgruppe Germania des Deutschen Schulvereines Südmark).

⁷⁾ Das Deutsche Volkslied, Bd. XXXIX, 1957, S. 62f. Raimund Zoder, Spielmusik fürs Landvolk, Neue Folge Heft 9, Wien. — Herr Adolf Nowak, Perchtoldsdorf, erzählte mir, daß der Marsch von dem Perchtoldsdorfer Kapellmeister Georg Holzer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts komponiert worden sein soll.

⁸⁾ 1962 war der Hütereinzug am 11. November. Man sagte „Martini“ hat den Sturm in den Fässern zum Wein getauft. Der Sturm wird den Hüttern von den Hauern geschenkt.

Dank sagen für den Segen, den er ihnen in diesem Jahr wieder so reichlich geschenkt hat.

In der Kirche wird an diesen Tagen an der Epistelseite im Presbyterium ein kleiner Altar mit der Statue des hl. Leonhard aufgestellt. Nach der Predigt, zur Opferung, umschreiten am Sonntag des Hütereinzuges die Hauer den Altar von der Evangelienseite zur Epistelseite, legen dabei ihr Geldopfer auf eine Tasse hinter dem Altar und ziehen dann an dem hl. Leonhard vorbei.


Nach dem Amt marschiert der Festzug von der Kirche zum Pfarrhof, wo der Pfarrer mit einem „Vivat“ geehrt und ihm der Gabenkorb von den zwei Mädchen überreicht wird, die dabei auch ein Gedicht aufsagen. Im Anschluß daran begrüßt der Bürgermeister und der Obmann des Weinbauvereines vor dem Rathaus feierlich alle Festteilnehmer und dann kommen die Hüter zu Wort, die sich mit der „Hüatarpritsche“ auf ein Podium vorm Rathaus gestellt haben. Zuerst lassen sie mit einem „Vivat“ die Honoratioren „Hoch leben“, wobei nach jedem „Vivat“ der Pritschenträger die „Hüatapritsche“ kunstvoll dreht, das als Ehrung, so wie ein Tanz ausgelegt werden kann; die Musik spielt dazu einen Tusch. Darauf folgt das Gstanzlsingen, bei dem angeprangert wird, was sich im Laufe des Jahres im Markt zugetragen hat. In schlagkräftigen Vierzeilern halten die Hüter mit Scherz und Neckerei ein Rügegericht über so manchen ihrer Mitbürger.

Eine unmittelbare Aufzeichnung während des Gstanzlsingens hat die Vermutung aufkommen lassen, daß die Melodie der Gstanzeln voneinander abweicht. Walter Deutsch hat für das Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich eine Tonbandaufnahme transkribiert (V. V. A. 453/4—6)⁹⁾ und schreibt dazu, daß die ursprüngliche Gestalt der Gstanzl-Melodie im $\frac{3}{4}$ -Takt verläuft (Beispiel I). Mancher Sänger, der unbegleitet seinen Vierzeiler singt, interpretiert in freier Art die ihm sicherlich sehr geläufige Weise. So entsteht bei vielen der Eindruck eines $\frac{2}{4}$ -Taktes (Beispiel II). Allerdings wird auch in dieser Taktart mancher Abschnitt der Weise, je nach dem Sinn-Akzent des unterlegten Wortes, gedehnt oder verkürzt. Abschließend zeigt Deutsch mit Beispiel III eine weitere Notation, die freie Singart der Gstanzl-Sänger zu hören. Manche Gstanzl-Sänger kümmern sich nicht um die Tonart, die von der Blasmusik mit dem Nachspiel ins Ohr gespielt wird. Je nach Stimmlage setzen die Sänger

⁹⁾ V. V. A. = Volksliedarchiv Wien-N.-Ö., Reihe A (handschriftliche Aufzeichnungen), Faszikel-Nummer, Nummer der Aufzeichnung innerhalb des Faszikels.

Gstanzlmelodien


I.



Ja und das gua-te Gla-serl Wein, das soll aus-trun-ken
sein und den Húa-ta-va-ter sei Gsund-heit soll a da-bei sein.

NACHSPIEL (Blasmusik)

II.



Un-ser Vi-ze, der Lóf-fel-mann, was der Mann net al-les kann
oh-ne Geld an Brun-nen baun, gelt, Bua-ga-ma-sta, da wirst schau'n.

NACHSPIEL

III.



Im Ge-mein-de-rat tuans mit-ei-nand strei-tn, a-ner kann den
an-der net lei-dn; da habns den Leon-har-di-brunn hin-kriagt, jetzt
sans mit-ei-nand ein-gra-vert.

NACHSPIEL

frei ein und so kommt es, daß die Tonarten der aufgezeichneten Melodien untereinander abweichen. Die Melodiegestalt der Gstanzln kommt in einigen Varianten in Niederösterreich als Vierzeilmelodie vor.

Zum Nachspiel der Blasmusik meinte der langjährige Musikleiter der Perchtoldsdorfer Hauernmusik, Adolf Nowak: „Glei drillere i so, glei drillere i so, wia ma aufglegt is, wia die Stimmung is“. Das läßt natürlich in der Notation nur einen ungefähren Eindruck des eigentlichen Klangbildes vermitteln.

Wie wir in den folgenden Gstanzln hören, war es heuer der Brunnenbau, über den die Hüter in ihren Gstanzln gerne sangen.

Alle Petersdorfer wissen schon,
bei uns herrscht die Koalition,
aber Buagamasta brauchst net rehrn,
es wird schon wieder anders werd'n.

Die Petersdorfer schau'n und schau'n,
der Vize tuat an Brunnen baun;
der Buagamasta will net so viel Ehr,
drum gibt er das Geld net her.

A Springbrunnen tuat in Petersdorf entstehn,
da müssen die Gemeinderät baden geh'n;
und aus Tradition, ja, es werds lach'n,
tuat der „Bock“ den Badmasta mach'n.

Der Buagamasta und sein Vize san mächtig stolz,
sie hab'n an Brunnen und der is net aus Holz;
und sollts bei ana Sitzung amal haß zuagehn,
so könnens in Brunn gleich baden geh'n.

In der Gemeinderatssitzung tuats so sein,
da schlaft so mancher Gemeinderat ein;
daß das in Zukunft tuat net passiern,
wird a Kopfwaschung beim Leonhardibrunn verschrieb'n.

Wann der Leonhardi am Leben war
und das Kaiberl a Stier schon war,
da tätn's die Gemeinderät net probiern
und beim Leonhardi vorbeimarschiern.

Die Steinmetzbögen san sehr modern
besonders bei den reichen Herrn;
bei an da war er ganz versteckt,
der andere hat ihn frei gelegt.

Die Gemeinderät haben sich grissen drum,
sie baun in Petersdorf an Leonhardibrunn;
vom Brunn san Stana übrigbliebn,
die san bei an im Torbogn drin.

Daß unsere Reiter heuer net abafliagn
tuans ihnen den Sattel mit Leim anschmiern,
und unter dem Bauch bindens ihnen d'Haxn z'samm,
daß tuan net auf d'Nasen fall'n.

Unser Gendarmerie bild sich was ein,
sie hab'n a Fahrrad gleich zu zweien;
den Chef, den habens das Radl gstohl'n
und der Posten hats müassen von Liesing hol'n.

In der Beatrixgassen is a Haus,
da schaut a blauer Kopf heraus;
i glaub, der tuat aus Kummer saufn,
denn seine Weiba san ihm davongelaufen.

In Gänserndorf, da ist's passiert,
da hat die Nowak-Banda musiziert;
wie's zum Blasen kommt, da war der Puff verlegn,
denn die Blasen is daham am Diwan glegn.

Die Nowak Gerti tuats probiern
und tuat mit dem Moped Segelfliagn;
der Start, der is ihr fein geglückt,
doch nach der Landung habens ihr Knia zusammgflickt.

Der Scherif, der tuat das beweisen,
wann man älter wird, isst man Kinderspeisen;
beim Lepschik, in der kleinen Bar,
frisst er an Grieffkoch ganz alla.

Der Loisi tuat sich net scheniern
und tuat mit der „AUA“ nach Moskau fliagn;
den Vinograd tuat er dort studiern
und vom Chruschtschew den Namen „Loisowitsch“ kriagn.

Ein jeder Wiener tuat sich gfreun,
trinkt er in Petersdorf an Wein;
und er sagt zu sein Schatzi: Schau, Bibi,
wias uns geht ohne Chruschtschew und Kennedy.

Interessant mag vielleicht sein, was in den Zwanzigerjahren ein Hüter gesungen hat. Darüber erzählt ein Brief, den mir der heute 65-jährige Hauer Franz Koholzer, in der Elisabethstraße 99 wohnhaft, geschrieben hat.

Einige Perchtoldsdorfer Weinhütergstanzn aus den Zwanzigerjahren.

Vorerst ein kleine Erläuterung: Der damalige Bürgermeister Rudolf H. (heute leider verewigt) hatte als Weidmann beim Wildgansjagen einen Jagdunfall. Er hatte aber den Weinhütern gegenüber den Wunsch geäußert, daß dieselben auch ihm einige Gstanzn singen sollen. Zu seinem Jagdunfall folgendes in drei Absätzen.

Daß unser Buagamasta a Weidmann is,
das wissen d'Leut eh ganz gwiss,
und im Winter da hat ihm d'Neugier plagt,
und hat einmal auf d'Wildgäns g'jagt.

Die große Haad war schneeverwahrt,
die Wildgäns sitzen ganz zerstrat,
er schlagt glei an, der Schuß geht los
und trifft sein eignen Finger bloß.

Er sagt zum Doktor, jetzt hab i nur neune,
wer strickt mir jetzt mei Maschen eini? ¹⁰⁾
Und der Doktor sagt, dös is net zum Lachen,
dös soll halt der Kellermasta machen ¹¹⁾.

Im Jahre 1925 war Herr Karl S. (verewigt), Perchtoldsdorf, Brunnergasse, Hütervater. Seine Frau hatte ein Gewicht ganz schön über den Hunderter hinaus. Hiezu wurde folgendes Gstanzl gesungen:

Die Hütervaterei muß doch was tragn,
nur will ers halt kan Menschen sagn;
denn schauts euch nur die HütERMutter an,
da hängen ein paar Meterzentner dran.

Der Herr Pfarrer, der trinkt gern einen Wein,
es muß net glei ein Eimer sein;
aber zu uns Hütater sagt er, hörts, verstehts,
daß mir ja in kein Wirtshaus gehts.

Mit Bewilligung des jeweiligen Jagdpächters erhielten seinerzeit die Weinhüter das Recht, Gewehr zu tragen und Amseln und Stare abzuschießen, um dadurch ein Überhandnehmen von Traubenschäden zu verhindern. Da kam es manchmal vor, daß „irrtümlich“ vierfüßige solcher „Vögel“ getroffen wurden. Auf Grund dessen folgendes Gstanzl:

Zwei Herrn von der Jagd,
die habn zum Hütervater gsagt,
es is wirklich war,
unsere Hasen sind schon gar.

In den Zwanzigerjahren wurde die Perchtoldsdorfer Feuerwehr motorisiert. Da gab es bei den Ausfahrten des öfteren Karambolagen:

Die Petersdorfer Feuerwehr,
die braucht jetzt keine Besspannung mehr,
denn die Autospritzen geht ganz guat,
wenn man antauchen tuat.

Am 17. Mai 1925 erlebte Perchtoldsdorf einen Wolkenbruch, welcher über eine Stunde lang anhielt, aber, Gott sei Dank, ohne Hagel. Die Wassermassen aber waren so verheerend, daß sogar alte Weinstöcke massenhaft ausgeschwemmt und fortgerissen wurden. Zum Gedenken ist heute noch in der Einfahrt des Perchtoldsdorfer Rathauses, und zwar gleich beim Tor links, eine Tafel angebracht, auf der zu lesen steht, daß durch diese Einfahrt die Wassermassen am 17. Mai 1925 110 cm hoch durchfluteten. Es gab auch großen Verlust an kostbarer Erde in den Weingärten. Es wurde eiligst eine Versammlung einberufen wegen einer Notstandsaktion. Hierüber die drei folgenden Gstanzln:

Den siebzehnten Mai, den werden wir net vergessn,
da hat es Wasser gebn, net zum damessn;
und gleich darauf war eine Versammlung schon
wegen einer Notstandsaktion.

¹⁰⁾ Anstatt einer Krawatte trug er immer eine auffallend große „Schnappermasche“.

¹¹⁾ Der Kellermeister vom Rathauskeller.

I hab dort trunkn ein Krügel Bier,
i war, wie gewöhnlich, eh ganz stier,
i hab mir aber denkt, i brings eh wieder eina,
i krieg ein paar Millionen Zehner.

Dort habn die Herrn so viel versprochen,
i muaß dazu direkt noch lachen;
denn gebn habns nichts, ob Schwarz oder Rot,
nicht einmal auf ein Laberl Brot.

Soweit der Brief von Franz Koholzer. —

Offiziell gilt nun das Fest als beendet; was aber anschließend folgt, ist genauso erwähnenswert wie das vorher Gesagte. Hauermusik, Hüter und dahinter wieder singende, jauchzende Leute, die eingehängt und in übermütiger Stimmung immer gern der Musik folgen, ziehen nun zum Hütervater. Vor der breiten Toreinfahrt seines Hofes wird die „Hiatapritsche“ noch einmal nach dem Takt der Musik gedreht, eine Ehrung, die jetzt nur dem Hausherrn gilt. Dann erleben wir wieder den Tanz in einer höheren Funktion als wir ihn heute gewohnt sind. Der Hüatavater wird geschultert und die Hüter umtanzen ihn zu flotten Marschtakten. Nun wird auch die Hüatamuatter vom Herd weg in den Kreis geholt und im Galopp geht es um beide herum. Einstweilen haben nachdrängende Gäste mit heiterstem Frohsinn und herzbefreiendem Lachen den in den herbstlichen Farben geschmückten Hof gefüllt. Der Pfarrer, der Obmann des Weinbauvereines und die Hüter sind an diesem Tag Gäste des Hütervaters; sie sind zu einem fast hochzeitlich geschmückten Mittagstisch im Hause des Hütervaters geladen. Vor dem letzten Krieg brachten die Hüter dem Hütervater nach dem Gstanzlsingen ein Ständchen und bekamen von ihm eine kleine Jause. Das Mittagessen, das sich jeder selbst bezahlte, war dann im Gasthaus Fugger, das heute nicht mehr besteht. Dort war auch anschließend eine Tanzunterhaltung. Die Früchte auf der Pritsche waren damals allein der Köchin des Gasthauses vermeint. Früher und auch heute gehört eine Hälfte des Nußherzens dem Pritschenträger, die andere dem Oberhüter, genau so die zwei Blumenbuschen, die vor jeder Seite des Herzens stecken. Oberhüter und Pritschenträger lassen den Buschen hinter Glas einrahmen und er schmückt, genauso wie früher die Assentierungsbüscheln, die Wohnung.

In der Zeit während des Krieges und nachher, wo alle Lebensmittel rationiert waren, kochte der Hütervater für die Hüter und die Musik zu Mittag auf. So blieb es bis heute. Diese Gepflogenheit, die dem Hütervater eine schwere Sau oder ein Kalb kostet, läßt natürlich heute schon schwer einen Hütervater

finden, und wer es einmal war, wird es in absehbarer Zeit nicht mehr sein wollen. Ehrsame Hauer müssen oft wegen dieser hohen Ausgaben ablehnen und vielleicht führt dies einmal dazu, daß andere begüterte Mitbürger dieses Ehrenamt der Hauer-schaft übernehmen werden. Damit wäre aber der tiefere Sinn des Brauches gefährdet. Aus diesem Beispiel kann man ersehen, wie sich ein Brauch verändern und anpassen kann.

Heute bewirbt der Hütervater seine Gäste bis vier Uhr nachmittags. Dann ziehen sie mit dem Weinbauermarsch zum Sommerbauer Franz in die Sonnbergstraße. Am Weg dorthin schlagen die Standartenträger in Übermut mit den Standarten Fenster von Verwandten und Bekannten ein; dies geschieht wohl erst in den letzten Jahren. Selbstverständlich werden auch der Sommerbauer, seine Frau, die Köchin und alle hier herumstehenden Bekannten mit einem „Vivat“ und dem Pritschendrehen geehrt. Nun geht es zum Tanz, zu dem hier in einem Saal Gelegenheit ist. In froher, fast ausgelassener Stimmung wird dem sonnigen Griechengott Dionysos mit einem Glaserl „Petersdorfer“ zugetrunken und die beschwingten Weisen der Hauer-musik locken immer wieder bis spät in die Nacht zum Tanzen. Wie gut, daß man den Montag „blau“ machen kann, denn am Abend will der Sturm (Wein), den die Hauer ihren Hütern schenken, beim Breiteneker ausgetrunken werden. Im Morgen-grauen des Dienstages verblaßt dann der letzte Glanz der Festes-freude.

Jahrhundertealtes Brauchtum wird hier, zehn Kilometer von der Großstadt entfernt, von jungen Menschen heute gepflegt und weitergetragen. Hoffentlich noch lange Zeit, denn in einem Gstanzl, das mir auch Franz Koholzer mitteilte, heißt es:

Petersdorf is a lustigs Nest,
traurig, das is noch net gwest;
traurig wirts erst nacher werd'n,
wann die Hüaterbuam sterbn¹²⁾.

¹²⁾ Für Mitteilungen bin ich dankbar den Herren Karl Distl, Obmann des Weinbauvereines, und Franz Koholzer sen., Hauer in Perchtoldsdorf.

Aus dem Sprachschatz des niederösterreichischen Weinhauers

Von Franz Thiel

Der Weinbauer verfügt für seine Arbeit und für den Weinbau über besondere Ausdrücke und Namen, die von der Schriftsprache abweichen und daher einem Fremden unverständlich sind; er muß sich diese Wörter von ihm erklären lassen; oft sind sie in den Dorfgemeinden des Weinviertels ganz verschieden, obwohl diese nahe beieinander liegen.

Der Weinstock hat Pfahl-, Herz- und Fußwurzeln; diese sind der untere Teil der Herzwurzeln. Die feinen an der Oberfläche nennt der Hauer Tau- oder Bartwurzeln. Die Stöcke stehen in schnurgeraden Reihen (Zeilen), die früher 45 cm und später 70 cm bis 1 m voneinander entfernt sind. Als der Bauer bei dem Arbeitermangel den Pflug verwendete, mußte der Abstand erweitert werden. Die alten Bauern wehrten sich gegen die Roßarbeit und sagten: „In einen Weingarten gehört kein Roß“. Das Flächenmaß eines Weingartens betrug zuerst ein Viertel = $\frac{1}{2}$ Joch oder ein Achtel; seit der Pflugarbeit gilt die Zahl der Stöcke. Stolz sagt der Bauer: „Ich besitze 60.000 Stock“ und will damit seine Wohlhabenheit betonen.

Der Stock, aus dem die Reben („Reh“) wachsen, hat einen Kopf und einen Hals. Die Laßreben tragen die Trauben und bleiben beim Abräumen stehen, nicht aber die Hirnreben oder Hirntriebe, ebenso die Halsreben, die wild sind und dem Stock nur die Kraft entziehen. Die neuen Reben nennt der Hauer auch Ruten. Die Bogen sind längere Reben.

Sind die Augen der Reben erfroren, so spricht man von toten Augen; nahe beim Boden stehen die Rotaugen. Die Fruchtknospen = Tragpotzen stecken in der Wolle, die sie bei Frostgefahr schützt. Blinde Reben zeigen keine Potzen. Aus den Blattwinkeln wächst die Irchsenbrut, Achselbrut, Irchsen, Geize- oder Aftersprossen, die der Hauer wegreißt; diese Arbeit nennt er: ausläutern, ausbrechen, ausbrudern und ausgeizen. Die kräftigen Reben sind galli. Die Ranken bezeichnet er als Gabeln, Haken

und Krampel, in Großkrut Gehstöcke. „Wie der Trieb, ist die Blüte“, sagt eine alte Bauernregel.

Die Weinblüten besitzen einen Kelch = Kappel geheißen. Fallen sie ab, so gibt es in Poysdorf den Kappelmarkt, auf dem der Hauer billig ein Kappel für den Sommer kaufte. War es im Weingarten bei der Arbeit recht heiß, so legte er in die Kappe zwei grüne Weinblätter zur Abkühlung des Kopfes. 1820 dauerte infolge der schlechten Witterung die Weinblüte fünf bis sechs Wochen. In der Blütezeit des Weinstockes soll es nicht regnen. Die Weinbeeren haben eine Haut oder Balg. Fallen die Narben und Staubfäden der Blüte ab, so putzen sich die Beeren; fallen sie aber nach der Blüte ab, so läutern sie sich.

Die Weintrauben sind finster = schlecht, licht = gut, frisch oder frech = schön, mostig, gail, faulig, welli = welk und wie Glas. Enthalten die Trauben wenig Most, so schimpft der Bauer über den Sterz und Gmansch in der Bodung. Im August laufen die Trauben durch den Frühnebel an, den die Leute Weinbeergrobler nennen. Der ist notwendig für eine gute Lese. Wenn die Arbeiter schöne Trauben um diese Zeit glucken = naschen oder kosten, macht der Bauer ein finsternes Gesicht, denn er hat es nicht gern. Sind die sauren Krampeltrauben recht groß, so laufen sie davon und nehmen einen Teil der Lese mit zum Ärger des Hauers. Viele Krampeltrauben versprechen eine reiche Lese im kommenden Jahr.

Die kleinen Trauben bezeichnet man als Negerln. Bastardierte Trauben entstehen, wenn im Weingarten verschiedene Sorten des Weinstockes stehen. Die Riesler haben Ohrwankerln = kleine Seitentriebe. Die schwarzen Direktträger liefern die Königstraupe. Schon im August reifen die Jakobstrauben. Hat ein Stock schöne große Trauben, so merkt man ihn mit einem Bandl oder Strohalm an; im Frühjahr holt sich der Hauer beim Veredeln von diesem Stock die Augen. Hasentrauben zeigen braune Flecken, die durch die heiße Sonne entstehen. Die Bäuerin legt die schönen Trauben auf ein grünes Weinblatt zwischen die Weinstöcke; es sind dies die Auslegtrauben, die sie an Bekannte verschenkt. Fallen die Blätter des Stockes ab, so spricht man von nacketen Trauben; die verfaulten sind zusammentatschte. Früher ringelte der Bauer im Juli die Stöcke = Fruchtringe, damit die Trauben nicht abfallen. Den August nennt der Hauer Traubenkocher; 1896 war der kälteste August des Jahrhunderts.

Die Weintrauben rennen an, laufen auf, bekommen einen Reim, werden mehltauig. Der Reim verhindert das Verbrennen der Trauben im August. In Südmähren hörte ich das Wort

Jodweinbeeren. Die Stare legen sich, wenn sie im Herbst in einen Weingarten einfallen, auf den Rücken und klodern die Beeren ab.

Traubensorten um 1800: Muskateller — grüne, weiße, rote und schwarze. Grobe — weiße oder Schrickler genannt, weil sie gerne aufspringen = zerschricken. Zierfahner — grüne, gelbe, rote und schwarze. Schnitauer — rote und weiße. Angster — weiße und blaue. Gaisbutten — weiße, blaue und rote. Riesler — weiße und gelbe — bezeichnete man als Ritzling. Mehlweiße — rote und grüne. Gutedel oder Petersilientraube. Zapfner — weiße und schwarze. Lagler — weiße. Lambarth — weiße. Schwarze Jakobi-, Schlehen-, Färber-, Burgunder-, Scheuchertrauben. Rotgipfler Fibler, Veltliner — weiße sind Totträger; die Direktträger nannten die Bewohner von Gaubitsch Ungarische Silvaner. Raifaltrauben hatten ihre Heimat in Istrien und im Etschtal; diese Traube lebt in den Flurnamen weiter, z. B. in Erdberg, Stützenhofen, Schratzenberg (1414), Asparn und Feldsberg. Schmeckende oder Wanzenbruttrauben führte Franz Heintl auf seinem Gut in Neping ein (um 1800).

Der Weinstock ist gestaudert oder buschig — er hat viele Trauben. Herrenstöcke — Grüne und Veltliner — tragen alle Jahre. Kreislerstock ist ein erfrorener. Ein Krauterer oder Reißler bleibt im Wachstum zurück; solche gibt es in Jahren mit einem starken Witterungswechsel wie 1896, 1897 und 1898. Ausreißer tragen nur zwei bis drei Trauben. Maukete Stöcke haben nur wenig Trauben. Im Frühjahr rinnt, blutet und trânt der Weinstock, manche rinnen sich zu Tode. Beim Anröhren wurde früher der Stock mit Erde bedeckt, so daß nur drei bis vier Reben = Zvana herausragten. Gruben oder fürschiagen war eine Arbeit, um einen alten Weingarten zu verjüngen. 1902 geschah dies in Poysdorf zum letzten Mal. Siebenmal muß der Hauer um den Weinstock gehen, bis der Herbst kommt. 14 Feinde zählt der Weinstock, bis der Wein im Keller liegt. Der Weinstock braucht viel Arbeit, aber getrunken ist er schnell.

Arbeiten im Weingarten: Schneiden im Frühjahr auf Zapfen oder Bögen; diese nennt man noch Bugreben und Streckker, die aber den Stock umbringen. Fastenhauen = Balkenreiten und Balkenhauen (heute nicht mehr üblich, weil diese Arbeit der Pflug macht). Sie war sehr anstrengend. Balken heißt man den Raum zwischen den Zeilen. Stecken schlagen — heute nicht mehr, weil sie im Winter in der Erde bleiben. Diese Arbeit hörte nach 1914 langsam auf. Jothauen vor dem Jäten. Jodscheren — geschah dreimal im Jahre, um das Unkraut zu vernichten. Statt

scheren sagte man auch rigeln = auflockern, abräumen — ausläutern, ausbrudern, jäten in Großkrut, ausbrechen = die blinden Reben und die Irchsenbrut wegreißen, die dem Stock viel Saft entziehen. Binden mit dem Bandstroh, das der Hauer im Fürta = Schürze trägt; er nimmt die Halme beim Hapn (Haupt), damit er sie nicht verwirrt.

Überbinden = ein zweites Binden. Abstützen der Reben mit der Sichel oder mit der Rebschere. Abwipfeln = Okapln = ein zweites Abstützen. Spritzen, das in Poysdorf nach 1888 aufkam und zuerst mit einem Pinsel geschah; die Flüssigkeit trug der Arbeiter in einem Kübel, später gebrauchte man die Spritzbutte. Das Spritzen erfolgt öfters im Laufe des Sommers. Dadurch erhalten die Weingärten einen bläulichen Schimmer. Gegen das Spritzen lehnten sich die konservativen Alten auf und verwarfen diesen „Schwindel“, der nur dem Weinstock schadet.

Hauergeräte: Die Haue und zwar die Spitz-, Breit-, Reit- und Rodehaue; die leichte Schere wird gegen das Unkraut verwendet. Die Haue trägt der Arbeiter an einer Schnur über die Achsel. Frauen halten das Werkzeug in der Hand — nie über die Schulter. Die Haue wird jetzt nicht viel verwendet im Gegensatz zu früher. Weinmesser, Rebschere, Taschenfeitel, Hackel oder Dapel zum Steckenschlagen, da viele im Laufe des Winters locker wurden. Hüterhackl, Hüterpeitsche, Hüterpistole. Butte, Zwei-Metzenbutte, Büttel mit einem Griff, Maischboding, Leiterl oder Stiege, Traubenmühle zum Obidrahen der Trauben. Früher gab es ein Mostlschaffl, Stößl zum Zerdrücken der Trauben, Mostler = der Arbeiter, Mostreiter zum Seihen des Mostes. Das Mosteln wurde um 1900 durch die Traubenmühle verdrängt. Load = Maischfaß, Hut, Kübel, Maischeinfüllen = einschlagen.

Granz, Preßtenne, Reifen, Stock, Schoßkori = Schußgaites, der durch die Maueröffnung des Preßhauses gesteckt wird, Stein-, Hebelpresse, Trabingerpresse bis 1890 im Gebrauch, Kasten, Schrauben, Hengst = der obere Preßbaum. die Stuteln = die Seitensäulen, die Gans wird auf die Trauben gelegt und ist eine Platte, Korb, Winde, Stock aufstoßen = die gepreßten Trauben auflockern. Faß, Zapfen, Türl, Beul, Klemmer, Untersatzl, Kanter (unter dem Faß). Heber und Tupfer, Gläschen und Mostkrug.

Jedes Faß kocht seinen eigenen Wein — je nachdem ob es ein Akazien-, Eichen- oder Betonfaß ist. Weinloaden = Verkauf des Weines aus dem Keller, Weinamper zum Hinaustragen des Weines, Viertelschaff mit zwei Griffen, Schopfer, Sachter. Vor

dem Gebrauch werden die Fässer geteilt = in Wasser eingeweicht. Nach der Größe unterscheidet der Bauer: 1/2-Eimer-, ein-, zwei-, fünf-, sieben-, dreißig- und sechzig-Eimer-Fässer.

Der Weinwagen besitzt zwei Stangen, Weinbaum geheißen. Die Load dient zum Heimführen der Maische; sie ist ein- oder zweispännig. In der Dunst- oder Dampföhre können die Gärungsgase aus dem Keller entweichen; mit der Windmühle geschieht dies sehr rasch. Die Kraxen benötigt der Hauer zum Misteinhauen. Die Krenzen heißt in der Laaer Gegend Ziste, ist aber ein kleiner Buckelkorb.

Der Wein ist gesund, kahmig = er hat einen Stich, zähe, blind = eine feine Trübung, rauf = ein unausgebauter Wein, mäuselt = in einem schimmlichen Faß, staubig = eine feinkörnige Trübung, trüb = eine grobe Trübung, blumig = er hat einen zarten Geruch wie eine Blume, reintonig = ihm fehlt jeder fremde Geschmacksstoff, süffig = nicht viel Alkohol, leicht, stark, schwer = nach dem Alkoholgehalt, milde = wenig Säure, resch = viel Säure, sauer = sehr viel Säure (ein Krautwasser) spritzig = mäßiger Kohlensäuregehalt, er hat a Weintürl = er befindet sich in einem Faß, das durch mehrere Jahre nicht ausgeschwefelt und mit Wein gefüllt war, er hat einen Hohlgeruch, wenn das Faß nur halbvoll ist, er hat einen Bocksergeschmack, weil viel Schwefel drin ist, er hat a Gefrierl, wenn bei der Lese die Trauben gefrieren, er hat einen Ton = ihm fehlt der richtige Geschmack, er springt = er perlt beim Eingießen, er hat a Altl = ein Nachgeschmack, er bricht sich = er hiltzelt nach dem Faß, er hat a Neuerl = er schmeckt nach dem Faß, dem der Weinstein mangelt, er hat a Klauen = ein schlechter Wein, er hat umdraht = er ist noch nicht ganz rein, er blodert = macht eine Wellenbewegung, ein Dreimänner-Wein = ein Sauerampfer; er ist so schlecht, daß den Trinker drei Männer halten müssen. Diesen Ruf genoß der Wein von Schrick, den einmal Prinz Eugen trank und dann sagte: „Lieber stürme ich noch einmal Belgrad, als daß ich einen Schrickler Wein trinke.“ Der Wein wird gehaust = gereinigt und filtriert. Wein abziehen muß der Bauer an einem sonnigen Tag, wenn Schnee gefallen ist. Wenn im Most ein Ei nicht untergeht und in der Höhe schwimmt, zeigt dies von einer besonderen Güte. Zu Martini findet in den Kellern das Weinloben statt, d. h. er wird gekostet und der Verkaufspreis bestimmt. Nach dem alten Kellerrecht ist es verboten, an den Fässern zu klopfen. Ein Einleger ist ein Hauer, der keinen eigenen Keller hat und seine bescheidene Weinmenge bei einem anderen unterbringt.

Bekannte Weine:

Der Brünnerstraßler heißt Landwein und galt früher als Darmreifer. Der Würnitzer Steingrübler, der Falkensteiner Rosenberger und die Rotweine von Höbersbrunn sowie von Hauskirchen besaßen einen guten Ruf. Das Gegenteil der Landweine sind die Gebirgsweine. Den Strohwein machte man aus gesunden Weintrauben, die längere Zeit auf Stroh der Sonne ausgesetzt waren. Heintl erwähnt einen Piccolit, der heute unbekannt ist. Der Ausbruch stammt von ausgesuchten trockenen Weintrauben in guten Weinjahren. Früher gab es verschiedene Kräuterweine, z. B. Wermutweine. Der Bauer steckte ein Säckchen Wermut in den gärenden Most. Beliebt waren die Kirsch- und Weichselweine; da wurden Kirsch- und Weichselkerne zerstoßen, in ein Säckchen gefüllt und in den gärenden Most gehalten.

Die Nikolsburger Juden tranken nur den Koscherwein aus den schönen Trauben. Dabei durfte kein Christ helfen oder mitarbeiten. Die Geistlichen brauchen für den Gottesdienst den Meißwein, zu dem man nur edle Trauben nimmt. Die Pfarren aus der Josefinischen Zeit (Lokalien genannt) hatten das Recht, in ihren Gemeinden zur Lesezeit Most zu sammeln, es war dies der Pfarrmost oder Kirchenwein. Die Gemeinde Eibesthal reichte 1660 zu Martini dem Pfarrer den Kirchenwein. Die Hanfthaler vertrinken am Aschermittwoch im Gasthaus mit einem Viertel Wein die Felddisteln und das Unkraut auf den Äckern. Vergessen ist heute der Roratewein, den im Advent mancher Pfarrer bekam.

Von besonderer Güte ist der Kometenwein, der nur in Jahren wächst, in denen ein Komet erscheint. Der Sal- oder Solwein ist der Rest im Faß, der bei einem Verkauf übrig bleibt. Den Tischwein trinkt man bei den Mahlzeiten. Im Jahr 1908, als der Kaiser Franz Josef sein 60jähriges Regierungsjubiläum feierte, nannten die Bauern die Fechsung Jubiläums- und Kaiserwein. Die Bauern beginnen die Lese um Michaeli, es ist ein Bauernwein zum Unterschied von den Grundherren, die zu St. Gallus am 16. Oktober begannen und einen Herrenwein erhielten (Spätlese). Bei den Herrschaften gab es für die Arbeiter und Beamten einen ordinari-, Gesinde- oder Dienerwein; sie erhielten auch nur den Bieressig, die Herrschaften gebrauchten in ihrer Küche den Weinessig.

Einen guten Ruf genoß der Kommende-Wein der Johanniter in Mailberg. Die Armen im Mistelbacher Spital tranken den Pfrüntwein, über den sie aber klagten. Den Füllwein braucht der

Bauer zum Nachfüllen der Fässer, die stets voll sein müssen; bei Spezialweinen nimmt der Bauer Steine. Den Tresterwein erzeugt man aus den Trestern, die aber nach dem Pressen nicht zu lange liegen dürfen. Den Panwein schenkte früher der Grundherr in den Sommermonaten in den untertänigen Gemeinden aus; da mußten die Buschenschänken ihren Zeiger einziehen und den Keller sperren. 1670 gab es einen Fliegenwein, weil zur Lese eine Fliegenplage in den Weingärten herrschte. 1675 nannten die Leute den sauren Wein Krampelsteiner.

Nach 1750 verlangte die Regierung, daß die Bauern einen Kommerzwein herstellen, der sich für den Handel mit dem Auslande eignen sollte. Die Hauer in Patzmannsdorf erzeugten nach 1918 einen vorzüglichen Ribiselwein. Gern gekauft wurde der Rotwein von Hauskirchen und Höbersbrunn, den man auch Ochsenblut hieß.

Die Schmiede holten sich im Herbst von den Kunden den Festwein, die Binder den Ausfeuerwein und die Maurer bei der Dachgleiche eines Neubaus den Firstwein. Nach dem Getreidebruch tranken die Arbeiter beim Reinigen der Frucht den Windwein. Beim Druschhahn fehlten nie Geselchtes, Mehlspeisen und der Druschwein. Nach dem Holzsägen und -spalten im Frühjahr gab es beim „Holzhahn“ immer einen guten Holzwein.

Den Johanniswein lassen die Kl. Hadersdorfer zu Weihnachten am 27. Dezember in der Kirche weihen, gießen einige Tropfen in die Fässer ihres Kellers und trinken ihn als Medizin. Er verleiht den Frauen Schönheit und Anmut, den Männern Kraft und Stärke. In Ringelsdorf reichte 1825 die Gemeinde den Feldhütern einen Gemeinetrunk. In Herrnbaumgarten stärkten sich die Leute, welche an den hohen Feiertagen die Kirche schmückten, um 1750 mit dem Aufputzwein. In Hohenau wird um 1770 ein Steuerwein erwähnt. Nach alter Sitte tranken 1694 die Lanzendorfer am Ostermontag im Gemeindegasthaus den Leihkauf von 10 Eimer Wein. Inleute sowie Burgknechte hatten Anspruch auf $\frac{1}{2}$ Eimer, Richter und Geschworene zusammen auf 1 Eimer und jedes Haus auf $4\frac{1}{2}$ Maß. Die Herrnbaumgartner verbesserten ihre Weine mit getrockneten Pfirsichkernen oder gekochten Akazienblättern; dieser Tee mußte kalt sein, wenn er in das Faß geschüttet wurde.

Herrnbaumgarten und Schrattenberg erzeugten einen Süßmost, Vornatsch oder Vonatz genannt. Im Etschtal gab es eine

Traubensorte Vornatsch; dieser Name ist angeblich alträtisch ¹⁾). Die Erzeugung des Süßmostes brachten um 1600 Italiener in unsere Heimat, die als Maurer und Seidenraupenzüchter von den Liechtensteinern gerufen wurden. Der Most tropfte durch Leinensäckchen, die im kalten Wasser gewaschen wurden, in eine Rinne; dazu kam etwas Senfmehl; ein Drittel wurde gekocht und zwei Drittel blieben in natura. Der Most gelangte in Halb- oder Ein-Eimerfäßchen, die mit Birkenreisern gegürtet waren, in den Handel, und zwar ging er als Frauendorfer oder Frauenwein von Herrnbäumgarten nach Krems, von Schrattenberg aber nach Mähren. 1884 wurde der letzte Vornatsch gemacht.

Aus dem Brauthaus holen sich nach alter Sitte die Ortsburschen am Abend den Hochzeitswein — in Bernhardtsthal heißt er Stichwein, in Nieder-Absdorf Büttelwein, in Poysbrunn Lattenhocker, in Nieder-Leis Stupfwein, in Poysdorf Hochzeitswein. Die Regierung verbot ihn 1776, doch blieb der Brauch erhalten. Die Kürschner in Mistelbach spendeten bei einer Hochzeit einen Eimer Wein, bei einer Meisterstochter nur einen halben Eimer.

Die Dorfburschen kauften sich, wenn sie erwachsen waren, in die Burschenschaft mit dem Einstand ein; es war dies eine Weinspende, die sich nach den Vermögensverhältnissen des Vaters richtete. Wurde ein Lehrbursche freigesprochen, so zahlte er den Taufwein, ebenso ein Geselle, der Meister wurde. Statt des Trinkgeldes läßt der Bauer gern den Fremden trinken — gewöhnlich ein Glas voll Wein. Uralt ist die Sitte des Zutrinkens (Prost-trinken), wobei man mit dem vollen Glas an das des Hauers anstieß. Beim Most oder Sturm ist dieser Brauch verboten, aber nach Martini schon gestattet. Diese Sitte artete zeitweise so aus, daß die Regierung strenge Verbote erließ, die aber nicht befolgt wurden.

Kam früher eine Standesperson in eine Gemeinde, so erhielt sie aus der Hand eines Mädchens den Ehren- oder Willkommen-trunk im Rat- oder Gasthaus. Die Poysdorfer empfingen so 1645 die Schweden, damit sie den Markt nicht brandschatzen sollten. Da konnte man sagen: „Ein Glas guten Weines übersteigt die höchste Mauer und macht aus einem Feind einen Freund.“

¹⁾ Es handelt sich um den südtiroler „Vernatsch“ (ital. vernaccia), die dort einstmals am meisten gepflanzte Rebsorte. Der Name leitet sich wohl von lat. vernacius, bzw. vernaculus = einheimisch ab. Vgl.: Franz T um l e r, Herkunft und Terminologie des Weinbaues im Etsch- und Eisaktale (= Schlern-Schriften Bd. 4) Innsbruck 1924, S. 16. Karl Theodor H o e n i g e r, Südtiroler Weinfibel. Weinchronik, Weinreise, Weinkost, Weinwörterbuch, Weinschriften. Bozen 1946. S. 131 f. Red.

Die Chormusiker erhalten am Fronleichnamstag den Vesperwein als Lohn für ihre Tätigkeit im Dienste der Kirche. Die Fahnenträger in Poysdorf richteten sich vor dem Fronleichnamsumgang bei den vier Altären Labestationen ein, um sich durch einen kräftigen Trunk zu stärken. Den Zigeunerwein reichte die Gemeinde jenen, die an einer Streifung teilnahmen, um diese vogelfreien Wegelagerer einzufangen; sie tranken ihn im Hause des Dorfrichters. Die Sargträger erhalten nach einem Begräbnis den Leichenwein und der Totengräber eine volle Flasche davon. Beim Totenmahl fehlte neben Käse, Brot und Fische nie der Wein. Am Allerseelentage vereinigte sich nach dem Friedhofsgang im Keller die ganze Sippe zum Allerseelentrunk. Verließen die erwachsenen Kinder das Elternhaus, so gab es einen Abschiedstrunk im Vaterhaus.

Der Bauer schüttete einige Tropfen Wein vor der Aussaat im Frühjahr in den Hafer. Damit die Pferde kräftig und feurig bleiben, gibt ihnen der Bauer eine Brotschnitte, die er in Wein getaucht hatte. Bei einem Kauf, Verkauf, bei einer Verlobung im Bauernhaus darf nie ein guter Tropfen fehlen.

Der Schöpfmost befindet sich in der Maischboding bei der Lese, der Preßmost fließt im Keller von der Presse. Der Haustrunk oder Nachwein hat beim Volke verschiedene Namen: Glauer, Slawanka, Zinzimus in Alt-Lichtenwarth; aus diesem Haustrunk kochte früher die Bäuerin zum Frühstück die Weinsuppe, die dann der Kaffee verdrängte. Das Wort Glauer oder Lauer leitet Heintl von dem lateinischen *lora* ab; so hieß bei den Römern der Sklavenwein.

Zahlreich sind die Bauernregeln, die auf ein hohes Alter zurückblicken und eine feine Naturbeobachtung unserer Ahnen verraten; sie vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht und sind ein Denkmal der Bauernweisheit, die wir nicht hoch genug einschätzen müssen in einer Zeit, die oft nur von dem dummen Bauer spricht.

Das Futter beim Abräumen des Weinstockes soll der Hauer in der Leibtasche heimtragen, d. h. er muß mit dieser Arbeit frühzeitig beginnen. Ein zeitlich Band erhält die Trauben ganz, d. h. das Binden der Reben soll früh geschehen. Wenn der Windling im Juni blüht, ist der Hauerknecht stolz; denn da braucht ihn der Bauer noch lange und er wird nicht arbeitslos. Bein gut — Wein gut; ein gutes Birnenjahr bringt viel Wein, ebenso: Holunder gut — Wein gut. Hafer gut — Wein schlecht. Der Hafer braucht gerade in der Blütezeit des Weinstockes den Regen, der aber den Blüten schadet. Hafer schlecht — Wein gut. Reift das

Holz des Stockes im Herbst gut aus, so folgt ein gutes Weinjahr. Viel Krampeltrauben weisen auf eine reiche Lese im folgenden Jahr. Viel Schrollen — viel Weinbeer, der Weinstock liebt eine trockene warme Witterung. Ein schweres Hauen — ein geringes Lesen; Regen und kühles Wetter verträgt der Stock nicht, da er ein Kind des Südens ist. Soviel Rebbündel der Weingarten beim Schneiden gibt, soviel Eimer Wein liefert er im Herbst. Als im Jahre 1814 ein saurer Wein wuchs, der teuer verkauft wurde, sagten die Bauern: „Saurer Wein — süßer Pfennig.“

Viel Weintrauben der Irchsenbrut deuten auf eine reiche Lese im folgenden Jahr. Sonnenschein an folgenden Tagen des Jahres verkünden eine gesegnete Lese: Vinzenz — 22. Jänner, Josef — 19. März, Maria Verkündigung — 25. März, Pankraz — 12. Mai, Urban — 25. Mai, Christi Himmelfahrt, Peter und Paul — 29. Juni, Maria Himmelfahrt — 15. August, Laurenz — 5. September. Wenn in der Christnacht der Wein im Faß „plaudert“, wenn die Beeren des Efeu schön blau sind, wenn die Eichen schon vor dem Mai Blätter haben, wenn es viel Maikäfer gibt, wenn es im Mai donnert, wenn am Fronleichnamstag das aufgestreute Gras beim Umgang rasch dürr wird.

Schlechte Vorzeichen für die Weinlese: Wind in der Silvester- nacht, viel Luzerne- klee, viel Obst im Herbst und große Futter- rüben.

8er Jahre sind gute Weinjahre, 7er Jahre wenig, aber gut, 6er Jahre schlecht. 1866 trug mancher Bauer seine Lese in einer Butte heim; da sprach er: „Zuerst das Eis (Frost im Mai), dann der Preuß und zuletzt die Sch . . . (Cholera). Das muß man sich merken.“

Zu Theres beginnt die Les; zu St. Galles lest alles. Wie das Wetter zu Ägidius (1. September), so ist es in der Lesezeit. Wenn die Schlehen im Frühjahr blühen, fürchtet der Hauer einen Frost. Diese Gefahr hat zu Urban am 25. Mai sein Ende, weil dieser vom Backofen kriecht. Wer im Keller sein Glas Wein nicht austrinkt, läßt einen Feind zurück. Schüttet ein Gast durch Unvorsichtigkeit bei Tische seinen Wein aus, so gibt es bald eine Kindstau- fe. Womit kann man einen Mann leicht betrügen? Antwort: Mit einem Wein, einem Weib und einem Roß. In Herrnbaum- garten sagen die Bauern: „Wenn viel Wein wächst, saufen die Kühe ein Faß Wein aus.“ Bei der Trockenheit wächst wenig Gras und Klee, so daß der Bauer Futter kaufen muß. Von einem schlechten Wein heißt es, er ist gut zum Darmauswaschen. Hat der Bauer den Most bei der Lese stark aufgezuckert, so sagt man:

„Der Wein hat zuviel Hohenauer-Sonne“; hier ist nämlich eine Zuckerfabrik. „Wein austragen“ — bedeutet mit der Zeche dem Wirt entweichen. Die Tränen des Weinstockes im Frühjahr galten als Heilmittel bei Augenkrankheiten. Wein im Mörtel bei einem Bau vertreibt die bösen Geister und Hexen; deshalb gab der Bauer beim Ausräuchern des Hauses in den Rauh Nächten einige Tropfen Wein in die Glutpfanne.

Heute erleben wir einen Umbruch im Weinbau, weil der Traktor, der das Dorf erobert hat, eine Umstellung in der Wirtschaft der Bauern brachte. Die alte Stockkultur aus der Römerzeit sowie die Drahtkultur wird langsam von der Hochkultur verdrängt. Die Handarbeit gehört der Vergangenheit an. Die Weingärten erhalten ein neues Aussehen. Überall weht ein neuer Geist, der den alten Sprachschatz der Alten vergessen läßt. Mit Recht kann man daher sagen: „Eine Welt bricht zusammen.“

Quellen: Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gemeindearchiv von Poysdorf.

Franz v. Heintl, Der Weinbau des österr. Kaisertums (= Die Landwirtschaft des österr. Kaiserthums, Bd. 4 und 5) Wien 1820.

Mitteilungen der Frauen Barbara Lackner und Theresia Wagner in Poysdorf.

Drei Erzählungen über den hl. Petrus am Weinberg, aufgezeichnet im steirischen Sansal

Von Elfriede L i e s

Die drei einander in den Hauptmotiven ähnelnden Erzählungen könnten vielleicht auf einen ehemals dort üblichen, eventuell durch eine Winzerbruderschaft ausgeführten Flurumzug mit einer Statue des hl. Petrus hinweisen. Dies ist wohl nicht gewiß, aber jedenfalls will ich darüber berichten.

Alle drei Erzählungen besagen, daß eine Statue des hl. Petrus durch zwei Männer in die Weinberge getragen und von ihnen dort zurückgelassen wird, worauf in zwei Fällen der Heilige selbst seinen Weg fortsetzt und die Weingärten segnet. Der dritten Erzählung jedoch fehlt dieser legendenhafte Zug ¹⁾.

Alle drei Erzählungen bringen eine plausible Erklärung dafür, wie die Statue des hl. Petrus aus der Kirche, bzw. Kapelle hinaus und ins freie Feld gekommen sei. Zwei Erzählungen eignen der ohne Übergang gebrachte Schluß, daß die von der Arbeit heimkehrenden Winzer im letzten Abendlicht den hl. Petrus segnend durch den Weingarten gehen sehen. Nichts drückt deren Erstaunen darüber aus, daß der Heilige leibhaftig durch den Weingarten geht, von dem eigentlich nicht gesagt wird, ob er sich nun in der Gestalt seines Kultbildes bewegt habe, von dem so ausführlich berichtet worden war, wie es ins freie Feld kam und dann dort zurückgeblieben ist ²⁾.

Zum Erzählen selbst will gesagt sein, daß der breite Bericht davon, wie die Heiligenstatue von den zwei Männern getragen

¹⁾ In Südtirol erzählte man sich, daß der hl. Petrus im Weingarten schlief, während Christus segnend durch den Weingarten ging.

In der ehemaligen Untersteiermark: Während Christus die Weingärten segnet, nascht St. Petrus von den Weintrauben, stolpert später beim Nachlaufen und verstaucht sich den Fuß.

²⁾ Meine Frage, ob nun eigentlich die Statue wieder in die Kirche zurückgekommen sei, blieb unbeantwortet. Man habe berichtet, was man davon wisse, mehr sei nicht bekannt — sagte man nach Art der Erzähler unwillig, die alles weitere Ausholen für ein Überspielen ihrer Pointe ansehen.

wird — es sind in allen drei Geschichten immer zwei Männer, welche die Figur zunächst tragen und dann stehenlassen —, schwankhaft in Tonfall und Gesten gebracht wird. Mit besonderer Sorgfalt wird die Entwicklung des Streites zwischen den beiden Männern dargetan, des Streites, der dem Verlassen der Statue voraus geht. Im folgenden kann jedoch dieser Streit nur ganz kurz angegeben werden, weil er nämlich hauptsächlich durch lebhafteste Gesten und Mimik dargestellt wurde. Ganz besonders ist das vom Streit der beiden Diebe zu sagen, bei dem es darum geht festzustellen, daß und weshalb die Figur des Heiligen vorne schwerer sein müsse als hinten.

Die beiden Diebe laufen schließlich davon, als sie neben sich lachen hören. Daß es schließlich der hl. Petrus selbst ist, der die beiden Diebe durch sein Lachen verscheucht, wird in dieser Geschichte nicht ausdrücklich gesagt, die andere Erzählung aber, in der von den zwei Winzerburschen berichtet wird, welche den Heiligen stehen lassen um zu den Mädchen zu laufen, erklärt auch dieses.

Unwillkürlich denkt man jedoch beim Streit der beiden Winzerburschen wegen des Lachens, womit sich einer von dem anderen verspottet glaubt, weil sie zunächst noch nicht wissen, woher es kommt, an die Geschichte von Till Eulenspiegel im Bienenkorb. Aber die Erzählung selbst lenkt ab, sie deutet an, St. Petrus habe, da er auf den Schultern getragen wurde, die Szene der zwei Mädchen mit dem widerspenstigen Schwein schon eher sehen können, als die zwei Burschen, die sich erst aufrecken mußten um sie zu bemerken.

Daß er, St. Petrus, darüber gelacht haben könnte, wird im nachhinein gar nicht bezweifelt. Die Akteure selbst sind Winzer-söhne, und Winzer sind es auch, die später das Kreuzzeichen machen, als sie St. Petrus segnend durch den Weingarten gehen sehen.

Diese überraschende Wendung der zunächst schwankhaften Erzählung wird nur ganz kurz berichtet, ohne jede Erklärung und mit nur halblauter, fast andächtiger Stimme.

Die letzte der drei Erzählungen erklärt ebenfalls das Motiv wie St. Petrus aus der Kirche ins freie Feld gekommen ist, kennt aber nicht den Segengang des Heiligen durch den Weingarten. Es ist jedoch auch möglich, daß dieser Zug mit Vorbedacht unerwähnt blieb. Ich habe diese Geschichte auch nicht durch Zufall erfahren wie die beiden anderen, sondern durch andeutungsweises Erzählen des Anfangs der zwei mir schon bekannten Geschichten. Sogleich wurde mir lebhaft widersprochen, ja sogar

gesagt, ich habe mir da einen Bären aufbinden lassen, der Handel sei ganz anders gewesen und habe sich drüben im Sausal mit einem fremden Pfarrer begeben.

Die Erzählerin — diesmal handelt es sich um eine Frau, die ich in Wien traf — stammt auch, wie alle anderen Gewährsleute aus dem steirischen Winzerstand und ist nun schon mehr als zwanzig Jahre als Arbeiterin in einer Fabrik tätig.

Erwähnen will ich noch, daß die Geschichten, die vermutlich normalerweise bei der Arbeit im Weingarten erzählt werden, teilweise erotisch gemeint sind, was sich nicht nur aus dem Inhalt ergibt, es wird vor allem auch durch die Art des Erzählens betont. Es darf hier vorausgesetzt werden, daß derartige Dinge wie auch sonst allenthalben für wachstumsfördernd gehalten werden.

So viel über die Aufzeichnung der besprochenen Geschichten, nun aber die Erzählungen selbst:

Eines Tages erhielten zwei lustige Winzerburschen den Auftrag, die Statue des hl. Petrus zum Ausbessern zu bringen, da sie von der Zeit schadhaf geworden war. Die beiden Burschen lachten darüber, hoben die Figur auf ihre Schultern und trugen sie fort.

Als sie zum Kogel kamen, war ihnen St. Petrus schon richtig zu schwer geworden, ganz gebückt gingen sie mit ihrer Last dahin. St. Petrus aber auf seiner luftigen Höhe sah weit übers Land und lachte in sich hinein.

Jedenfalls schien es den beiden Burschen so, wie sie später erzählten. Zuerst aber meinten sie allerdings, der vordere von ihnen habe über den hinteren gelacht und der hintere glaubte vom vorderen dasselbe. Darüber wären sie beinahe in Streit gekommen. Sie stellten die schwere Figur ihres Heiligen ins Feld und fingen an gegen einander zu trutzen.

Weil ihnen aber vom Tragen der Rücken ganz krumm war, so mußten sie sich zuerst einmal richtig strecken und aufrecken. Da sahen sie, daß unten im Tal zwei junge Mädchen ein Schwein zu treiben hatten. Diese zogen und schoben das Tier, versuchten zu locken, schlugen es dann auch, aber das Schwein blieb wo es war und rührte sich nicht von der Stelle. Die Mädchen schalten ganz laut, daß man es weithin hören mußte, aber das Schwein machte höchstens einmal einen Satz hierhin oder dorthin, so daß man darin nicht einmal die Richtung erkennen konnte, in die es hätte getrieben werden sollen.

Die Burschen am Berg oben vergaßen über dem Schauspiel ihren Streit, stellten die Figur des hl. Petrus zurecht, kraulten

vor Übermut seinen hölzernen Bart und sagten zu ihm, daß er das alles schon einsehen müsse und liefen einmütig selbänder hinunter ins Tal um den Mädchen zu helfen.

Darüber mochte viel Zeit vergangen sein.

Da stand nun St. Petrus, die ehrwürdige Kirchenfigur im freien Feld hoch oben und ganz allein auf dem Kogel. Zu seinen Füßen hin breiteten sich weitem die Weinberge, von fleißigen Händen treulich bestellt.

Die beiden Burschen kamen nicht wieder.

Als aber die Sonne mählich gegen Abend sank, sahen heimkehrende Winzer wie St. Petrus wahrhaftig durch den Weingarten ging, seine beiden Hände hatte er segnend erhoben, die letzten Sonnenstrahlen umspielten die goldenen Falten seines Gewandes. „Sonderbar“, sagten die jungen Leute und schlugen ein Kreuz, „da ist ja St. Petrus im Weingarten.“ Die Alten aber bekreuzigten sich auch und sagten dazu: „Das hat noch allemal einen guten Jahrgang ergeben, wenn St. Petrus durch den Weingarten gegangen ist!“

* * *

Zwei Landstreicher bemerkten in einer etwas abseits gelegenen Feldkapelle die Figur eines Hl. Petrus. Schnell sicherten sie nach allen Seiten, brachen die Kapelle auf und raubten die Statue.

Als sie ein Stück Weges gegangen waren, wurde ihnen die Last zu schwer und sie stellten sie neben sich ins Gras. Während der Rast gerieten die beiden Spitzbuben darüber in Streit, welcher von beiden künftig vorne, und welcher von ihnen die Figur hinten anzufassen haben werde.

Vorne, so meinte der eine, der bislang voraus gegangen war, sei jede Figur, auch wenn sie ein Heiliger sei, immer schwerer als hinten, daran sei nichts zu deuteln. Aber der andere meinte, da er dem nichts Verneinendes zu entgegnen wußte, hinten käme noch die Last des Bergaufgehens dazu, was auf so steilem Wege eine bedeutende Erschwernis sei. So bemühte sich ein jeder darum, den anderen davon zu überzeugen, daß ihm beim Teilen des für die Statue zu erzielenden Gewinnes mindestens die Hälfte zukommen werde müssen. Aber keiner wollte dem anderen nachgeben.

Als sie gerade tätlich gegen einander losgehen wollten, hörten sie ganz knapp neben sich jemanden lachen. Da rissen sie ihre Siebensachen an sich, rannten querfeldein fort und ließen den Hl. Petrus allein oben am Berg stehen.

Eines Abends, die Sonne versank gerade im Westen, sahen die Winzer beim Heimgehen, wie eine Gestalt langsam durch die Weingärten schritt, sie hatte beide Hände wie segnend erhoben. Die Winzer liefen hinzu um besser sehen zu können, da sagte einer von ihnen: „Kniet alle nieder, St. Petrus segnet den Wein!“

* * *

Es ist schon lange her, da haben sie in Sausal drüben einen neuen Pfarrherrn bekommen. Einen Fremden. Dem war nichts so recht, wie es war, alles mußte sich ändern. Sogar die Heiligen in der Kirche wollte er nicht.

Eines Tages ließ er durch seine Leute die Figur des hl. Petrus verpacken, daß keiner sie kannte, dann ließ er einen Bauern kommen und beauftragte ihn, er solle das Bündel an einen anderen Ort hintragen.

Der Bauer lud sich die Last auf den Rücken und ging damit ein Stück des Weges. Da drückte die Last ihn schwer und er rief einen Winzer herzu, er solle ihm helfen beim Tragen. Der Winzer tat, wie ihm geheißen, faßte mit an und so gingen sie weit übers Land.

Zuerst waren sie schweigsam und redeten nichts, aber dann sagte einer zum anderen, ihm schiene, es würde die Last, die sie da so gemeinsam trügen, immer schwerer und schwerer. Als sie schließlich auf den Kogel gekommen waren, wollten sie rasten und stellten das Bündel neben sich in das Gras. Da fiel es dem Winzer ein, er könne nun den Inhalt dieses Paketes erfragen und es mußte ihm der Bauer antworten, wie es der Wahrheit entsprach, daß er nicht wisse, was sich in der Umhüllung befand.

Sie redeten eine Weile hin und her, darüber wurde der Winzer zornig, weil er dem Bauern nicht glaubte, und der Bauer neugierig, weil er dem Winzer in seinem Herzen recht gab.

Sie beschlossen also das Bündel zu öffnen und weil einer mehr neugierig war als der andere, rissen sie die Hülle ab, daß sie nachher für nichts mehr zu brauchen war.

Wie erstaunten sie aber und erschrakten zugleich, als sie den Hl. Petrus in seinem Glanz so plötzlich vor sich stehen hatten allein mitten im freien Feld!

Der Winzer faßte sich zuerst und rannte davon, dann lief ihm der Bauer nach, weil er verstand, daß es in dem Fall noch das Allerklügste war, was ihm zu tun blieb.

Ein Wurmsegen aus dem Mühlviertel

Von Anton Mitmannsgruber

Das nachfolgende Gebet, den „Wurm“ zu töten, und die Gebrauchsanweisung zur Anwendung dieses Segens steht auf einem handschriftlichen Blatt (Querformat 25 × 19,5 cm) meiner Sammlung. Das Blatt stammt aus meiner Heimat Liebenau im oberösterreichischen Mühlviertel¹⁾. Meine Mutter hat viele solche Sachen gehabt, leider ist das meiste davon als alter Kram nach ihrem Ableben im Jahr 1909 verbrannt worden. Der Schrift nach zu schließen stammt das vergilbte Blatt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Da in letzter Zeit mehrere Arbeiten auf dem Gebiet der Volksmedizin erschienen sind, darunter die Abhandlung über den „Wurm“ als Krankheitsvorstellung von Elfriede Grabner²⁾, möchte ich hiermit die alte Mühlviertler Niederschrift als weitere Materialnotiz zur Verfügung stellen. Die Abschrift gibt buchstäblich, was sich eben lesen läßt; sinnlos erscheinende Worte sind als solche belassen³⁾.

Bemerkenswert erscheint mir die Heranziehung des hl. Georg. Vielleicht hängt sein Auftreten in diesem Segen mit seinem Kampf mit dem Drachen (Wurm = Drachen) zusammen.

Gelobt sey Jesus Christus

† † †

O! Lieber Herr Jesu Christ, du farhst aus gen Acker, begengt (!) dir ein Weiter, der ist ganz Golden, daraus Ackerst drey Würm, der erste ist Roth! der andert ist Schwarz, der dritt(e) ist Todt; daß unser Liebe Frau Mareither giebt; daß ich dier N. N. alle Würm, und alles fressendes wessen Tötten mag, daß Bain beißt, daß Fleisch beißt, daß Blut ist, die Maruk ist, die Tarm ist, die Flax ist, doe Mang (!) ist, (die) Glieder ist, das helfe dier Gott der Vatter † der Sohn † und Gott der heilige Geist † Amen.

Dieses ist drey-mahl unter einander herab zu sprächen mit festen Glauben. Es hilft Gewiß.

¹⁾ Anton Mitmannsgruber und Friedrich Hausmann, Liebenau. Ein Beitrag zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des unteren Mühlviertels. Bd. I Liebenau 1952; Bd. II ebendort 1961.

²⁾ Elfriede Grabner, Der „Wurm“ als Krankheitsvorstellung. Süddeutsche und südosteuropäische Beiträge zur allgemeinen Volksmedizin (Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 81, 1962, S. 224 ff.).

³⁾ Zum Text vgl. Irmgard Hampf, Beschwörung, Segen, Gebet. Untersuchungen zum Zauberspruch aus dem Bereich der Volksheilkunde (= Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C, Volkskunde, Bd. 1) Stuttgart 1961. S. 241 ff.

Darauf muß der nemliche, der den Wurm hat, Betten drey Vatter (unser) und Drey Ave Maria, und eien Glauben, zu Ehren des heil. Ritters St. Georgij.

P. Zu jeden Spruch, muß mit den Mund auf das Orth, wo sich der Wurm zeigt, dreymal mit dem Speichel darauf gespien, und mit dem Fruhten dann abgewischt und jedes mahl das Kreuz darüber zu machen ist. Wenn aber der Wurm schon Oberhand genommen, und in Aiterung übergangen ist, So muß mann Ihn doch zuvor dötten und ist ein flaschen zu machen, was nothwendig ist und gehören folgende Specien zu nehmen: 1 ten Hauß Wurzen. 2 ten Wurm Wurzen. 3 ten Knofel, 4 ten Schwein Gall, 5 ten Umreil, 6 ten Baumoehl, 7 ten Korn Brandwein. Dieße 7 Specien sind alle gut, jede Gattung zu stossen, und zu einem Pflaster unter einander guet zu vermengen, dann wird dieß auf ein schon überbrauchten abgenützten Fetzen aufgestrichen und täglich zweymal frisch auf den Theil auf- und überlegt.

B. Wenn mann den Wurm dötten wil, so muß mann mit der Rechten Hand diesen Theil mit allen möglichen Kräften gewaltig Drücken, und auch mit beyden Händen, wenn mann den Spruch darüber macht.

D. S.

Chronik der Volkskunde

Verein und Museum in den Jahren 1962/63

Am 25. April 1963 fand die Jahreshauptversammlung des Vereins für das Jahr 1963 statt. Der Jahresbericht des Vereines, erstattet von Generalsekretär Dr. Klaus Beitzl, konnte die erfolgreiche Fortführung der bisherigen Arbeit schildern, insbesondere die einzelnen Vorträge und Exkursionen aufzählen. Die Durchführung der Exkursionen, bei denen regelmäßig das eine oder andere Museum besucht wird, hat einen gewissen Kernbestand der Vereinsmitglieder und der Studierenden der Volkskunde zusammengeführt, wodurch eine Intensivierung der Kenntnis der Sammlungsbestände im Land sowie der wissenschaftlichen Bewältigung der vorliegenden Probleme gewährleistet erscheint. Ferner wurde über die Fortführung der Zeitschrift im gewohnten Rahmen berichtet, über den Stand der Vereinsfinanzen berichtete Kassier HObl. Margarete Bischoff. Es wurde der Dank an alle Stellen, die den Verein finanziell unterstützt haben, ausgesprochen, also insbesondere an das Bundesministerium für Unterricht und den Magistrat der Stadt Wien, weiters an die Landesregierungen von Niederösterreich, Steiermark und Burgenland, sowie an den Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs. Die Jahresversammlung wählte die Herren

Hofrat Dr. Dr. Josef Ringler, Innsbruck,

Univ.-Prof. Dr. Karl Meuli, Basel,

Generalkonservator Prof. Dr. Torsten Gebhard, München,

in Anerkennung ihrer Verdienste um die Volkskunde zu Korrespondierenden Mitgliedern des Vereines. Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung hielt Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt den Vortrag „Die Brüder Grimm und der Entwicklungsgang der österreichischen Volkskunde“ im Gedenken an den 100. Todestag Jacob Grimms, gleichzeitig als Vorschau auf die geplante Vereinsexkursion in die Heimat der Brüder Grimm nach Franken und Hessen.

Aus dem Jahresbericht des Museums ist vor allem zu erwähnen, daß das Bundesministerium für Unterricht die Arbeiten tatkräftig gefördert hat. Die zur Verfügung gestellte Jahressubvention betrug dabei erstmalig 120.000,— S. Insgesamt gingen 316.700,— S durch die Kasse des Museums, wobei die meisten Ausgaben für die Erneuerung veralteter Einrichtungen, Adaptierung von Räumen, Vitrinen usw. und für Restaurierungen notwendig waren.

Die Hauptversammlung verfügte am Ende des Jahres 1962 über 60.709 Inventarnummern. Davon entfallen auf den Zuwachs des Jahres 279 Nummern, wovon 103 Ankäufe, 99 Widmungen und 77 Nachinventarisierungen darstellen. An Widmungen sind Spenden von Maria Thurner, Wien, Museum der Ersten österreichischen Spar-Casse, Emanuel Pinter, Prof. Dr. Richard Pittioni, Dr. Klara Csillery, Budapest, Reg.-Rat Leo Schreiner, Edmund Gönczi, H. Sabaditsch, Dr. Elvira Gross, A. Wenzl,

Caroline Buchinger, Arch. Dr. Karl Rumpf, Hedwig Hayd, Frieda Wolf, Ilse und Irma Sladek, Susanne Artlieb, Helene Holomek, Prof. Dr. Leopold Schmidt, Stadt Gent, Österreichische Galerie, Margarete Bischoff, Dr. Ed. Stur, Schönhengster Familie, Dr. Maria Kundegraber, J. R. Steiner, Rudolf Kinast, Rudolf Ester und das Mühlviertler Heimathaus zu nennen. Im Zug unserer Archiverhebungen sind 15 Objekte angefallen.

Bezüglich der Gebäudeausgestaltung sind wir der Gemeinde Wien sehr zu Dank verpflichtet, daß sie sämtliche Außenfenster hat neu streichen lassen. Im Gebäude wurden im Zug der Vereinheitlichung des Rundganges durch die Schausammlung im Obergeschoß vier Türen versetzt bzw. vermauert, im Erdgeschoß ebenfalls Türen vermauert, Stufen gesetzt und eine beleuchtbare Gangvitrine eingebaut. Durch diese Arbeiten war die Neuaufstellung des Raumes „Volkstümliche Holzplastik der Gotik“ möglich, sowie die Wiedereröffnung des Schlittenraumes. Die Sonderausstellungsräume im Erdgeschoß wurden mit einem dauerhaften neuen Anstrich versehen.

In der Schausammlung kamen außer der erwähnten beleuchtbaren Wandvitrine für Uhren eine Durchsichtvitrine für Leuchter im Raum Küche und Keller, eine Pfeilervitrine für Feldflaschen im Raum Keramik und verschiedene kleinere Ergänzungen dazu. Die Tischler und Anstreicher im Hause, welche die meisten dieser Arbeiten im haus-eigenen Bereich geleistet haben, hatten ferner für die Bibliothek einen neuen Kasten für Schallplatten und auch einen durchlaufenden Kasten-aufsatz für den Zeitschriftensaal zu erstellen. Damit ist für einige Jahre Raum für die Neuerwerbungen geschaffen, bei Ausnutzung so ziemlich der letzten Raummöglichkeiten im Museumsgebäude überhaupt.

An Ausstellungen wurde in den Sonderausstellungsräumen eine kleine Schau „Volkstümliche Perlmutterarbeiten aus Altösterreich“ gezeigt, die später vom Niederösterreichischen Landesmuseum übernommen wurde. Außerhalb des Hauses gingen kleine Volkskunstausstellungen in den beiden Wiener Volkshochschulen Wien V (Margareten) und Wien X (Favoriten) vor sich. Im Dezember 1962 wurde in der Volkshochschule Margareten eine eigene Krippenausstellung gezeigt. Eine ganze eigene österreichische Volkskunstausstellung ging anlässlich der Österreich-Woche 1962 nach Oslo. An kleineren Ausstellungen, bei denen Leihgaben des Museums verwendet wurden, sei schließlich noch „Süßes Leben“ der Wiener Zuckerbäcker erwähnt, die in der Arbeiterkammer stattfand und sehr zahlreich besucht wurde.

Neben diesen, zum Teil sehr zeitraubenden Arbeiten gingen die Innenarbeiten weiter vor sich, insbesondere wurden die begonnenen Nachinventarisierungen fortgesetzt. Die Inventarisierung der Leuchtersammlung Benesch konnte durch Dr. Beitz vollständig abgeschlossen werden. Auch die seit längerem laufende Kontrolle der Hinterglasbilder durch den Direktor konnte nunmehr beendet werden; sämtliche nichtausgestellte Hinterglasbilder sind jetzt in eigenen Kartonschubern auf den Depotregalen untergebracht, ähnlich wie in den vorhergehenden Jahren sämtliche nichtausgestellte Motivbilder untergebracht wurden, wodurch dieser sehr bedeutende Bestand des Museums im Gegensatz zu der bisherigen Aufbewahrungsmethode endlich geschützt erscheint.

Das Archiv der österreichischen Volkskunde hat 1962 eine weitere Befragung, nämlich die über „Münzdatierte mittelalterliche Keramik“ durchgeführt. Anlässlich der Aufstellung der hauseigenen Bestände

mittelalterlicher Keramik hatte es sich herausgestellt, daß auch für diese Objektgruppe dringend eine interne Dokumentation notwendig ist. Das Material dieser im allgemeinen befriedigend verlaufenen Befragung wurde durch den Dissertanten Hermann Steininger aufgearbeitet. Das dem Archiv angegliederte Zeitungs-Ausschnitt-Material (Abteilung Z) wurde 1962 zum ersten Mal in größerem Umfang aufgearbeitet, weil dafür probeweise Studenten zum Stundenlohn von 10,— S angesetzt werden konnten. Insgesamt wurden dafür 4832,50 S aufgewendet. Das sehr bedeutende Dokumentationsmaterial ist zur Zeit bereits in 51 Leitz-Ordnern untergebracht, die sachliche Ordnung, die unserer Bibliographie entsprechend durchgeführt ist, wird jeweils von Frau Elfriede Lies kontrolliert.

Die Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde wurde durch mehrere Nachbefragungen fortgesetzt, und mehrere neue Kommentarkapitel konnten erstellt, einige davon auch veröffentlicht werden. Die Burgenländische Landesregierung hat diese Arbeiten dankenswerterweise wieder durch einen finanziellen Zuschuß unterstützt.

Der Gesamtbestand der Bibliothek betrug Ende 1962 17.048 Nummern. Der Zuwachs von 715 Nummern setzte sich aus 263 Nummern Ankauf, 145 Nummern Tausch, 51 Besprechungs- und 25 Belegstücken sowie 231 Widmungsexemplaren zusammen. Von den 209 laufenden Zeitschriften kommen 174 im Tausch gegen unsere Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, nur 10 werden angekauft, die übrigen sind Belege bzw. Widmungen. An internen Arbeiten hat Dr. Maria Kundegraber die Haupt- und Verfasserkartothek weitergeführt, ebenso die Reservekartothek, die Ortskartothek, die Österreich-Bibliographie und die Sachkartothek. Ferner hat sie sämtliche Titel zum Thema Volkskunst auf Karteikarten an die Bibliothek der Akademie der Bildenden Künste geliefert. An den Schreibarbeiten für die Reserve- und Sachkartothek beteiligte sich der Bibliotheksaufseher Erwin Graf.

Der Gesamtbestand der Photothek betrug am Ende des Jahres 1962 an Normalnegativen 9060, an Leica-Negativen 1896, ferner an Positiven 30.000, an Diapositiven 4539. Der Zuwachs (460 Normalnegative, 112 Leica-Negative, 1700 Positive, 521 Diapositive) wurde von Frau Elfriede Lies aufgearbeitet, das heißt inventarmäßig erfaßt, die Positive jeweils auf den Photokartons aufgezogen und in Leitzordnern untergebracht usw. Zur genaueren Erschließung des Bestandes hat Frau Lies eine eigene Kartothek zur Erfassung der photographischen Aufnahmen von wissenschaftlichen Karten angelegt, die im Bestand eine zunehmend wichtige Rolle spielen. Da die meisten wissenschaftlichen Karten sowohl zur Veröffentlichung in Fachpublikationen als auch als Schaukarten gearbeitet sind und verwendet werden, jedoch als Verbrauchsmaterial in keinem Inventarkatalog geführt werden, treten sie in der Photothek erstmalig als Inventarobjekte auf. Dadurch wird dieser Bestand eigentlich erstmalig überblickt. Die Negativkartothek der Karten enthält jetzt bereits 118 Karteikarten, was jedenfalls die Notwendigkeit dieser Art der Erfassung dartut.

Veröffentlichungen der Museumsbeamten liegen zu den verschiedensten Themenkreisen vor. Zu der Ausstellung „Österreichische Volkskunst“ in Oslo wurde ein eigener Katalog in norwegischer Sprache „Utstilling Østerrisks folkekunst“, 24 Seiten stark, veröffentlicht. Zu den anderen Veranstaltungen erschienen jeweils Berichte und Arbeiten der einzelnen Beamten. Die Vorarbeiten zur Aufstellung der

Apotheke im Ursulinenkloster hat Dr. Klaus Beitl in der „Österreichischen Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 1962“ dargetan. Als Ergebnis der Arbeiten von Dr. Adolf Mais an der Volkskultur der Habaner ist u. a. seine Studie „Die Liederhandschrift des Andreas Ehrenpreis“ (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. XI, 1962, S. 58 ff.) erschienen. Der Gefertigte hat außer verschiedenen anderen Arbeiten seinen Cloppenburg Vortrag „Die mitteleuropäischen Volkskundemuseen und ihre Aufgabe in der Mitte des 20. Jahrhunderts“ (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XVI/65, 1962, S. 129 ff.) veröffentlicht. Der komplexe Bestand von Herkunftsakten, Archivmaterialien und Photos aus dem Nachlaß von Prof. Dr. Josef Weninger wurde von Dr. Beitl in einer eigenen kleinen Studie „Ein volkskundlicher Dokumentationsversuch in Vorarlberg vor vierzig Jahren“ (ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 102 ff.) dargetan.

Wenn man die Besucher- und Benützerstatistik des Museums überblickt, so kommt man zur Überzeugung, daß hier stärker vielleicht als bei anderen Museen von einer institutsmäßigen Benutzung gesprochen werden muß. Die Schausammlung des Museums wurde 1962 von 3345 Besuchern frequentiert. Die Bibliothek, an sich reine Studienbibliothek für den internen Gebrauch, wurde von nicht weniger als 949 Besuchern benützt. In der Photothek ergaben sich 1962 109 schriftliche Bestellungen und 39 Aufträge. Die Anzahl der reinen Anfragen bei allen Beamten des Hauses übersteigt die genannten Zahlen um ein vielfaches. An wichtigen ausländischen Besuchern der Sammlung wären 1962 zu verzeichnen: Prof. Dr. Andreas Angyal (Debrecen), Frau Eva Cserey (Ungarisches Kunstgewerbemuseum, Budapest), Frau Dr. Klara Csillery (Ungarisches Volkskundemuseum, Budapest), Frau Prof. Nermin Erdentug (Ankara), Ehrenmitglied Prof. Dr. Sigurd Erixon (Stockholm), Prof. Dr. Gerhard Heilfurth (Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg), Kulturrat Dr. El-Hadidi (Vereinigte Arabische Republik), Bela v. Kristinkovich (Budapest), Roger Lecotté (Paris), Hauptkonservator Dr. Albert Walzer (Stuttgart), ferner die Mitglieder der Belgisch-Österreichischen Kulturkommission. — Für den Besuch des Museums war 1962 die Anschaffung eines Plakates (mit dem keramischen Meisterleuchter aus Deutsch-Kreutz) von Wichtigkeit.

Dank der Unterstützung durch das Bundesministerium für Unterricht konnten sämtliche wissenschaftlichen Beamten Reisen durchführen, Kongresse besuchen und Vorträge auch im Ausland halten. Es handelte sich im wesentlichen um folgende Unternehmungen: Prof. Schmidt besuchte die Europäische Volkskunde-Konferenz in Brüssel und hielt dort (bzw. in Binche) einen Lichtbildervortrag über Faschings- und Maskenwesen in Österreich. Im Dezember des Jahres war er in Padua und Rom und hielt dort jeweils einen Vortrag über Meisterwerke der Krippenkunst in Österreich, wobei der Vortrag im Österreichischen Kulturinstitut in Rom, der auf die Einladung durch dessen Präsidenten Dr. Wilhelm Peter zustande gekommen war, besondere Beachtung fand. Kustos Dr. Adolf Mais war 1962 insgesamt viermal in Mähren bzw. der Slowakei zur Fortsetzung seiner Habanerstudien. Frau Dr. Maria Kundgraber fuhr zur Eröffnung des Museo Friulano nach Udine und zur Errichtung des Freilichtmuseums nach Graz. Dr. Klaus Beitl fuhr zur Europäischen Volkskunde-Konferenz nach Brüssel, anschließend nach Bonn und nach Marburg an der Lahn, wo er einen Vortrag über die Volkscharakterforschung in Österreich hielt.

Sämtliche Beamte hielten in Wien und Niederösterreich Vorträge, besonders an den Volkshochschulen, sowie bei der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung von Niederösterreich und in anderen Vereinen. Zu den Sonderausstellungen usw. fanden jeweils Radio-Interviews statt. So wurden die Unternehmungen des Vereins und Museums jeweils in schlichter Form auch einer breiteren Öffentlichkeit bekanntgemacht.

Leopold Schmidt

Niederösterreichische Volkskundetagung vom 14. bis 16. Juni 1963

Das Niederösterreichische Bildungs- und Heimatwerk hat seine dritte Tagung ganz der Volkskunde Niederösterreichs gewidmet. Die Teilnehmer trafen sich am 14. Juni im Niederösterreichischen Landhaus in Wien zur Eröffnung und zu den beiden Hauptreferaten. Die Tagung rief nicht nur die Fachleute zusammen, sondern sollte auch die Heimatforscher des Landes anregen. Darauf war der Vortrag Richard Wolframs „Volkskunde als Wissenschaft“ abgestimmt, der einen Überblick über die Aufgaben und Möglichkeiten des Faches vermittelte. Leopold Schmidt beschäftigte sich in seinem Vortrag mit den „Farbigen Volksmöbeln in Niederösterreich“, zeigte den Stand der Erforschung im Lande auf und wies auf offene Fragen und Lücken in der Erfassung der volkstümlichen bemalten Möbel hin, die noch zu schließen wären.

Die Fortsetzung der Tagung fand in Langenlois statt, wo am folgenden Tag Helene Grönn eine „Einführung in die Weinbauvolkskunde Niederösterreichs“ gab, die durch den Besuch des Heimatmuseums Langenlois (das nicht nur zum Thema selbst, sondern darüber hinaus über beachtliche volkskundliche Bestände verfügt) und des vor der Wiedereröffnung stehenden Kremser Weinmuseums ihre Ergänzung fand. Die Museumsführungen hatten August Rothbauer und Harry Kühnel übernommen. Der Besuch des modernen Weinbaubetriebes Lenz Moser in Rohrendorf zeigte dem überraschten Besucher die organische Verbindung moderner Weinkultur mit traditionellen Methoden.

Bei einem Heimatabend stellte sich der bedeutende Mundartdichter des Weinlandes Lois Schiffler vor, dessen Lesungen und Erzählungen von Lied- und Tanzdarbietungen von Kremser Sing- und Volkstanzgruppen umrahmt waren.

Den Abschluß der Tagung bildete ein Bericht über laufende Sammlungen im Lande, in die anhand des Beispiels „Maibaum“ Günter Richter einen Einblick gewährte. Eine Diskussion über Brauchtum, Rundfunk und Fernsehen blieb an der Oberfläche.

Wie wichtig diese Bemühungen um die niederösterreichische Volkskunde sind, erhellt aus der bisher mangelhaften Erforschung gerade dieses Landes. Die künftige Ausdehnung der Arbeit durch die Schaffung einer Stelle im Niederösterreichischen Landesmuseum wird wärmstens zu begrüßen sein.

Maria Kundgraber

Museen und Ausstellungen

Oberösterreichisches Landesmuseum

Die Neuaufstellung der kultur- und kunsthistorischen Sammlungen des Oberösterreichischen Landesmuseums im Linzer Schloß ist knapp vor dem Sommer 1963 eröffnet worden. Die volkskundliche Abteilung konnte sich in schönen Räumen großzügig entfalten, Franz Lipp hat

eine bedeutende Schausammlung geschaffen, die hinsichtlich der Darbietung zweifellos die eindrucksvollste Aufstellung im volkskundlichen Musealwesen Österreichs der Gegenwart bedeutet. Die Zeitschrift wird auf diese Neuaufstellung noch mit einem eigenen Bericht zurückkommen.

Salzburger Volkskundemuseum

Vor einiger Zeit konnte hier auf die erfolgreiche Neuaufstellung des Museums im Hellbrunner Monatsschlößl hingewiesen werden (ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 178). Zu dieser Neuaufstellung hat die Leiterin der Sammlung, Friederike Prodingler, nunmehr eine inhaltlich gediegene, ausstattungs-mäßig sehr hübsch gestaltete Einführungsbroschüre herausgebracht: „Salzburger Volkskultur. Eine Einführung für Besucher des Salzburger Volkskundemuseums in Hellbrunn bei Salzburg“ (= Schriftenreihe des Salzburger Museums Carolino Augusteum, Nr. 4), Salzburg 1963 (52 Seiten mit zahlreichen Abbildungen). Das Büchlein gibt tatsächlich nicht nur eine Einführung in das Museum und seine Eigenart, sondern auch in die Gesamtheit der Salzburger Volkskultur, und versucht ferner deren wichtigste Gruppen in Einzelabschnitten darzustellen: Volksglaube und Brauchtum; Religiöse Volkskunst— Krippen; Sagen-, Lied- und Spielgut; Tracht; Hausformen und Siedlungswesen; Volkskunst — Hirtenkunst — Bauernkunst; Hausindustrie; Handwerkskunst (darin z. B. die Keramik); Das Salzburger Bauernmöbel. Die beigegebenen 20 Abbildungen verlebendigen den Eindruck der knappen Darstellung, das Literaturverzeichnis vertieft ihn noch.

Wir haben hier also den Typus eines beschreibenden Museumsführers vor uns, wie er heute vielfach verlangt wird: Eine knappe Darstellung auf Grund der in der Schausammlung gezeigten Objekte. Selbst Kunstsammlungen, Gemäldegalerien, wenden heute diese Führerform an. Beispielsweise hat die Belvederegalerie ein eigenes, sehr gut illustriertes Bändchen von Hans Aurenhammer und Klaus Demus, „Die Österreichische Galerie im Belvedere in Wien“ (Wien 1962) herausgebracht, das man übrigens auch für die volkskundlich-stofflich so wichtige Biedermeiermalerei mit Nutzen heranziehen wird. Solche erzählende Führer sind selbstverständlich weniger für die Benützung während des Besuches als für das Nachlesen nach dem Besuch und für die Vorbereitung auf einen eventuellen nächsten Museumsgang gedacht. Gerade dafür ist sicherlich auch die Broschüre von Friederike Prodingler sehr geeignet, und sollte Nachfolger finden.

Niederösterreichisches Landesmuseum

Das Museum in der Herrngasse zeigte im Juni und Juli 1963 eine vom British Council veranstaltete Ausstellung „Mittelalterliche englische Keramik“, die durchaus sehenswert war. Obwohl es sich um eine kleine Wanderausstellung handelte, die bereits in Graz und Klagenfurt gezeigt worden war, ergaben sich doch auch für fachkundige Wiener Beschauer einige wertvolle Einsichten, zumal es sich ja um Material aus dem bombenbeschädigten London handelt, das in dieser Form der Keramikgeschichte vorher nicht zur Verfügung gestanden war.

Die mittelalterliche Gebrauchskeramik wird nach einer langen Zeit der Vernachlässigung derzeit offenbar überhaupt etwas mehr berücksichtigt. Zur gleichen Zeit fand ja auch in Prag eine bemerkenswerte Ausstellung statt, die ganz der „Mittelalterlichen Keramik

in der Tschechoslowakei“ gewidmet war. Ein relativ gut bebildeter Katalog dieser Ausstellung des Prager Nationalmuseums (32 Seiten und 33 Abb. auf Tafeln, Prag, 1963), geleitet von Zoroslava Drobna, macht mit den wichtigsten Stücken dieser Ausstellung bekannt. Besonders interessant für uns darin der Artikel „Die münzdatierte Keramik“ von Pavel Radomersky.

Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau

Vor kurzem konnten wir auf dieses aufstrebende Museum hinweisen, das unter der Leitung von Helmut Prasch seine Erwerbungen in thematisch gegliederten Ausstellungen vorlegt (siehe ÖZV Bd. XVII/66, 1963, S. 39f.). Nunmehr konnte das Museum im Frühjahr dieses Jahres seine bisher umfangreichste Ausstellung zeigen, unter dem programmatisch anmutenden Titel „Der schöpferische Bauer“. Der Untertitel „Arbeitsbehelfe, Geräte und hölzerne Maschinen im Kärntner Oberland“ zeigt sachlicher, was Prasch mit besonderer Vorliebe sammelt. Zu dieser Ausstellung hat er nunmehr auch einen stattlichen Führer vorgelegt, einen eigenwilligen Katalog, im wesentlichen sparsam aus Separatabdrucken bereits erschienener Artikel zusammengesetzt und durch einem hektographierten Führer ergänzt. So wirkt das Bändchen drucktechnisch wohl etwas uneinheitlich, enthält aber soviel an guten Aufzeichnungen über die verschiedenen Gerätegruppen, und nicht zuletzt auch so viele Abbildungen, daß es seinen Wert behalten wird. Neben den Lichtbildern sind besonders die instruktiven Zeichnungen von Schulrat Franz Ude zu erwähnen, die bei den Geräten mehrfach auch die Arbeitsvorgänge wiedergeben. Man würde sich ähnliche provisorische Führer bei mehreren anderen großen Heimatmuseen wünschen: Sie wären jedenfalls besser als gar keine, und eventuell Vorläufer für künftige genauer gearbeitete und splendorer ausgestattete Kataloge, auf die ja leider auch manches große Museum unseres Faches noch immer warten muß.

Evangelisches Diözesanmuseum für Kärnten

Im Zusammenhang mit unserem Bericht über das kleine Spezialmuseum in Fresach (siehe ÖZV Bd. XVII/66, S. 41f.) ist nunmehr eine Abhandlung von Pfarrer Oskar Sakrausky „Glaubenszeugnis und musealer Gedanke“ (Die Saat. Kirchenbote für das evangelisch-lutherische Österreich. 10. Jg., F. 16, 18. August 1963, S. 239f.) erschienen, die in sehr interessanter Weise vom protestantisch-theologischen Standpunkt zur Gründung und Weiterführung dieses Museums Stellung nimmt. Es steht zu hoffen, daß durch diese Art der Anteilnahme auch die volkskundlichen Probleme der Protestanten in den innerösterreichischen Alpenländern stärkere Beachtung als bisher erfahren werden.

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Ernennung

Der Herr Bundespräsident hat mit Entschließung vom 31. Mai 1963 den außerordentlichen Universitätsprofessor Dr. phil. Richard Wolf-ram zum ordentlichen Universitätsprofessor für Volkskunde an der Universität Wien ernannt.

(Wiener Zeitung Nr. 141 vom 20. Juni 1963)

Universität Innsbruck

Dissertation

Nikolaus Christian Kogler, Motivbilder aus dem östlichen Nordtirol. Maschinschrift 217 Seiten (und ein separater Katalog- und Abbildungsteil). Innsbruck 1962. (Ilg-Lutterotti.)

Hohe Auszeichnung

Der Herr Bundespräsident hat dem Oberrat der Oberösterreichischen Landesregierung Dr. Franz Lipp, Vizedirektor der Oberösterreichischen Landesmuseums, mit EntschlieÙung vom 29. März 1963 das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.
(Wiener Zeitung Nr. 144 vom 23. Juni 1963)

Richard Kurt Donin †

Am 1. Mai 1963 ist Hofrat Prof. DDr. R. K. Donin, Präsident der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung in Wien gestorben. Donin, der in Wien am 4. Juni 1881 geboren wurde, war eigentlich Jurist und stand bis 1931 im Dienst der Niederösterreichischen Landesregierung. Seit der Zeit vor dem ersten Weltkrieg schon galt jedoch sein Hauptinteresse der Kunstgeschichte. Insbesondere die Geschichte der bildenden Kunst in Wien und Niederösterreich wurde von ihm vielfach bereichert, seine Forschungen zur Architektur der romanischen und der gotischen Epoche im Lande, aber auch zu den Schlössern und Bürgerhäusern in Niederösterreich sind aus der Gestaltung unseres heutigen Geschichtsbildes nicht wegzudenken. Donin war nicht nur ein Forscher, er verstand sich durchaus auch auf die Organisation der Vereine, die in mancher Hinsicht geradezu sein Lebenselement waren. Die Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung wie der Verein für Landeskunde von Niederösterreich haben ihm für seine jahrzehntelangen, hingebungsvollen Bemühungen zu danken. Auch der Verein für Volkskunde darf sich diesem Dank anschließen, da Donin in den schwierigen Jahren 1945/1946 die Überleitung des Vereines in die Hand nahm und sein vereinsrechtliches Weiterleben durchsetzte. Er war damals Leiter des provisorischen Vereinsausschusses (vgl. ÖZV I/50, 1947, S. 119) und hat sich als redlicher Treuhänder und Vermittler bewährt. Ehre seinem Andenken.
Leopold Schmidt

Hermann Wopfner †

Am 16. Mai 1963 ist das Ehrenmitglied unseres Vereines Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner im Alter von 87 Jahren in Innsbruck gestorben. Der Verewigte, der sich infolge seines Charakters, seiner wissenschaftlichen Leistungen und seiner Fürsorge für seine Schüler allenthalben höchsten Ansehens erfreute, war eigentlich Sozial- und Wirtschaftshistoriker. Von seinen Forschungen über das bäuerliche Erbrecht gelangte er allmählich zur Volkskunde, vor allem zur Sachforschung, zur Siedlungs- und Bauernhausforschung. Er ging dabei nicht nur von seinen historischen Vorstudien, sondern vor allem von seinen Eigen-erlebnissen auf Bergwanderungen im Sommer und im Winter aus. Der Titel seines Büchleins „Anleitung zu volkskundlichen Beobachtungen auf Bergfahrten“ (= Beiträge zur Jugend- und Heimatkunde, 4) Innsbruck 1927, ist für eine ganze Generation alpenländischer Sammler und

Forscher verpflichtend gewesen. Manche seiner in diesem Sinn photographierten und niedergeschriebenen Beobachtungen, vor allem seine „Siedlungs- und volkskundliche Wanderung durch Villgraten“ (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Bd. 62, 1931, S. 246 ff.) sind durch dreißig Jahre hindurch vorbildlich geblieben. In der bewußten Beschränkung auf Tirol, in dem dauernden Umkreisen der gleichen geschichtlich-volkskundlichen Themen: Ehre und Freiheit des tiroler Bauernstandes, lag Wopfners Begrenzung und Größe zugleich. Die Innsbrucker Volkskunde als Wissenschaftsbetrieb ist durch ihn nicht an den allgemeinen, sich mehr und mehr vertiefenden Strom unseres Fachlebens herangeführt worden. Aber es tat immer gut, von dort aus ab und zu einen prüfenden Blick auf die Haltung Wopfners zu tun, da er gewissermaßen persönlich die Einstellung unserer Hochalpenländer zum Zeitgeschehen zu verkörpern vermochte.

Wopfners Eigenart und Leistung sind früh erkannt und gefeiert worden. Drei Festschriften und eine Selbstbiographie zeugen dafür. Sein ehrfurchtsvoll gepflegtes Andenken wird ihn lang noch überdauern.

Leopold Schmidt

Josef Hanika †

Am 29. Juli 1963 ist der o. Prof. für Volkskunde an der Universität München Dr. Josef Hanika im 64. Lebensjahr gestorben. Hanika war eine der profiliertesten Persönlichkeiten der sudetendeutschen Volkskunde, in vieler Hinsicht seinem Altersgenossen Bruno Schier verwandt. Wie dieser Gierach- und Jungbauer-Schüler in Prag, also Volkskunde mit Germanistik und Slawistik verbindend, dabei ebenfalls wie dieser von der erwanderten Erfahrung des volkmäßigen Kulturbesitzes angeregt. Frühzeitig zog ihn schon das karpathendeutsche Volkstum an, wichtige Arbeiten wie die „Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel“ von 1927 und die „Ostmitteldeutsch-bairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbaugebiet“ von 1933 werden dauernd ihren Wert behalten. Die eigene westböhmsche Heimat betreute er aber nicht minder, seine „Volkskundlichen Wanderungen zu den Chodenbauern“ von 1943 bezeugen dies. Die bedeutendste Vertiefung im Sinn volkskundlich-kulturhistorischer Arbeit ließ er den Trachten angedeihen; seine „Sudetendeutschen Volkstrachten“ von 1937 sind aus der Geschichte der Trachtenforschung nicht wegzudenken, wenn sie auch durch die Heimatvertreibung von 1945 ein Torso bleiben mußten. Hanika hat sich mit diesem Buch 1937 in Prag habilitiert, wurde dort 1943 Professor; nach dem Verlust der Heimat konnte er in München Fuß fassen, wo er 1955 außerordentlicher, 1959 ordentlicher Professor wurde. Der Volkskunde der Heimatvertriebenen stellte er sich mit gedankenvollen, methodischen Arbeiten zur Verfügung; Vor allem mit dem bemerkenswerten Büchlein „Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung“, 1957. Daneben interessierten ihn aber besonders Substanz- und Strukturuntersuchungen des Brauchtums, insbesondere der Perchtenbräuche, der Maskenrufe usw. In seinen kritischen, sprachwissenschaftlich fundierten, oft auch ethnologisch angeregten Untersuchungen der letzten Jahrzehnte sind Anregungen enthalten, die noch lange ihr spezielles Eigengewicht erweisen werden. Hanika war in den letzten Jahren schon recht leidend und hat daher wohl manche Pläne selbst nicht mehr ausführen können. Sein Gesamtwerk wird dennoch weiterwirken.

Leopold Schmidt

Literatur der Volkskunde

Handwörterbuch der Sage. Namens des Verbandes der Vereine für Volkskunde herausgegeben von Will-Erich Peuckert. Göttingen, ab 1961, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht.

Ende der Zwanzigerjahre fühlte sich die deutsche Volkskunde organisatorisch stark genug, mit der Herausgabe von „Handwörterbüchern“ zu beginnen. Das von Hanns Bächtold-Stäubli redigierte „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ ist das einzige derartige Lexikon geworden, das infolge kluger Planung und Materialaufbereitung, sowie weitreichender Mitarbeiterschaft zu einem guten Ende geführt werden konnte. Viele Mitarbeiter, ja selbst der Herausgeber starben über dem bedeutenden Werk dahin, wirklich durchgehalten hat schließlich nur der Verlag, der unter großen Schwierigkeiten die Ergänzungs- und Registerbände noch in den Jahren des zweiten Krieges fertig machte. Das zweite Unternehmen, das von Lutz Mackensen geplante und vorbereitete „Handwörterbuch des Märchens“ ist nur bis zu zwei Bänden gediehen. An eine Fortsetzung war dann nicht mehr zu denken, und nun hat man die Planung längst aufgegeben, Kurt Ranke hat die Vorbereitung einer weit umfangreicheren „Encyklopädie des Märchens“ eingeleitet, der man gutes Gedeihen wünschen möchte.

Für die Sage, dieses ungeheuer große Gebiet, wäre ein Handwörterbuch längst fällig gewesen. Die Erstellung der Stichwörter erscheint hier vielleicht sogar leichter als beim Märchen. Nun hat Will-Erich Peuckert, der sich lebenslang mit der Sage beschäftigt hat, den Plan zu verwirklichen begonnen, zwei Lieferungen liegen bereits vor. Man entnimmt den Stichwörtern dieser Lieferungen wie dem Literaturverzeichnis, daß Peuckert weitgehend seine ganz persönlichen Sammlungen, Interessengebiete und Vorarbeiten verwertet. Er hat aber auch einen Mitarbeiterstab angeworben, manche der bisher erschienenen Artikel tragen die Unterschriften guter Namen: Karl Haiding, Elfriede Moser-Rath, Friedrich Pfister, Kurt Ranke usw. Die Legenden-Artikel hat Heinrich Schaurte übernommen. Die weitaus meisten Artikel sind aber offensichtlich von Peuckert selbst.

Es erscheint bei einem derartigen umfangreichen Werk kaum erforderlich, schon jetzt mit einer Kritik einzusetzen. Die Stichwörter sind sicherlich nach bestem Wissen ausgesucht, die Literatur so weit wie nur möglich herangezogen. Freilich dürfte es sich kaum um eine so splendide Zettel-Vorarbeit wie einstmals beim Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens handeln, wo jeweils zwei Exemplare der oft kostbaren alten Veröffentlichungen zerschnitten und verklebt worden waren; die Bearbeiter der einzelnen Artikel konnten es sich manchmal recht leicht machen, wenn sie die Zettel richtig aneinanderreiheten. Im Prinzip kommt es aber auch hier bei der Sage darauf hinaus, daß in erster Linie das Belegmaterial, die mehr oder weniger zahlreich vor-

handenen Belege der Sagenmotive, -gestalten, -formen usw. einigermaßen sinnvoll aneinandergereiht werden müssen. In vielen Fällen ist ja noch keine weitere Interpretation des Materials erfolgt. Das merkt man, wenn man in den vorliegenden Lieferungen manche rein mechanisch erstellte Artikel über Einzelgestalten findet: z. B. Sp. 431, 432: Alte Bacherle, Alte Bacherlin. Man sucht sie wohl kaum unter „Alte“, und ein Artikel für das unheimliche Paar hätte vielleicht auch genügt, der sich sowieso nur auf zwei Bemerkungen bei Heyl stützt. Wenn man alle Hexennamen landschaftlicher Sammlungen nach ihren Beiwörtern verzetteln würde, käme man doch zu keinem Ende. Aber das sind die fast unvermeidlichen Nachteile einer solchen Arbeitsweise. Dafür entschädigen wieder umfangreiche, aufgegliederte Materialübersichten wie beispielsweise im Artikel „Alchemisten“ von Peuckert, oder „Alexander der Große“ von Pfister. Manche Artikel, wie die Alm-Spuk usw. -Zusammenstellungen von Haiding hat der Herausgeber noch ergänzt. Da es zu diesem Material aber immerhin schon manches auch an Interpretationen gibt, wäre eine andere Form der Darstellung auch denkbar gewesen. Wir würden nur bitten, die geographischen Zuordnungen jeweils zu überprüfen. Selbst in diesem schließlich für lange Zeit wichtig bleibenden Nachschlagewerk zeigen sich beispielsweise typische Fehler in der Lokalisierung österreichischer Orte und Landschaften. So z. B. Sp. 357, wo das in Niederösterreich liegende Waldviertel als „oberösterreichisch“ bezeichnet wird.

Wie gesagt, von zwei Lieferungen eines auf viele Bände berechneten Werkes soll keine Kritik ausgehen. Mit der vorläufigen Anzeige wären eigentlich nur die besten Wünsche für ein zügiges Vorwärtsschreiten der Veröffentlichung zu verbinden. Leopold Schmidt

Internationaler Kongreß der Volkserzählforschung in Kiel und Kopenhagen (19. bis 29. August 1959) Vorträge und Referate. Herausgegeben von Kurt Ranke. VIII und 474 Seiten. Berlin 1961, Verlag Walter de Gruyter & Co. (= Supplement-Serie zu Fabula, Reihe B, Nr. 2).

Der große Volkserzählforscherkongreß von 1959 hat international anregend gewirkt. Die Erforschung dieses wichtigen Teilgebietes unseres Faches steht heute anders da als vorher, mit der Aussicht auf fruchtbare Weiterarbeit bei einem gewissen Zusammenwirken der vor dem eher vereinzelt Forscherpersönlichkeiten.

Es ist daher sehr erfreulich, daß die Referate dieses Kongresses nunmehr in diesem stattlichen Band auch gedruckt vorliegen. Nicht weniger als 58 größere und kleinere Beiträge gewähren einen Überblick über den Stand der Forschung in den europäischen und einigen außereuropäischen Ländern. Aus unserem engeren landschaftlichen Bereich wird man vielleicht die slowenischen Beiträge hervorheben dürfen, nämlich von Ivan Grafenauer „Abgerissene Zusammenhänge slowenischer erzählender Lieder mit dem europäischen Norden“ und Milko Matičetov „Gefahren beim Aufzeichnen von Volksprosa in Sprachgrenzgebieten“, oder auch die ungarischen von Linda Degh „Die schöpferische Tätigkeit des Erzählers“ und von Agnes Kovacs „Probleme bei der Arbeit am ungarischen Märchenkatalog“. Ganz andere Wege gingen die österreichischen Beiträge von Edmund Mudrak „Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Volksüberlieferung“ und von Elfriede Moser-Rath „Predigt und Volksüberlieferung“. Recht ver-

schiedene Gesichtspunkte erwiesen die deutschen Beiträge von Kurt Ranke „Einfache Formen“, von Lutz Röhrich „Die Sagen vom Herrn der Tiere“, von Rudolf Schenda „Die französische Prodigienliteratur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und die Anfänge der französischen Märchenliteratur“, von Gisela Schneidewind „Ein historisches Ereignis des 17. Jahrhunderts in Mecklenburg und seine Überlieferung in der Volkssage“ und von Joachim Schwebbe „Den Toten zu Gast laden“ als Brauch und Erzählmotiv“. Richtungweisende Forschungsberichte von langbewährten Erzählforschern wie Paul de Keyser für Flandern oder Georgios A. Megas für Griechenland ergaben wertvolle Überblicke. Bemerkenswert auch der Anteil der jüdischen Forscher wie Dov Noy „The First Thousand Folktales in the Israel Folktales Archives“, Elisheva Schoenfeld „Jüdisch-orientalische Märchenerzähler in Israel“ und Zvi Sofer, „Die Verwendung der Volksmusik in der chassidischen Volkserzählung“. Es lassen sich hier nicht alle Beiträge aufzählen, geschweige denn kritisch beurteilen. Der Reichtum des Bandes läßt sich auch nicht bei einer einmaligen Lektüre erschöpfen. Man kann vielmehr mit einem langen Nachwirken der Vielzahl der darin gebotenen Ausführungen und Anregungen rechnen, die sich vor allem bei einem öfter wiederholten Studium der in sich verschiedenwertigen, aber gemeinsam einer Erneuerung der Volkserzählforschung zustrebenden Beiträge ergeben werden.

Leopold Schmidt

Franz Eppel, Das Waldviertel. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen. 264 Seiten, 106 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Salzburg 1963, Verlag St. Peter.

Der derzeitige Landeskonservator von Niederösterreich, der nicht nur sorgfältig ur- und kunstgeschichtlich geschult ist, sondern auch eine gute Feder schreibt, versucht die Ergebnisse der Denkmalforschung und Denkmalpflege in unserem größten und vom letzten Krieg am stärksten hergenommenen Bundesland in guten übersichtlichen Büchern der Öffentlichkeit näherzubringen. 1961 erschien sein Kunstführer „Kunst im Lande rings um Wien“, ein sehr praktisches Büchlein, das zu knappen Ortsbeschreibungen kleine saubere Bilder in den Text stellte. Mit dem vorliegenden Band erschließt Eppel das ihm als Eggenburger besonders naheliegende Waldviertel, den in vieler Hinsicht geschlossensten Teil Niederösterreichs. Das Waldviertel ist geschichtlich und kunstgeschichtlich sehr gut erschlossen, es besitzt nicht nur für alle seine Bezirke Bände der Kunsttopographie (die freilich nach einem halben Jahrhundert schon einigermaßen veraltet sind), sondern auch die Bände der großen einstmals von Eduard Stepan herausgegebenen Schriftenreihe, eine eigene Heimatzeitschrift, viele zum Teil sehr gute Ortskunden usw. Dennoch hat Eppel für sein Buch, das eine Art von größerer Ausführung des Dehio darstellt, das Land offenbar ganz neu bereist und kann somit die Siedlungs- und Hausformen wie die Kunstdenkmäler aus eigener Anschauung und nach ihrem gegenwärtigen Stand schildern. Er tut dies knapp, prägnant, aber im Gegensatz zu den Dehio-artigen Kunstführern mit persönlichen Wertungen, welche meist die Qualität der guten Kunstwerke anpreisen, mitunter aber auch schlechte Neubauten usw. ohne weiteres kritisieren. Das geht aus dem starken Gefühl des Darstellers hervor, das vor allem in seinen Einleitungen spürbar wird, und wirkt dadurch echt, auch wenn man hier und da sich eine etwas ruhigere Sprache vorstellen könnte.

Für uns ist außer der eigentlichen Ortsbeschreibung auch die knappe „Chronik“ wichtig, dann der Abschnitt über die Bau- und Siedlungsformen, wobei man der besonderen Berücksichtigung der Burgen und ihres Mauerwerks durchaus Verständnis entgegenbringen wird. Die „Bilsäulen“ sind etwas knapp behandelt, zu bevorzugten Darstellungen (Abschiedsgruppe, hl. Felix von Cantalice) wären einige zusätzliche Bemerkungen nützlich gewesen. Die Hausformen hätten eine vertieftere Behandlung verdient, mit Ausblicken auf die Formen in den Nachbarvierteln, wodurch sich beispielsweise die Seitenlauben (S. 71) richtiger hätten darstellen lassen. Hier wären eventuell kleine Kartenskizzen über die jeweiligen Verbreitungsgebiete von Nutzen gewesen. Die Frage der „Kittinge“ im nördlichen Waldviertel hätte wenigstens einen Hinweis verdient. Aber man freut sich doch, daß die vorzügliche Bebilderung auch Beispiele der volkstümlichen Elemente in der Landschaft bringt, und begrüßt es überhaupt dankbar, daß diese Bilder oft recht unbekannte Dinge zeigen, deren Vorweisung vor einer weiteren Öffentlichkeit nur nützlich sein kann. Manchmal wird gerade die neue Bildveröffentlichung ja auch auf die unhaltbare bisherige Zuweisung aufmerksam machen, beispielsweise bei den wichtigen romanischen Reliefs von Gobelburg (Abb. 38), von denen das obere mit der Wassermann-Darstellung sicherlich nicht die Drei Könige zeigt.

Im ganzen jedenfalls ein nützliches Buch, das auch der Waldviertler Volkskunde Anregungen geben sollte: Vielleicht bringen unsere Jahre noch ein Gegenstück von unserem Fach her, das man sich dann mindestens ebenso gut gearbeitet vorstellen möchte wie dieses schöne Werk.
Leopold Schmidt

Leobener Grüne Hefte. Herausgegeben von Franz Kirnbauer. Wien, Montan-Verlag.

Die bekannte Schriftenreihe, die ganz der Kunst- und Kulturgeschichte wie der Volkskunde des Bergbaues gewidmet ist, hat sich in den letzten Jahren wieder um einige auch für uns wichtige Hefte vermehren lassen. 1962 erschien vom Herausgeber das brauchgeschichtlich wichtige Heft 59 „Der Ledersprung“, der über das Einführungsbrauchtum der Leobener Bergakademiker berichtet. Im gleichen Jahr erschien das hübsche Heft Nr. 62 „Vinzenz Fichtl's „Leobener Fries““ von Kommerzialrat Wolfgang Haid, dem rührigen Betreuer des Leobener Heimatmuseums. Dieser mehr oder minder naiv gemalte „Fries“ von dreizehn Meter Länge ist ein besonders trachtenkundlich wirklich bemerkenswertes Stück, das die Veröffentlichung sehr verdient hat. Heft Nr. 65, 1963 erschienen, ist dem „Mariazeller Eisenkunstguß“ gewidmet. Matthias Pichler schneidet dieses wichtige Kapitel altösterreichischer Plastikgeschichte hier einmal an. Angesichts der großen Eisenkunst-Veröffentlichungen in anderen Ländern wäre eine bei weitem umfangreichere Darstellung durchaus wünschenswert. Bei den Arbeiten der Hütte Gußwerk, die ja dem Stift St. Lambrecht gehört, handelt es sich übrigens zum Teil auch um Wallfahrtsandenken, die dementsprechend noch weit intensiver gesammelt und dargestellt werden könnten. Für das vorliegende Heft waren die bergmännischen Darstellungen (Grabplastiken, Denkmäler) wichtiger, wir sind froh, wenigstens damit einmal bekanntgemacht worden zu sein.
Leopold Schmidt

Paul Weitlaner, Heimat Wildschönau. Ein Heimatbuch (= Schlern-Schriften, Bd. 218). 176 Seiten, mit 25 Bildtafeln. Innsbruck 1962. Universitätsverlag Wagner. S 150,—.

Das Talgebiet an der Oberpinzgauer Grenze von Nordosttirol ist in der heimatkundlichen Literatur des tiroler Unterlandes nie schlecht weggekommen. Die verschiedenen verstreuten Beiträge zusammenzutragen und zu einem Heimatbuch zu vereinigen, war dennoch ein guter Gedanke. In den einzelnen Abschnitten finden sich auch volkskundlich wichtige Teile, vor allem der „Sagenkranz“ S. 125—155. Freilich stammen viele Sagen aus den alten Sammlungen von Zingerle und von Heyl, andere aber scheinen doch Aufzeichnungen von Heimatkundigen älterer und neuerer Zeit zu sein. Zu diesem wie zu anderen Abschnitten hat der Volksschuldirektor A. Mühlegger viel beigesteuert. Im folgenden Kapitel „Volksglaube und Brauchtum“ S. 156—173 sind gleichfalls ältere und neuere, veröffentlichte und unveröffentlichte Beiträge dargeboten, von Weihnachtsliedern bis zu Wetterregeln. Neben Aufzeichnungen finden sich Neudichtungen wie die des „Anklöpfelspiels“ von Volksschuldirektor Heinz Thaler. Von dem in Brasilien gestorbenen ehemaligen Minister und Auswandererführer Andreas Thaler ist auch ein Weihnachtsspiel aufgenommen (S. 111 ff.).

Es ist also eine bunte Mischung, in der nur einige Beiträge größeren Wert beanspruchen. Diesen wird man beispielsweise den Jugenderinnerungen des Literaturhistorikers S. M. Prem, der in der Wildschönauer Niederau 1853 geboren wurde, zubilligen (S. 87—101). Auch an den zahlreichen heimatkundlichen Photographien des in der Wildschönau heimischen Zimmermeisters Josef Klingler wird man seine Freude haben: Kirchen, Kapellen, Häuser, eine Albertitafel aus der Oberauer Antonikapelle, die Bildnisse des im Biedermeier in Wien hochberühmten Schauspielers Paul Schoner und seiner Schwester Anna Schrantentaler, usw., das sind gute Bildzeugnisse. Gerade angesichts dieser vernünftigen Dokumentierung hätte man sich hier wie bei so manchem anderen Heimatbuch eine straffere Anlage gewünscht. Eine sachliche Durchredigierung der fleißig gesammelten Beiträge, eine genauere Quellenangabe z. B. zu den Liedern oder zu den Sagen, das wären schon nützliche Leistungen gewesen, welche dieses Heimatbuch auch einem weiteren Interessentenkreis noch besser erschlossen hätten.

Leopold Schmidt

Der Bogenberg, ein altes Heiligtum in Niederbayern. Bearbeitet im Benehmen mit der Verwaltung des Landkreises Bogen und dem katholischen Pfarramt Bogenberg unter Mitarbeit von Lenz Kriss-Rettenbeck, Max Peinkofer und Georg Spitzlberger von Hans Bleibrunner. Herausgegeben vom Landkreis Bogen. 131 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf Tafeln. Landshut 1962, Verlag Isar-Post.

Bogenberg, der berühmte Wallfahrtsort an der Donau, hat mit diesem Werk ein bemerkenswertes Heimatbuch und gleichzeitig eine Monographie seiner Wallfahrt bekommen. Bemerkenswert ist das Werk schon durch sein Querformat, das wohl der vielen querformatigen Abbildungen wegen gewählt wurde, die mit großer graphischer Sorgfalt in den Text eingefügt wurden. Von diesem Text hat Georg Spitzlberger die Ur- und Frühgeschichte der Besiedlung von Bogenberg bearbeitet,

Lenz Kriss-Rettenbeck hat das Wallfahrtsmäßige an der Gnadenstätte behandelt, Hans Bleibrunner davon wieder die gewichtige Sonderheit der Mirakelbücher, vom „Guttatenbuch“ von 1624 bis zu August Kiefls „Wallfahrtsbüchlein“ von 1846. Max Peinkofer hat, wie in anderen seiner Veröffentlichungen schon mehrfach, über die auf den Bogenberg gebrachte „niederbayerische Pfingstkerze“ geschrieben, und Bleibrunner gibt abschließend noch einen Überblick über „Die Kirchen des Bogenbergs“, die also niemals auf diesem wichtigen Gipfel gestanden sind.

Von besonderer Stoffkenntnis und Intensität sind selbstverständlich die Ausführungen von Kriss-Rettenbeck, der in der Sammlung Kriss in München ja auch zahlreiche Andachtsbildchen, Weihegaben und Devotionalien von Bogenberg zu betreuen hat; einige davon sind hier auch abgebildet. Er beschäftigt sich zunächst mit dem „heiligen Ort“, dann mit dem Gnadenbild, das selbst leider im ganzen Werk nicht abgebildet ist, ferner mit den Wallfahrtsandenken, einschließlich der Devotionalalkopien, schließlich mit den „Guttaten“, den Legenden und dem Brauchtum. Der Bogenberg hat das ganz besondere Glück, ein Mirakelbuch zu besitzen, das in kultgeschichtlicher wie in literarischer Hinsicht eine ganz hervorragende Stellung einnimmt: Das Werk von Balthasar Regler, 1679, dessen hohen Quellenwert schon Johann Andreas Schmeller vor etwa hundertdreißig Jahren erkannt hat. Reglers herrliches Barockdeutsch mit den vielen schönen Liedstropfen läßt sich wirklich zu jedem Punkt der Ausführungen dieses Buches zitieren, und die Verfasser haben das auch ausführlich getan. Kriss-Rettenbeck hat Regler auch für die Beschreibung des so sehr bemerkenswerten Gnadenbildes „Maria in der Hoffnung“ herangezogen, das übrigens erst vor wenigen Jahren von Rudolf Kriss eingehend behandelt worden ist: „Die Muttergottes von Bogenberg und ihre Nachbildungen“ (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1951, S. 59 ff.). Bei Kriss-Rettenbeck liest sich die Interpretation des „komplexen Geheimnisses“ der „Maria Genetrix“ allerdings ein bißchen wie eine gynaecologia sacra, für nicht scholastisch denkende Menschen daher schwer verständlich. Aber ikonographisch sind die beigebrachten Erläuterungen wohl stichhaltig. Der Wallfahrer, vielleicht auch mancher Sammler und Freund der Volkskunst, wird sich wohl eher an die reichlich dargebotenen Abbildungen und Erläuterungen der Andachtsbildchen, Gnadenpfennige, Gebetszettel, Wachsopfer usw. halten. Die Wallfahrtsliedforschung wird sich des Abdruckes des langen Liedes von 1645 mit seinen 218 zweizeiligen Strophen freuen, das man sich sehr gut als „geistlichen Bänkelgesang“ vorstellen kann. Dieser und andere Abdrucke aus den Quellen findet sich in Bleibrunners Beitrag, der damit die wichtigsten literarischen Quellen zur Bogenberger Wallfahrtsgeschichte im Auszug erschließt.

Das Buch ist übrigens eine würdige Gabe gleichzeitig zur Eröffnung des Landkreismuseums Bogen, das künftighin auch die Sammelstätte zur Bogenberger Wallfahrtsvolkskunde sein soll¹⁾.

Leopold Schmidt

¹⁾ Zu diesem Heimatmuseum vgl. jetzt: Torsten Gebhard, Ansprache bei der Eröffnung des Heimatmuseums auf dem Bogenberg (Schönere Heimat. Erbe und Gegenwart. Zeitschrift des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, Bd. 52, München 1963, H. 1/2, S. 20 ff., mit 6 Abb.).

Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen, Forschungen zur Volkskunde im deutschen Südwesten (= Veröffentlichungen des staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart. Reihe C: Volkskunde, Bd. 2). 170 Seiten, mit Abb. und Noten im Text. Stuttgart 1963, Silberburg-Verlag Werner Jäckh.

Anlässlich des 60. Geburtstages des Verfassers wird dieser Sammelband seiner kleineren Schriften vorgelegt. Ein kurzes Grußwort von Helmut Dölker weist auf die jahrelange Arbeit Schmidt-Ebhausens für den Verband der Vereine für Volkskunde hin. Ein längeres Einführungskapitel von Dieter Narr versucht die Einzeluntersuchungen des geborenen Berliners mit den Problemen im württembergischen Bereich, der Wahlheimat des Verfassers, zusammenzustimmen. Es scheint sehr begrüßenswert, die vielen vereinzelt erschienenen kleinen Abhandlungen nunmehr einem größeren Leserkreis für dauernd in die Hand zu geben. Genaue Beobachtungen etwa zur „Fasnacht im altwürttembergischen Dorf“, zum „Fackeln“ im Kreis Calw usw. sind ebenso lesenswert wie die quellenmäßigen Arbeiten etwa an den württembergischen Kirchenkonventsprotokollen oder die Gegenwartsaufzeichnungen, beispielsweise von zwei ungarndeutschen Weihnachtsspielen in der neuen Heimat. Dazu kommen eine Reihe von kleineren Anregungen: Der Hinweis auf die „Servus-Gemeinschaft“ der Radfahrer, oder die Frage der neuen Ortsneckenamen in Württemberg. Man spürt vielfach die Ergebnisse der engen Zusammenarbeit mit Persönlichkeiten wie Dölker, Narr, Bausinger usw., welche sich um Fragen im gleichen Raum bemühen.

Wenn man die erfreulicherweise angefügte „Ausgewählte Bibliographie“ der Veröffentlichungen Schmidt-Ebhausens durchmusteret, ist man wohl dankbar für die im vorliegenden Band getroffene Auswahl der Arbeiten über den schwäbischen Raum, möchte aber gern die Frage anschließen, ob nicht eine zweite Auswahl der schon weiter zurückliegenden und womöglich noch weniger bekannten Arbeiten des Verfassers aus dem ostfränkischen Gebiet nicht auch möglich wäre.

Leopold Schmidt

Gebhard Spahr, Kreuz und Blut Christi in der Kunst Weingartens.
Eine ikonographische Studie. 136 Seiten, 168 Abb. auf Tafeln, davon 40 Farbbilder. Konstanz 1963, Jan Thorbecke Verlag. DM 19,80.

Der „Weingartner Blutritt“ gehört zu den in unserer Literatur oft genannten Umritten im südwestdeutschen Bereich. Sein kultischer, wallfahrtsmäßiger Hintergrund dagegen ist kaum bekannt. Das vorliegende Buch aus der großen oberschwäbischen Benediktinerabtei schließt also eine Lücke. Spahr legt zunächst das Hauptgewicht auf die Verehrung von Kreuz und Blut Christi, wie sie sich in der Kunst Weingartens ausgewirkt hat. Wichtige Themen, wie das vom „Lebensbaum“, vom „entblößten und bekleideten Christus“, vom „Schmerzensmann“, von der „Marienklage“ usw. werden mit Beispielen aus der Weingartner Kunst erläutert. Dabei ist hervorragenden Kunstwerken wie dem (in New York befindlichen) Bertholdmissale, das einst dem Kloster gehörte, breiter Raum eingeräumt, schöne Farabbildungen geben davon einen vorzüglichen Eindruck. An unsere Anliegen führt freilich die Interpretation des Feuchtmayrkreuzes mit der Schulterwunde Christi näher heran.

Der zweite Hauptteil des Buches ist der Geschichte und Verehrung des „Heiligen Blutes“, also der berühmten Weingartner Reliquie ge-

widmet. Hier erfreut uns ganz besonders die detaillierte Behandlung und farbige Abbildung der Heilig-Blut-Tafel von 1489 (im Stuttgarter Landesmuseum). Es handelt sich um einen Mirakelbilderzyklus, der die ganze verwickelte Ursprungslegende des angeblich vom hl. Longinus aufbewahrten Blutes bis zu seiner Widmung an das Kloster Weingarten in Einzelbildern darstellt. Dabei fällt für alle unsere Teildisziplinen etwas ab: Auf Abb. 70 beispielsweise wird man gern den randbeschlagenen Spaten zur Kenntnis nehmen. Aber auch alle anderen Bereiche der Reliquienverehrung, die Heilig-Blut-Pfennige etwa, oder die Votivbilder, oder auch die kleinen Andachtsbildchen werden ausführlich und mit guten Abbildungen vorgeführt. Auf den Blutritt selbst entfällt ebenfalls ein eigenes, gut bebildertes Kapitel, das nicht zuletzt der Geschichte der Brauchentfaltung im 19. Jahrhundert gewidmet erscheint. Im Sinn der weiteren geschichtlichen Unterbauung unserer Arbeiten also ein sehr wertvoller Beitrag.

Leopold Schmidt

August Gandert, Tragkörbe in Hessen. Kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Korbes. Kassel, Erich-Röth-Verlag, 1963. 207 Seiten, zahlreiche Abbildungen (= Schriften zur Volkskunde. Staatliche Kunstsammlungen Kassel I).

Mit wachsender Freude widmet man sich der Lektüre dieser Spezialuntersuchung eines bisher kaum systematisch erforschten Gerätes. 1954 hat Walter Hävernick in den Beiträgen zur deutschen Volks- und Altertumskunde (Hamburg) eine treffliche Abhandlung über den Tragkorb in Thüringen veröffentlicht, die gerade wegen der Nachbarschaft zu dem hier bearbeiteten Gebiet wertvolles Vergleichsmaterial zur Verfügung stellt. Von anderer Seite konnte der Verfasser des Buches leider nicht auf gleichwertige oder auch nur ähnliche Publikationen zurückgreifen.

Was man aus dem Thema der Korbflechtereier herausholen kann, zeigt uns das Buch Ganderts in hervorragender Weise. Es geht ihm durchaus nicht nur um die Formen, die er in erstaunlich reicher Zahl nachweisen kann, sondern um die ganze Anfertigung von der Auswahl und dem Schnitt der Ruten und Hölzer über jeden kleinen Handgriff bis zum fertigen Stück. Er eröffnet uns aber weiter einen Einblick in das ganze Leben der Korbflechter, in ihre Geschichte, ihre Familienzugehörigkeit und in die gegenwärtigen Zustände. Er beachtet die streng festgelegten Handelswege der Korbflechter, die immer nur einen bestimmten Bereich mit ihren Erzeugnissen versorgten. Es wurde nicht vergessen, die Verwendung der jeweiligen Formen festzuhalten und dazu versucht, historische Zeugnisse in Bildern zu finden. Hervorgehoben sei auch der Gedanke Ganderts, daß der Weinbau als wichtiger Faktor zur Beibehaltung des Rückentragkorbes geführt haben könnte.

Vom Material her lassen sich Körbe aus Spangeflecht und solche aus Weidengeflecht unterscheiden, die jeweils wieder in vielen Formen auftreten.

Vortrefflich photographierte Bilder unterstützen die klaren Ausführungen, schematische Zeichnungen der Geflechte und ihrer Querschnitte helfen, feinste Unterschiede zu verstehen. Eine Verbreitungskarte und eine Übersichtskarte über die Handelswege einzelner Korbflechter seien noch hervorgehoben.

Die beschriebenen Korbformen wurden zugleich mit der Aufnahme aufgesammelt und bilden einen Teil einer umfangreichen Korbsammlung des Hessischen Landesmuseums in Kassel. Rudolf Helm hat demnach auch die Arbeit an diesem Buch wesentlich gefördert.

Das Vorbild dieses Buches wird bei jeder Behandlung von Körben wirksam sein. Wir hoffen mit Rudolf Helm, daß bald auch die übrigen Korbformen im Hessischen Landesmuseum in gleich trefflicher Weise veröffentlicht werden können, und daß schließlich dem guten Beispiel weitere wertvolle Arbeiten aus anderen Landschaften folgen mögen!

Maria K u n d e g r a b e r

Erich Beck, Bukowina. Land zwischen Orient und Okzident.
192 Seiten mit zahlreichen Abb. Freilassing, Pannonia-Verlag.

Der Pannonia-Verlag bringt im Lauf der letzten Jahre immer mehr Bildbände heraus, die vor allem dem ehemaligen Deutschtum im Südosten gewidmet sind. Es handelt sich dabei gewissermaßen um Erinnerungsbücher, und das Bildmaterial, oft recht mühsam und sorgfältig gesammelt, beschwört noch einmal das Bild jener Siedlungen herauf, wie sie bis in den zweiten Weltkrieg hinein bestanden. Auch der vorliegende Band ist ein derartiges Erinnerungsbuch. Doch handelte es sich bei der Bukowina bekanntlich um kein geschlossenes deutsches Siedlungsgebiet, im Gegenteil, in dem bunten Völkergemisch im äußersten Osten der alten Donaumonarchie lebten nur ungefähr 8—9 Prozent Deutsche, die von recht unterschiedlicher Herkunft waren. Was diese deutschen Siedlungen in der Bukowina betrifft, so sei hier übrigens auf das erst vor kurzem erschienene umfangreiche, von Franz Lang herausgegebene Werk: *Buchenland. Hundertfünfzig Jahre Deutschtum in der Bukowina* (= Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B, Bd. 16), München 1961, hingewiesen.

Der Band ist aber dennoch sehr interessant, weil er die Erinnerung an dieses sehr gepflegte altösterreichische Land objektiv heraufbeschwört, in Form einer Darlegung der Geschichte dieses volksmäßig vor allem von Rumänen und Ukrainern besiedelten Territoriums, und eben besonders in Form einer Darbietung sehr zahlreicher Bilder von Land, Siedlung und Menschen. Die österreichische Zeit von 1775 bis 1918 ist mit dem gebührenden Respekt behandelt; schließlich wissen ja auch noch genug Lebende, wie segensreich sich dort unsere Verwaltung, nicht zuletzt unsere Wissenschaftspflege ausgewirkt hat. Aber die Bilder beschwören doch im wesentlichen die östlichen Züge des Landes herauf, zeigen die Volkstypen der Huzulen und der Zigeuner ebenso wie die der anderen Stämme und Schläge des Gebietes, sie zeigen Wald und Weide, alte rumänische Kirchenkunst und die Flößerei auf den Karpathenflüssen. Von den Bildern, die im engeren Sinn volkskundlichen Stoff darbieten, wußte man freilich meist gern mehr als die Bildbeschriftungen aussagen. Von einigen Dingen ist man ja ziemlich gut unterrichtet: Etwa von den Holzkirchen (176), von den portalartigen Holztoren der Höfe (148) oder von den Stangenbrunnen (149, 160). In vielen weiteren Fällen stehen bei den Bildern nicht einmal Ortsangaben, geschweige denn sachliche Erläuterungen, so etwa bei den Sternsängern (104), beim Spieler einer Radleier (110), bei der Hängewiege (116), bei den Ostereiern (118) oder bei den Wegkreuzen (120/121, 152/153), die so raumverschwendend aufgenommen und wiedergegeben sind.

Das Bildmaterial ist also an sich sehr reichhaltig und in vieler Hinsicht auch instruktiv, nur leider wie bei allen Büchern dieses Verlages ohne Bildnumerierung und ohne Abbildungsverzeichnis dargeboten. Quellengeltung und Benützbarkeit eines solchen Bandes erscheinen dadurch empfindlich beeinträchtigt. Das sind doch Dinge, die sich eigentlich leicht bessern lassen würden.

Leopold Schmidt

Der Ausruf in Hamburg. 36 farbige Blätter nach Kupfern von Christopher Suhr. Eingeleitet von Herbert Freudenthal. Hamburg 1963, Johannes Asmus Verlag. 23 Seiten, 36 Farbtafeln.

Die „Kaufrufe“ gehören, in Wort und Bild, zu den wichtigsten Zeugnissen der Frühzeit der Stadtvölkskunde. Alle großen Städte, voran Paris, Neapel, Wien, haben solche volksskundlich ertragreiche Bildererien mit mehr oder minder deutlichen Textierungen schon im 18. und dann im frühen 19. Jahrhundert besessen, manche Volksgestalten sind durch sie in die bildende Kunst und auf die Bühne gekommen. Der Hamburger „Ausruf“ von Suhr mit dem umfangreichen Text von K. J. H. Hübbe ist 1806 in Lieferungen erschienen, zusammen 120 Bilder. Aus diesem stattlichen Schatz sind mehrfach Neudrucke ausgewählt worden. Hier liegt nun wieder ein solcher Auswahl-Neudruck vor, den man mit großem Gewinn nach den verschiedensten Richtungen durchsehen wird: Nach der trachtengeschichtlichen, nach der gerätekundlichen — wobei man vielleicht den Traggeräten, den Traghölzern, Tragkörben, Riemen, Taschen, Schurzen usw. besonderes Augenmerk zuwenden wird —, nach der typenkundlichen, weil hier weitverbreitete und rein lokale Figuren nebeneinanderstehen. Man wird den Einschlag der Hausindustrie vermerken: Schlaguhren, Holzpantoffel, Bänder und Webkanten, aber auch die jahrmarktartigen Bestandteile: Elektrisiermaschine, Schöne Kunststücke, Puppenspiel auf der Drehorgel, usw. Der Volksliedforscher wird den Händler „Neuer Lieder“ nicht übersehen können, kurz, die Auswahl gibt quellenmäßig mehr, als man bei dem schmalen Band meinen möchte. Freudenthal hat das alles knapp aber kenntnisreich kommentiert, und aus Hübbes Text viele wesentliche Zitate gebracht. Die Gegenüberstellung der alten Ausrufe zu den Straßenrufen der Gegenwart erinnert an die gleichartigen Aufzeichnungen Karl M. Kliers in Wien (Volkslied-Sonderheft der Österreichischen Musik-Zeitschrift, Bd. 18, 1963, S. 8 ff.). Daß das auf dem Umschlag wiedergegebene Bild des Wasserträgers „Hummel“ gar nicht in die Suhrsche Serie gehört und daher auch nicht im Buch enthalten ist, wird man als nicht richtig bezeichnen dürfen. Die Erklärung auf S. 17 ist doch nicht ganz tragfähig.

Leopold Schmidt

Wilhelm Brockpähler, Steinkreuze in Westfalen (= Schriften der Volkskundlichen Kommission des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, H. 12). 240 Seiten (davon 68 Seiten Kunstdruck), mit 171 Abb. und 5 Karten. Münster 1963, Verlag Aschendorff. DM 26,—.

Die musterhafte Darstellung sämtlicher bekanntgewordener, erhaltener oder verlorengegangener, nur schriftlich oder bildlich bezeugter Steinkreuze in Westfalen und seinen Grenzgebieten. Das Werk, in jahrzehntelanger Arbeit erstellt, bringt einen vorzüglich gearbeiteten Katalog, die Bestände nach Regierungsbezirken, und innerhalb dieser nach Kreisen angeordnet, wobei den Bestandsbeschreibungen die Mitteilungen über alle eventuell bekanntgewordenen Ortsüberlieferungen, Sagen usw. folgen. Bei jedem Kreuz auch die gesamte Literatur, also wirklich brauchbar bis in die letzte Kleinigkeit. Die Bilder sind eben-

falls vorzüglich, man kann geradezu von einem Corpuswerk sprechen, wie es in dieser Form zur Zeit für keine zweite deutsche Landschaft vorliegt. Ein- und ausleitende Kapitel bringen die sachliche Auswertung des Materials, mit besonnener Einengung der möglichen Entstehungszeiten: Zwischen 1300 und 1600, und der offensichtlich gegebenen Entstehungsursachen: Es handelt sich um Sühnekreuze bei Todschlägen und Mordfällen, vielfach ist ihre Setzung eine der Bedingungen der vollständigen Mordsühne gewesen. Die Karten erweisen eindringlich Vorkommen und Häufung in den bearbeiteten Landschaften, wobei man wieder einmal überlegt, ob nicht eine Sammlung all dieser Karten in den nunmehr doch schon recht zahlreich vorliegenden Monographien über die verschiedensten Einzelthemen unseres Faches ein wichtiges Anliegen für sich wäre, im Ergebnis vielleicht ein Volkskunde-Atlas, der doch wohl mehr als jene Atlanten aussagen würde, die sich so nennen, dabei aber doch nur Auswertungskartenmappen verschiedener Befragungsunternehmen darstellen.

Leopold Schmidt

Karl Schulte-Kemminghausen und Georg Hüllen,
Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen, Bd. 3.
214 Seiten. Münster 1962, Verlag Aschendorff. DM 19,80.

Wir haben schon vor Jahren auf den Beginn dieser neuen Märchenreihe hingewiesen (ÖZV Bd. XV/64, S. 298), und geben nunmehr auch gern wieder Nachricht vom Erscheinen des dritten Bandes, der ganz in der gleichen Art wie die beiden vorhergehenden Bände gestaltet ist. Wieder werden wir mitten in die Erzählungen hineingeworfen, ohne Einleitung, ohne Nachwort, also einfach in eine Textsammlung, die aus 14 Staaten stammende bisher unveröffentlichte Volkserzählungen bietet, hingewiesen. Wie bei den früheren Bänden handelt es sich um Texte in den Originalsprachen, denen jeweils die deutsche Übersetzung folgt (leider nicht: gegenübergestellt ist, was bei weitem praktischer wäre). In den kürzeren oder längeren Nachbemerkungen sind jeweils die Erzähler und Aufzeichner angegeben, manchmal, wie beispielsweise bei den französischen Blaubart-Märchen S. 109 ff., finden sich überraschend umfangreiche Hinweise auf die Lokalisierung der Geschichte. Was der „Hubertus-Segen“ aus Breberen (S. 120 f.) in einer Märchensammlung macht, weiß ich nicht.

Im allgemeinen handelt es sich selbstverständlich um Varianten von mehr oder minder bekannten Geschichten. Das wird im allgemeinen auch durch Verweise auf die Märchen-Register belegt, in Einzelfällen aber, wie in dem vom „Dreizehntling“ aus Friaul, S. 132 ff., wieder nicht. Der verstorbene Walter Anderson, der sechs in seiner Jugend in Weißrußland aufgezeichnete Geschichten beigetragen hat, konnte selbstverständlich leicht die entsprechenden Aarne-Thompson-Nummern beisetzen. Zu der sehr merkwürdigen Sage vom Schlangenkuß (S. 208 ff., in verständlicher Rechtschreibung „Die Buhse“ betitelt) hat nicht einmal der vorzügliche slovenische Kenner Milko Matičetov etwas finden können. Zu der Herkunftsangabe sei immerhin gesagt: Wenn dort von „der ukrainischen Kleinstadt Kamnik“ die Rede ist, möge sich niemand beirren lassen und nun weit in der Sowjetunion zu suchen anfangen. Es handelt sich einfach um Stein in Krain. Solche Dinge sollten freilich redaktionell in Ordnung gebracht werden. Durch eine Vereinheitlichung der Angaben und durch einige knappe Register ließe sich die Brauchbarkeit der hübschen Bände zweifellos beträchtlich erhöhen.

Leopold Schmidt

Käthe Altwallstädt, Märchen der sieben Schwestern. 239 Seiten. Buchschmuck von Kurt Eichler. Berlin 1962, Altberliner Verlag Lucie Groszer. DM 5,30.

Der Auswahlband von Märchenübersetzungen versucht Volkserzählungen der um die Ostsee wohnenden Völker darzubieten. Er bringt also jeweils einige Märchen von Finnen, Russen, Litauern, Polen, Deutschen, Dänen, Norwegern und Schweden. Bei den Norwegern wird man einwenden, daß sie nicht an der Ostsee sitzen, dagegen wird man die Esten und die Letten in dieser Aufzählung vermissen. Die Märchen sind meist aus geläufigen Übersetzungen genommen, zum Teil aus jenen der Herausgeberin selbst, wie sie in den letzten Jahren im gleichen Verlag erschienen sind. Dabei hat die Herausgeberin leider auch wieder zu den gleichen, schon bei Erscheinen der betreffenden Übersetzungsbände beanstandeten Erzählungen gegriffen, die, wie beispielsweise die „Jurata, die Königin der Ostsee“, kein Märchen, sondern eine literarische Fälschung darstellen. — Der Gedanke wäre vermutlich nicht schlecht, aber eine solche Konfrontierung müßte doch auf wirkliche Volkserzählungen womöglich der gleichen Schicht und Struktur bei all den beteiligten Völkern um die Ostsee zurückgreifen.

Leopold Schmidt

Gustav A. Konitzky, Nordamerikanische Indianermärchen. 304 Seiten, 1 Kartenskizze. Düsseldorf 1963, Eugen Diederichs Verlag. DM 14,80.

Mythengeschichten, totemistische Tierfabeln, das sind wie bei allen derartigen Sammlungen von Indianererzählungen auch diese „Märchen“. Konitzky hat aus den überaus zahlreichen Textausgaben, die S. 293 ff. verzeichnet sind, wichtige und bezeichnende Stücke ausgewählt, die Übersetzung ist äußerst lesbar. Wenn man gelegentlich eine Erzählung findet, wie beispielsweise Nr. 8, Das Schlangemärchen, die Übereinstimmungen mit indogermanischem Märchengut aufzuweisen scheint, dann stellt sich heraus, daß sie von den Hopis stammt, also einem Stamm, der seit dem 16. Jahrhundert mit Europäern in Berührung lebt, so daß es sich wohl um Übertragungen aus spanischem Märchengut handeln muß, das freilich tief mit indianischem Anschauungsgut eingefärbt erscheint. Märchenkundliche Erklärungen bringt der Band nicht, das kurze Nachwort versucht nur über die indianische Kultur allgemein zu orientieren, ein Stammesverzeichnis (S.287 ff.) schlüsselt die in der Sammlung genannten Stammnamen siedlungsgeschichtlich auf.

Leopold Schmidt

E. Brunner-Traut, Altägyptische Märchen. Übertragen und bearbeitet. 308 Seiten, mit Zeichnungen im Text. Düsseldorf 1963, Eugen Diederichs Verlag. DM 14,80.

Vorliegenden Band wird man jedenfalls dankbar begrüßen, da frühere Textsammlungen, bzw. Übersetzungen, wie beispielsweise die von M. Pieper (Das ägyptische Märchen, = Morgenland, Heft 27, Leipzig 1935) längst vergriffen sind.

Als Günther Röder 1927 den entsprechenden Band in den „Märchen der Weltliteratur“ vorlegte, nannte er ihn sachlich richtig „Altägyptische Erzählungen und Märchen“. Die Zahl der altägyptischen Erzäh-

lungen, die man als „Märchen“ bezeichnen kann, ist ja sehr gering, märchenähnliche, fabel- und legendenartige Erzählungen gibt es weit mehr. Dennoch hat E. Brunner-Traut die Einschränkung im Titel nunmehr nicht mehr durchgeführt und bezeichnet alles, was sie bietet, eben als „Märchen“. Sie bietet alles, was bisher bekannt war, fügt eine Reihe von mythischen Erzählungen, von Fabeln, Schwänken, Zauber- und Wundergeschichten dazu, und greift schließlich sogar noch auf verwandte Geschichten aus altchristlicher Zeit aus. Das ergibt eine stattliche Materialfülle, für deren Zugänglichmachung man an sich dankbar sein muß. Was die verschiedenen Papyri an derartigem Erzählgut ergeben, war bisher doch nur der internen Ägyptologie bekannt. Aber man muß anderseits doch immer wieder darauf hinweisen, daß Göttergeschichten wie beispielsweise Nr. 13. Der Streit zwischen Horus und Seth, eben doch wirklich keine Märchen sind, daß Gespenstergeschichten wie Nr. 32. Das Gespenst, die nach der Vielzahl der Aufschreibungen (vgl. S. 294) oft erzählt worden sein muß, gar keine Verbindung zur Märchenwelt aufweist usw. E. Brunner-Traut hat ihre eigenen verdienstvollen Forschungen zu den ägyptischen Tiergeschichten verständlicherweise ausführlich herangezogen. Aber ihre Interpretationen von Tierfabelbildern ergeben doch keine Märchen. Und altägyptisch sind sie auch nicht, wenn beispielsweise zu den Bildresten vom Katzen- und Mäusekrieg der (von Herbert W. Duda vorzüglich übersetzte) persische Text Obeid Zakanis aus dem 14. Jahrhundert herangezogen werden muß.

Wenn man sich alle diese Einwände vor Augen hält, dann wird man den Band mit seinem lebendig geschriebenen Nachwort und den wertvollen ausführlichen Quellennachweisen zweifellos mit Gewinn lesen und benützen.

Leopold Schmidt

Pantschatantra. Aus dem Sanskrit übertragen von Theodor Benfey (1859). Zusammengestellt und sprachlich bearbeitet von Friedmar Geißler. Mit Nachworten von Walter Ruben und Friedmar Geißler. Illustriert von Bert Heller. 372 Seiten. Berlin 1962, Rütten und Loening. DM 21,80.

Die altertümliche indische Märchensammlung liegt hier in einer hübschen Neuausgabe der hundertjährigen Übersetzung Benfey's vor. Da die Originalausgabe von 1859 längst sehr selten geworden ist, wird man diese überarbeitete Neuausgabe sicherlich begrüßen, zumal Friedmar Geißler sich ausführlich mit dem Gebiet beschäftigt hat. Erst 1960 ist seine wichtige Ausgabe erschienen: Beispiele der alten Weisen des Johann von Capua. Übersetzung der hebräischen Bearbeitung des indischen Pancatantra ins Lateinische (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für Orientforschung, Bd. 52), Berlin 1960. Das ist also eine vorzügliche Grundlage, nunmehr eine solche volkstümliche Textausgabe zu erstellen, die auch der Märchenfreund gern zur Hand nehmen wird, nicht zuletzt der originellen Bebilderung wegen. Mit dem Nachwort von Walter Ruben wird man weniger anfangen können. Die ewige Wiederholung der Phrasen von den „Ausgebeuteten“ und der „Sklavenhaltergesellschaft“ macht sich in solchen Zusammenhängen wirklich nicht gut; sie trägt nämlich zur märchenkundlichen Interpretation nichts bei, und eine solche erwarten wir an einer derartigen Stelle.

Leopold Schmidt

Dov Noy, Jefet Schwili erzählt. Hundertneunundsechzig jemenitische Volkserzählungen aufgezeichnet in Israel 1957—1960 (= Supplement-Serie zur Fabula, Reihe A, Bd. 4). XII und 376 Seiten, 1 Titelbild. Berlin 1963, Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 58,—.

Der Leiter des Israel Folktales Archive in Haifa, Dov Noy (= David Neumann), hat sich als Schüler Stith Thompsons vorzüglich geschult und in Israel ein Volkserzählarchiv eingerichtet, das dem Standard der skandinavisch-nordamerikanischen Einrichtungen gleicher Art entspricht. Nunmehr legt er diesen stattlichen Band vor, der Volkserzählungen der aus dem Jemen nach Israel transferierten Juden enthält. Diese jemenitischen Juden stellen einen Sonderfall selbst für Israel dar. Sind sie doch im Gegensatz zu den anderen meist aus Europa eingewanderten Israelis jahrhundertlang in Südarabien sesshaft gewesen und haben durchaus keine europäisch-zionistischen Einflüsse aufzuweisen. Sie erzählen also wohl Märchen und Schwänke internationalen Wandergepräges, viele aber davon auf ihren alten Wohnsitz, auf das lange Zusammenleben mit den jemenitischen Arabern gemünzt. Oft sind es Geschichten von Juden, die den Arabern überlegen sind, mitunter von einem grotesken Humor. Die Aufzeichnungen, moderne Tonbandaufnahmen, sind offenbar vorzüglich durchgeführt, stilistisch sehr ansprechend übersetzt, und mit einem knappen Kommentar in der Art Thompsons versehen. Literaturangaben und Kommentarnotizen, einschließlich eines Typen- und Motivregisters, genügen aber durchaus zur fachlichen Aufschlüsselung des schönen Materials. Ein Band Volkserzählungen, der nicht nur quellenmäßig sehr wertvoll erscheint, sondern auch durchaus lesbar und nach den verschiedensten Seiten hin anregend.

Leopold Schmidt

Jahrbuch für musikalische Volks- und Völkerkunde. Für die Kommission für musikalische Volks- und Völkerkunde der Gesellschaft für Musikforschung, die Deutsche Gesellschaft für Musik des Orients und das Institut für Musikforschung, Berlin, herausgegeben von Fritz Bose. Band 1. 149 Seiten, 71 Notenbeispiele, Textabb., 2 Kunstdrucktafeln, 1 Schallplatte. Berlin 1963, Verlag Walter de Gruyter & Co. DM 38,—.

Der schöne Band kündigt die Entstehung eines neuen Jahrbuches an, das sich, wie der Titel besagt, mit den Fragen der musikalischen Volks- und Völkerkunde beschäftigen soll. Nach der Einstellung der verschiedenen Vorläufer war die Schaffung eines derartigen Organs zweifellos eine Notwendigkeit. Das neue Jahrbuch will sich den vielseitigen Aufgaben des ganzen großen Gebietes widmen, einschließlich der „musikalischen Folkloristik“, wie es etwas umschrieben im Prospekt heißt. Wir nehmen an, daß sich die „musikalische Volkskunde“, wie wir doch weiterhin sagen wollen, also die Erforschung aller Sparten der Volksmusik, in diesem neuen Jahrbuch erst wird durchsetzen müssen. Der erste Band behandelt ja wohl nur Fragen der musikalischen Völkerkunde: Er bringt Beiträge über die Musik der Kurden, der Baoule im Kongogebiet, von Bahia in Brasilien und über afrikanische Tonsprachen, aber keinen europäischen Beitrag. Nun sind die musikalischen Volksüberlieferungen der europäischen Völker ja freilich seit langem intensiv erforscht, sie müssen also hier nicht vordringlich zu Wort kommen. Aber eine gewisse Einbeziehung wird man angesichts des Titels dieses Jahrbuches doch erwarten dürfen. Wir wollen also die künftige Entwicklung des sehr schön gemachten neuen Veröffentlichungsorganes in diesem Sinn beobachten.

Leopold Schmidt

Kleine Monographien zur Geschichte des ungarischen Kunstgewerbes.
Budapest, Corvina Verlag.

Es ist sehr erfreulich, daß die rege ungarische Forschung in immer steigendem Ausmaß auch Darstellungen aus ihrem Arbeitsgebiet in deutscher Sprache vorlegt. Bei der Besprechung des ersten Bandes der (ohne Obertitel erscheinenden) hier zur Anzeige gelangenden Reihe konnte Adolf Mais auf die Qualitäten dieser Monographie der „Habaner Fayencen“ von Bela Kristinkovich hinweisen (ÖZV Bd. XVI/65, S. 293 f.). Gleiche Qualitäten weisen auch die beiden neuen Bände der Reihe auf, die in gleichem Format, mit gleicher Bebilderung Material aus ungarischen Museen, vor allem aus dem Ungarischen Nationalmuseum und dem Budapester Kunstgewerbemuseum vorführen. Die flüssig geschriebenen und im wesentlichen gut übersetzten Texte informieren sachlich, wenn auch deutlich magyarisch-patriotisch, die wichtigste Literatur wird genannt, und ein ausreichender, gut reproduzierter Bildteil gestattet die eigene Anschauung des Materials. Es handelt sich also derzeit um die folgenden Bände:

Pál Voit und Imre Holl, Alte ungarische Ofenkacheln. 68 Seiten, 16 Abb. im Text und 48 (zum Teil mehrfarbige) Tafeln. 1963.

Es handelt sich um die Frühgeschichte der Ofenkeramik, um die Kacheln der höfischen Öfen der Gotik und der Renaissance. Die Anregungen zur Gründung der Werkstätten in Ofen sind zum Teil auf deutsche, bzw. österreichische, zum anderen Teil auf italienische Quellen zurückgeführt. Ein Meister Chunz aus Wiener Neustadt hat in Ofen gearbeitet und auch nach Preßburg geliefert. Die Versuche von Pál Voit, schon im Spätmittelalter mit sprachnationalen Zuweisungen zu operieren, führen sicher nicht zum Ziel. Wenn man sich die Motive, beispielsweise den Strauß mit dem Hufeisen im Schnabel (Abb. 3) oder das aufgeregt tanzende Paar (Abb. 32) ansieht, wird man das spätgotische Zeit- und Symbolgut darin finden, sonst nichts. Interessant der Hinweis auf das Eindringen der orientalischen (persisch-türkischen) Dekorationsmotive im 16. Jahrhundert (S. 56 f.).

Mária Varjú-Ember, Alte ungarische Stickerei. 60 Seiten, 48 (zum Teil mehrfarbige) Tafeln. 1963.

Die volkstümliche Stickerei Ungarns ist schon oft und gern behandelt worden. Quellenmäßigen Wert haben besonders die Veröffentlichungen von Gertrud Palotay. In letzter Zeit hat Edit Fél ein vorzügliches Buch über „Ungarische Volksstickerei“ in deutscher Sprache herausgebracht (Budapest 1961). Hier sind nun die älteren Vorbilder der neueren bäuerlichen Stickerei dargetan. Die „ungarische Adelsstickerei“ bildet den Kern des vor allem im Ungarischen Nationalmuseum aufbewahrten Materials. Die bekannten Techniken finden sich schon in diesen Arbeiten des 16.—18. Jahrhunderts, die nicht minder bekannten Blumenmotive (Tulpe, Nelke usw.), und wie bei den Veröffentlichungen der jüngeren bäuerlichen Stickerei staunt man darüber, wie einförmig das alles eigentlich ist, mit wie wenigen Motiven man auskam, wie es fast keine figuralen Stickereien gegeben zu haben scheint, und welche geringe Rolle der religiöse Formenschatz gespielt haben muß. Über diese sich uns aufdrängenden Fragen gibt der Text kaum eine Antwort. Er beschäftigt sich mit den immerhin nicht wenigen

geschichtlichen Zeugnissen für diese Stickerei: mit den Angaben über das Auftreten von berufsmäßigen Stickern (ausdrücklich werden in der Frühzeit mehrere Männer genannt), mit der Heranziehung türkischer Nähfrauen, mit dem Ankauf von Stickseide in Konstantinopel usw. Ein bezeichnender Satz, an dem man ganze Folgerungsketten für die Volkskunstgeschichte Mitteleuropas anknüpfen könnte, sei herausgehoben: „Der jüngere Bruder des Königs Ulaszlo II., der polnische Herzog Sigismund, kaufte 1500 in Buda (Ofen) türkische Stickereien. Da kann es uns wahrhaftig nicht wundern, daß bereits vor der Unterwerfung des Landes durch die Osmanen türkische Dekorationselemente in der ungarischen Stikkunst auftreten.“ (S. 13) Man wird das bescheiden auftretende, aber innerlich gewichtige Bändchen also gern als Bereicherung der Literatur auf dem Gebiet der textilen Volkskunst ansprechen.

Leopold Schmidt

Anzeigen / Einlauf 1960—1963: Volkshumor, Schwank und Witz

Hermann Bausinger, Schildbürgergeschichten. Betrachtungen zum Schwank (Der Deutschunterricht, 1961, Heft 1, S. 18—44). 16.085

Karl Brethauer, Dr. Eisenbart. Er war anders als sein Ruf. 31 Seiten, Titelbild, Illustr. (= Lux-Lesebogen Nr. 189). Murnau und München, o. J. 17.691

Josef Buchinger, Beiträge zur Volkskunde der St. Pöltner Heimat. Gewidmet der Lehrerschaft meiner Heimat. St. Pölten 1962. III und 311 Seiten (hektographiert). 16.877

Anni Carlsson, Fabeln der Völker aus drei Jahrtausenden. Zusammengestellt und herausgegeben. Heidelberg 1959. 219 Seiten. 16.153

Erwin Cuoni, Die Luzerner Fastnacht. Im Auftrag des Stadtrates herausgegeben vom Stadtpräsidium (= Luzern im Wandel der Zeiten, H. 21). Luzern 1962. 31 Seiten, 14 Tafeln, 1 Farbtafel. 16.656

Friedrich Johann Fischer, Schalksnarren in Salzburg im 16. Jahrhundert. Ein Renaissancedokument zu zeitgenössischen Stichen (ÖZV Bd. XV, 1961, S. 198—199). 16.426

Peter Fuchs, Afrikanisches Dekameron. Erzählungen aus Zentralafrika. Stuttgart 1961. 241 Seiten. 16.387

Walther Heissig, Helden-, Höllenfahrts- und Schelmengeschichten der Mongolen. Aus dem Mongolischen übersetzt. Zürich 1962. 315 Seiten, Illustr., 3 Farbtafeln. 16.683

Werner Ide, Schwarzenbörner Streiche. Zusammengestellt, mit Beiträgen von Heinrich Ruppel und Erich Kaiser. Einleitende Worte von Wilhelm Schoof. Homberg bei Kassel, o. J. 32 Seiten. 17.662

Karl M. Klier, Ein Ehestreitlied des 18. Jahrhunderts und seine Verbreitung (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. X, Wien 1961, S. 21—35, mit 1 Abb.). 16.172

Leopold Kretzenbacher, „A Mehlspeis' zum Umhängen“. Kleiner Versuch über eine scherzhafte Redensart (Blätter für Heimatkunde, Bd. 35, Graz 1961, S. 41—49). 16.164

Karl Lerbs, Unter Rolands Augen. Der bremischen Anekdoten anderer Teil. Bremen (1961). 92 Seiten. 16.875

C. Narciss, Lügenmärchen. Aus alter und neuer Zeit. Mit Zeichnungen von Kurt Halbritter. Stuttgart 1962. 320 Seiten. 16.623

Paul Nedo, Lachende Lausitz. Sorbische Volksschwänke. Gesammt und deutsch erzählt. Illustriert von Martin Nowak-Neumann. Leipzig 1957. 100 Seiten. 16.282

- Hans Neubauer, Mia Heanznleut. Geschichten in der Mundart des südlichen Burgenlandes (= Lebendiges Wort. Kleinbücher in österreichischer Mundart, Bd. 15). Wels 1962. 63 Seiten. Illustr. 16.938
- Johanna Nickel, Neuruppiner Bilderbogen (Natur und Heimat, Berlin, Bd. 9, 1960, S. 126—130, mit 4 Abb.). 16.057
- Lutz Röhrich, Erzählungen des späten Mittelalters und ihr Weiterleben in Literatur und Volksdichtung bis zur Gegenwart. Sagen, Märchen, Exempel und Schwänke. Bern 1962. 312 Seiten. 16.557
- Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen, Sage, Legende, Schwank. Berlin 1963. 448 Seiten, mit 4 Karten im Text. 17.428
- Franz X. Schönwerth, Oberpfälzische Sagen, Legenden, Märchen und Schwänke, aus dem Nachlaß gesammelt von Karl Winkler. Kallmünz o. J. 2. Aufl. 308 Seiten, 28 Illustr. 16.116
- Anton Schwind, Bayern und Rheinländer im Spiegel des Pressehumors von München und Köln. Ein Beitrag zur Wesenskunde zweier Stämme. München 1958. 278 Seiten, 33 Abb. 16.620
- Paul Selk, Schwänke aus Schleswig-Holstein. Hamburg 1961 (= Quickborn-Bücher Bd. 59). 79 Seiten. 16.447
- Ingeborg Spriewald, Hans Folz. Auswahl (= Studienausgaben zur neueren deutschen Literatur, Bd. IV). Berlin 1960. 273 Seiten. 16.291
- Paolo Toschi und Angelo Fabi, Buonsangue Romagnolo. Racconti di animali, scherzi, aneddoti, facezie (= Corpus delle tradizioni popolari romagnole Bd. II). Bologna 1960. XXII und 283 Seiten, XI Tafeln. 16.498
- Michael Walter, Das ehrsame Narrengericht zu Großelfingen, Hohenzollern, mit Zeichnungen versehen von Franz Flieg. Hohenzollern o. J. 60 Seiten. 16.272
- Jans Wilms, Bokeltse Dönkes. Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Dönkes in Bocholter Platt. 2. Aufl. Bocholt o. J. 48 Seiten. 16.299

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde
 Alle Rechte vorbehalten
 Druck: Holzwarth & Berger, Wien I
 Wien 1963

Der hängende Christbaum

Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde

Von Leopold Schmidt

Seit Jahrzehnten beschäftigt sich die Forschung mit der Geschichte des Weihnachtsbaumes. Bald tauchen in den verschiedensten Zeitschriften und Kalendern Erzählungen vom „ersten Christbaum“ auf, bald wieder wird die Öffentlichkeit darüber belehrt, daß es sich bei diesem Weihnachtsbrauch um eine uralte Sitte handle, deren Geschichte sich im Dunkel der Vorzeit verliere. Die verschiedensten Richtungen der Volkskunde haben sich mit der Deutung des Christbaumes beschäftigt und Sinngebungen des weihnachtlichen Grüns gegeben, die voneinander völlig abzuweichen scheinen ¹⁾.

Das Leben des Christbaumbrauches ist daneben weitergegangen. Ältere Formen werden immer wieder von jüngeren abgelöst, neuere Vorbilder beginnen ältere Möglichkeiten zu verdrängen, ohne daß man sich im allgemeinen dieser Vorgänge besonders bewußt würde. Gibt es doch fast noch nirgends Dokumentationsstellen, welche die immerhin zugänglichen Zeugnisse solcher Bewegungen festhalten würden. Seit etwa einem Jahrzehnt erst versucht die Abteilung „Z“ (Zeitungsausschnitte) des Österreichischen Museum für Volkskunde im bescheidensten Rahmen eine solche Dokumentation durchzuführen und damit für eine künftige Forschung das vergängliche Material aus Tageszeitungen, Illustrierten usw. bereitzustellen ²⁾.

¹⁾ Vgl. besonders Paul Geiger, Weihnachtsfest und Weihnachtsbaum (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. XXXVII, Basel 1939/1940, S. 229 ff.) Dort sehr viel Literatur bis 1940.

Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 2. Aufl., Stuttgart 1955. S. 873 f.

Anton Dörner, Die ersten Christbäume in unseren Alpen (Reimichls Volkskalender, Innsbruck 1938, S. 49 ff.)

Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Bd. II, Wien 1950, S. 273 ff.

Hans Commedia, Volkskunde der Stadt Linz an der Donau. Bd. I, Linz 1958. S. 192 f.

²⁾ Schmidt, Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde. 1. Vorläufige Ordnung und Gliederung des Archivs (Österr. Zeitschrift für Volkskunde, Bd. X/59, 1956, S. 145 f.)

Die Atlas-Arbeit der Volkskunde, also die auf Befragungen basierende breitflächige Ortsfeststellung von Erscheinungen, die hierher gehören, stellt einen wichtigen Teil der neueren Forschung auf unserem Gebiet dar³⁾. Durch sie ist endlich die Frage nach der tatsächlichen Verbreitung der einzelnen Brauchformen gestellt und für die betreffende Befragungszeit auch weitgehend beantwortet worden. Karl Ewald Fritzs ch hat den Stand der Atlas-Arbeit auf dem Gebiet der Christbaumforschung für Sachsen 1953 mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Der Tatbestand des hängenden Baumes wurde besonders erfragt, um eine alte volkskundliche Streitfrage klären zu helfen. Das Ergebnis ist recht bemerkenswert. Man hatte — auch in volkskundlichen Fachkreisen — nur mit vereinzelt Vorkommen gerechnet und wird überrascht sein von der Häufigkeit der Angaben“⁴⁾. Genau die gleiche Erfahrung ließ sich im Burgenland machen. Wir haben der Frage nach dem Christbaum, die wir schon 1952 unabhängig von den Forschungen in Sachsen stellten, mehrere Punkte unserer Umfragen gewidmet, und kaum einer der Beantworter dieser Umfragen hat wohl gewußt, wieviel von seinen Antworten dabei abhängen würde. Es war ja bekannt, daß das Burgenland infolge seiner langwährenden Abriegelung vom österreichischen Mutterland ältere Formen des Christbaumbrauches erhalten habe als die Nachbarn in Niederösterreich und Steiermark⁵⁾. Während hier fast überall seit etwa einem halben Jahrhundert, manchmal schon fast seit einem ganzen, der Christbaum auf den Tisch der Stube gestellt wurde und wird, so wie wir es aus dem städtischen Weihnachtsbrauchtum kennen, mußte es einige kleine Landschaften geben, wo dies nicht oder noch nicht der Fall war. Vereinzelt gab es Nachrichten aus dem südlichen Niederösterreich, dazu welche aus der Oststeiermark, und zwar in dem Sinn, daß dort das Bäumchen an der Decke aufgehängt werde. Meist in der Stubenecke über dem Tisch, manchmal aber auch am Durchzug der Tramdecke. Die daraufhin erfolgten Umfragen brachten sehr viele Antworten ein, die besagten, daß der Brauch in eben dieser altertümlichen Form bekannt sei, oder doch vor kurzem noch

³⁾ Vgl. allgemein Richard Weiß, Einführung in den Atlas der schweizerischen Volkskunde, herausgegeben von Paul Geiger und Richard Weiß. Basel 1950.

⁴⁾ Karl Ewald Fritzs ch, Der Weihnachtsbaum in Sachsen. Name, Gestalt und Entwicklung (Beiträge zur sprachlichen Volksüberlieferung. Festschrift für Adolf Spamer. Berlin 1953, = Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen der Kommission für Volkskunde, Bd. 2, S. 260 ff., bes. S. 280)

⁵⁾ Vgl. allgemein Viktor G e r a m b, Sitte und Brauch in Österreich. Graz 1948. S. 213 f.

geübt wurde. Meist wurden die Jahre nach dem ersten Weltkrieg als zeitliche Grenze angegeben. Wie in vielen anderen Fällen auch war also unsere Umfrage gerade zur rechten Zeit gekommen, es gab noch genügend Leute, die sich an das ältere Herkommen erinnern konnten. Etwa zwei Drittel der Schulorte des mittleren und südlichen Burgenlandes meldeten, daß der Brauch des an der Decke hängenden Christbaumes dort tatsächlich einigermaßen geläufig war oder noch ist.

Das bedeutet also gegenüber den geringfügigen bisherigen Kenntnissen von diesem Brauch im ganzen österreichischen Bundesgebiet einen gewaltigen Fortschritt. Das geschlossene Verbreitungsgebiet, das sich daraus ablesen läßt, erhält in der Auswertung der ortsweisen Angaben ein beträchtlich größeres Gewicht als es die bisherigen spärlichen punktweisen Ortsnennungen besitzen konnten. Die Auswertung kann aber noch weitere wichtige Ergebnisse buchen. Vielfach war ja in der Christbaumforschung, vor allem in der mythologisch eingestellten, die Meinung verbreitet, daß der hängende Christbaum mit der Spitze nach unten hängen müsse, also „verkehrt“, wenn es echt und altertümlich zugehen solle⁶⁾. Das war in unserer Befragung auch mitberücksichtigt worden. Aber die Antworten haben ein ganz anderes Bild ergeben, als man vielleicht hätte erwarten können: Innerhalb der vielleicht hundertfünfzig Orte, an denen man vom hängenden Christbaum weiß, ist es kaum ein halbes Dutzend, das den mit der Spitze nach unten hängenden Baum kennt. Es handelt sich also wenigstens der Belegdichte nach eher um eine Ausnahme, nicht etwa um die Regel. Freilich um eine wichtige

⁶⁾ Georg Hüsing, Die deutschen Hochzeiten. Wien 1927. S. 5. — Hüsing interessierte sich als Führer der Wiener Mythologenschule der Jahre um den ersten Weltkrieg überhaupt nur für den verkehrt hängenden Baum, von dem er nach ungenannter Quelle auch zitiert: „Nach altem bairischen Brauche wird auch der Christbaum umgekehrt mit der Spitze nach unten an der Decke aufgehängt. Er stellt also wirklich die nordische ‚Weltesse‘ dar, deren Wipfel der Erde zugekehrt ist.“ Das konfuse Büchlein hat nur mehr wissenschaftsgeschichtliche Bedeutungen, vor seiner Benützung — wenn davon noch die Rede sein sollte — müßte gewarnt werden. Es ist aber bezeichnend, daß eine fable convenue wie die vom „alten bairischen Brauch“ auch hier übernommen wurde, die, wie oben gezeigt wird, bei näherem Zufassen in Nichts zerfällt.

Geiger, Weihnachtsfest und Weihnachtsbrauch (wie oben Anmerkung 1, S. 20 des Sonderdruckes) hat im Gegensatz zu den mythologischen Interpretationen für den hängenden Baum nur die ganz magere Anmerkung 26 a übrig. Recht wenig, wenn man bedenkt, daß der Brauch einstmals schon wenige Kilometer nördlich von Basel, dem Wohnsitz Geigers, in weiter Verbreitung lebendig gewesen war.

Ausnahme, die in der Karte auch dementsprechend hervorgehoben werden mußte. Von einer stärkeren verbreitungsmäßigen Geltung des verkehrt hängenden Christbaumes kann aber jedenfalls zumindest für die Zeit unserer Befragung in unserem Gebiet nicht mehr die Rede sein.

Von entschiedener Bedeutung war es aber, daß mehrere Einsender uns bei dieser Gelegenheit dankenswerterweise darüber belehrten, in ihren Orten habe es vor dem hängenden Christbaum, und mitunter auch noch neben ihm, noch ein anderes Weihnachtsgehänge gegeben. Es sei ein Dorngehänge gewesen, ein Reifen aus Haselnußstecken und Draht, der mit einigen Schlehdornranken besteckt gewesen sei, die ihrerseits wieder Bäckereien und auch Lichter getragen hätten. Nun hat es derartige Weihnachtsgehänge, Schlehdorngehänge, auch in anderen Gegenden tatsächlich vor dem Christbaum gegeben, es handelt sich um sehr wichtige, altertümliche Vorläufer, deren nächste Nachfolger eben erst unsere Christbäume gewesen sind. Für das Burgenland war davon bisher überhaupt nichts bekannt gewesen. Wir führten deshalb eine Sonderbefragung durch, deren Ergebnis dann die nächste Karte (47) des Atlas der burgenländischen Volkskunde wurde, und veröffentlichten das vorläufige Ergebnis mit entsprechender Kommentierung⁷⁾.

I

Die Befragung bezüglich des hängenden Christbaumes nun erfolgte in den Jahren 1953—1954 im Rahmen unserer Umfragen des „Atlas der burgenländischen Volkskunde“. Es handelte sich dabei um die Umfrage VI „Umfrage über die Brauchgestalten und Glaubenszüge im November und Dezember.“ Sie wurde wie alle verwandten Jahresbrauchumfragen an alle dreihundert Schulorte des Burgenlandes ausgeschickt. Der Querschnitt durch den vorhandenen Bestand, der sich aus den Beantwortungen ergab, erscheint sehr befriedigend. Besonders die Frage nach dem hängenden Christbaum wurde weitgehend richtig aufgefaßt und zwar meist nur knapp, aber doch genügend deutlich beantwortet. Die Frage 5a lautete:

24. Dezember, h. l. Abend:

a) War oder ist es üblich, den Christbaum an der Decke (am Durchzug) der Stube aufzuhängen?

Hat man ihn früher mit dem Wipfel nach abwärts aufgehängt?

⁷⁾ Schmidt, Der weihnachtliche Schlehdorn im Burgenland. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1955, S. 180 ff.)

Selbst oberflächliche Beantworter waren durch die Form der Frage gezwungen, wenigstens „ja“ oder „nein“ zu schreiben, beziehungsweise jene Teile des Fragetextes, die ihnen zutreffend schienen, zu unterstreichen. Dr. Norbert Riedl übernahm 1955 noch die Nachbefragung bei den heimatvertriebenen Deutschen aus Westungarn und konnte die drei im Anhang angegebenen Antworten heimbringen. Die Antworten wurden für den Atlas ausgewertet. Dr. Riedl entwarf daraus die Karte VI/46 des Atlas. Ein vorläufiger Bericht von mir brachte noch 1954 zum ersten Mal die Kenntnis über den Brauch, von dem sonst kaum etwas Stichhaltiges bekannt war, in die breitere Öffentlichkeit⁸⁾. Karte und Bericht konnten leider die etwaige Verbreitung in den westlichen Nachbargebieten nicht verzeichnen, da sich dafür keine genügend detaillierten Unterlagen fanden. Das Kartenbild ist daher nur für das eigentliche Burgenland zu verantworten.

Ortsweise Antworten nach den Bezirken angeordnet

Bezirk Neusiedl am See

Tadten:

War früher, bis ca. 1935, üblich.

Winden am See:

Es war üblich, aber nur die ältesten Leute wissen noch davon.

Bezirk Eisenstadt

Klingensbach:

Es war früher üblich.

Loretto:

Es war üblich.

Mörbisch:

Der „Christbaum“ wird vielfach auch heute noch aufgehängt.

Müllendorf:

Es war und ist üblich.

Oggau:

Es war früher üblich.

Oslip:

Vereinzelt wird der Christbaum heute noch an der Decke aufgehängt.

Purbach:

Bis vor vier Jahrzehnten war es üblich.

Siegendorf:

Der Christbaum hängt noch häufig an der Decke, früher hing er ausschließlich dort.

⁸⁾ Schmidt, Wo der Weihnachtsbaum noch am Durchzug hängt. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Volk und Heimat, Bd. VII, Eisenstadt 1954, Nr. 22, S. 4 f.)

- Schützen am Gebirge:**
Es war früher üblich, jetzt nicht mehr.
- Stinkenbrunn:**
Es war und ist üblich.
- Stotzing:**
Es war üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen.
- St. Margarethen:**
Es ist teilweise noch üblich.
- Trausdorf:**
Es war und ist üblich.
- Wulkaprodersdorf:**
Es war und ist üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen.
- Zagersdorf:**
Es kommt in alten Bauernhäusern häufig vor.
- Zillingthal:**
Es ist üblich, den Christbaum mit dem Wipfel nach oben aufzuhängen.

Bezirk Mattersburg

- Antau:**
Es war üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen.
- Baumgarten i. B.:**
Es war üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen. Heute hat man Kreuzständer aus Holz. Teilweise wurde ein kleiner Baum in eine große Futterrübe gesteckt, welche vorher geköpft wurde, und die dünne Wurzel ebenfalls abgeschnitten erhielt. Hier und da stand ein kleiner Christbaum auf einem Milchtögel, oder er stak in einer entsprechenden Futterrübe, welche sich im Tögel befand.
- Draßburg:**
Es war bis 1910 üblich.
- Hirm:**
Es kommt selten vor.
- Marz:**
Es ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Mattersburg:**
Der Christbaum wurde früher auch aufgehängt.
- Neudörfl an der Leitha:**
Es war üblich, mit dem Wipfel nach aufwärts.
- Neustift a. d. Rabnitz:**
Der Christbaum wurde früher aufgehängt, mit dem Wipfel nach aufwärts. Heute nicht mehr.
- Walbersdorf:**
Es war üblich. Angeblich war es auch üblich, den Baum mit dem Wipfel nach abwärts aufzuhängen.
- Wiesen:**
Es war üblich, heute nicht mehr.
- Zemendorf:**
Es war früher allgemein üblich.

Bezirk Oberpullendorf

Bubendorf:

Es war früher allgemein üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen, jetzt nur mehr selten.

Deutsch-Gerisdorf:

Es war üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen.

Dörfel:

Es ist teilweise üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen.

Draßmarkt:

Es ist teilweise auch jetzt noch üblich.

Frankenu:

Es ist noch üblich.

Glashütten:

Es ist teilweise noch üblich.

Großmutschen:

Es ist üblich.

Großwarasdorf:

Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.

Hammerteich:

Es war früher allgemein üblich, jetzt nur noch vereinzelt.

Haschendorf:

Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.

Horitschon:

Es war und ist üblich.

Helenenschacht:

Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.

Kaisersdorf:

Es gibt heute noch einige Bauernhäuser, in denen es üblich ist, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen. Sonst nur stehende Christbäume.

Kalkgruben:

Es war und ist üblich.

Karl:

Es war und ist üblich.

Kleinmutschen:

Es war üblich.

Kleinwarasdorf:

Früher wurde der Christbaum aufgehängt, heute wird er aufgestellt.

Klostermarienber:

Es war üblich.

Kobersdorf:

Es war und ist üblich.

Kogl:

Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.

Kroatisch-Geresdorf:

Es war üblich, jetzt nur selten.

Kroatisch-Minihof:

Es war üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen.

Lackenbach:

Es war noch vor zwanzig Jahren (also um 1933) üblich.

- Lackendorf:
Es war und ist üblich.
- Landsee:
Vereinzelt findet man noch diesen Brauch, früher fast in allen Häusern.
- Langeck:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Lebenbrunn:
Der Christbaum wird heute noch in allen Bauernhäusern an der Decke der Stube aufgehängt.
- Liebing:
Der Christbaum war an der Decke aufgehängt.
- Lindgraben:
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Langenthal:
Es war früher üblich.
- Lockenhaus:
Vor etwa zwanzig Jahren war dies üblich.
- Lutzmannsburg:
Es war und ist üblich.
- Mannersdorf an der Rabnitz:
Es war bis 1920 üblich.
- Markt St. Martin:
Der Christbaum wurde mit dem Wipfel nach oben an der Zimmerdecke aufgehängt, heute ist dies nicht mehr üblich.
- Mitterpullendorf:
Es war üblich, jetzt nicht mehr.
- Nebersdorf:
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Neckenmarkt:
Es war und ist üblich.
- Oberloisdorf:
Es ist üblich, wenn ein Durchzug vorhanden.
- Oberpetersdorf:
Er wurde immer mit dem Wipfel nach oben aufgehängt.
- Oberpullendorf:
Es war üblich.
- Oberrabnitz:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen.
- Pilgersdorf:
Es war früher üblich und ist es teilweise heute noch.
- Piringsdorf:
Der Christbaum wird in vielen Häusern an der Decke in der Stube mit dem Wipfel nach oben aufgehängt.
- Raiding:
Es war üblich, solange noch Tramböden waren.
- Rattersdorf:
Es ist zum Teil üblich.
- Ritzing:
Es war und ist üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen.

- Salmannsdorf:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Schwendgraben:**
Es war und ist üblich.
- Steinbach:**
Es ist teilweise noch üblich.
- Steinberg an der Rabnitz:**
Es ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Stoob:**
Es war und ist üblich.
- Strebersdorf:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke oder am Durchzug der Stube aufzuhängen.
- Tschurndorf:**
Es war üblich. Jetzt steht der Baum.
- Unterfrauenhaid:**
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Unterloisdorf:**
Früher war es üblich.
- Unterpetersdorf:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Unterpullendorf:**
Es war und ist üblich.
- Unterrabnitz:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke, oder am Durchzug der Stube aufzuhängen.
- Weingraben:**
Es war üblich.
- Weppersdorf:**
Nur aus Platzmangel, selten.

Bezirk Oberwart

- Althodis:**
Teilweise ist es jetzt noch üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Aschau:**
Es war üblich.
- Badersdorf:**
Es war und ist üblich.
- Bad Tatzmannsdorf:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Bernstein:**
In alten Bauernhäusern ist es üblich.
- Buchsachsen:**
Der Christbaum wird auch heute noch teilweise aufgehängt.
- Burg:**
Einige Familien hängen den Christbaum an der Decke der Stube auf.
- Deutsch-Schützen:**
Es war und ist zum Teil noch üblich.

- Dreihütten:**
Es ist teilweise jetzt noch üblich, den Christbaum am Durchzug aufzuhängen.
- Drumling:**
Es war und ist üblich.
- Dürnbach:**
Es ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Edlitz i. B.:**
Es war üblich.
- Eisenberg an der Pinka:**
Es war üblich, den Christbaum an der Decke oder am Durchzug der Stube aufzuhängen.
- Eisenzicken:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Glashütten bei Schlaining:**
In einigen Häusern war es noch bis vor dem Krieg üblich.
- Goberling:**
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Grafenschachen:**
Es ist bis um 1925 üblich gewesen.
- Grodnau:**
Es war üblich, kommt aber oft auch jetzt noch vor.
- Großpetersdorf:**
Es war und ist üblich.
- Günseck:**
Es war üblich.
- Hannersdorf:**
Es war üblich.
- Harmisch:**
Es war früher in jedem Haus üblich, jetzt noch vereinzelt.
- Holzschlag:**
Es war üblich.
- Jabing:**
Es ist üblich.
- Kemetten:**
Es war und ist üblich.
- Kirchfidisch:**
Es war früher üblich, heute nicht mehr.
- Kitzladen:**
Etwa in der halben Zahl der Häuser wird der Christbaum aufgehängt.
- Kleinbachselten:**
Es ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Kleinpetersdorf:**
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Kohfidisch:**
Es war üblich.
- Kotezicken:**
Es war und ist üblich.
- Kroissegg:**
Es war und ist üblich.

- Litzelsdorf:
Es war und ist üblich.
- Loipersdorf:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen.
- Mariasdorf:
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke, bzw. am Durchzug aufzuhängen.
- Markt Allhau:
Es war üblich.
- Markt Neuhodis:
Es war und ist üblich.
- Miedlingsdorf:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Mischendorf:
Es war früher üblich, derzeit nicht.
- Mönchmeierhof:
Es war und ist einzeln auch heute noch üblich.
- Neuhaus in der Wart:
Es war und ist üblich.
- Neumarkt im Tauchental:
Früher hat man den Christbaum hauptsächlich an der Zimmerdecke aufgehängt.
- Neustift an der Lafnitz:
Es war üblich.
- Neustift bei Schlaining:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke, bzw. am Durchzug aufzuhängen.
- Oberdorf i. B.:
Es war üblich.
- Oberkohlstätten:
Es war und ist üblich.
- Oberschützen:
Es war und ist üblich.
- Pinkafeld:
Es ist hier bei ärmeren Familien üblich, den Christbaum mit dem Wipfel nach aufwärts an der Decke aufzuhängen.
- Podgoria:
Es war vor dreißig bis vierzig Jahren (also um 1910) üblich, den Christbaum mit dem Wipfel nach abwärts aufzuhängen.
- Redlschlag:
Es ist vereinzelt üblich.
- Rettenbach:
Es war und ist üblich.
- Riedlingsdorf:
Es war üblich.
- Rohrbach an dem Teich:
Der Christbaum wird noch vereinzelt mit dem Wipfel nach oben aufgehängt.
- Rotenturm an der Pinka:
Früher war es üblich, heute nicht.
- Rumpersdorf:
Es war und ist üblich.
- St. Kathrein:
Es war üblich.

- St. Martin in der Wart:
Es war vor ca. zwanzig Jahren (also um 1933) üblich, heute nicht mehr.
- Schachendorf:
Es ist nicht mehr üblich.
- Schandorf:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Schreibersdorf:
Es ist nur selten üblich.
- Sziget in der Wart:
Es ist üblich.
- Spitzzicken:
Es ist nur mehr sehr selten üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen.
- Stadt Schlaining:
Es ist jetzt noch üblich.
- Stuben:
Es war und ist üblich.
- Tauchen:
Es war und ist üblich.
- Unterkohlstätten:
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke, bzw. am Durchzug aufzuhängen.
- Unterschützen:
Früher war es üblich.
- Unterwart:
Es war üblich.
- Welgersdorf:
Bis vor zehn Jahren (also um 1943) war es üblich.
- Wiesfleck:
Es war üblich.
- Willersdorf:
Es war und ist noch üblich.
- Wolfau:
Es war üblich, man hat den Christbaum früher mit dem Wipfel nach abwärts aufgehängt.
- Woppendorf:
Es war üblich.
- Zuberbach:
Es war üblich.

Bezirk Güssing

- Bocksdorf:
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Burgauberg:
In manchen Häusern ist es üblich.
- Deutsch-Bieling:
Es war üblich.
- Deutsch-Ehrendorf:
Es war und ist zum Teil noch üblich, den Christbaum an der Decke mit einem Haken aufzuhängen.

- Deutsch-Tschantschendorf:**
Der Christbaum wird entweder an die Decke gehängt oder auf den Tisch gestellt.
- Eberau (Kulm, Winten):**
In einigen Häusern wird der Christbaum noch an den Decken aufgehängt.
- Eisenhüttl:**
Es war üblich, einen kleinen aber sehr reichlich behangenen Christbaum an die Decke des Zimmers zu hängen. Der Stamm wurde zugespritzt und ein großer schöner Apfel daraufgesteckt.
- Gas:**
Es war üblich, bei neuen Häusern ist es nicht.
- Gamischdorf:**
Es ist noch jetzt in manchen Häusern üblich.
- Gerersdorf:**
Es war und ist üblich, den Christbaum am Durchzug der Stube aufzuhängen.
- Glasing:**
Es war üblich, an manchen Decken ist noch der Nagel zu sehen.
- Großmürbisch:**
Der Christbaum wurde früher an der Decke aufgehängt, doch nicht mit dem Wipfel nach unten.
- Güssing:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke über dem Zimmertisch aufzuhängen.
- Heiligenbrunn:**
Es ist zuweilen üblich.
- Heugraben:**
In einzelnen Familien wird der Christbaum noch aufgehängt.
- Inzenhof:**
Es ist üblich, den Christbaum aufzuhängen.
- Kleinmürbisch:**
Es war und ist üblich.
- Kroatisch-Ehrendorf:**
Es war und ist üblich.
- Kukmirn:**
Es war üblich.
- Limbach:**
In einigen Häusern hängt der Christbaum heutzutage noch an der Decke.
- Luising:**
Es war üblich.
- Moschendorf:**
Es war und ist üblich.
- Neuberg:**
Es war üblich, den Christbaum mit dem Wipfel nach aufwärts an der Decke der Stube aufzuhängen. Unten ist ein großer Apfel eingesteckt.
- Neuberg-Bergen:**
Es war üblich, ist in Vergessenheit geraten.
- Neudauberg:**
Es ist hie und da üblich.
- Neusiedl bei Güssing:**
Es war und ist üblich.

- Neustift bei Güssing:
Es ist üblich. Kleine Bäume werden aufgehängt, große aufgestellt.
- Ober- und Unterbildein:
Es war üblich.
- Olbendorf:
Es ist teilweise üblich.
- Punitz:
Es war früher üblich.
- Rauchwart:
Früher war es üblich.
- Rehgraben:
Es war und ist üblich.
- Reinersdorf:
Es war üblich, den Christbaum an der Decke, bzw. am Durchzug der Stube aufzuhängen.
- Rohr im Burgenland:
Es war und ist üblich.
- St. Michael bei Güssing:
Es ist in den Weilern noch heute üblich. Noch nach dem ersten Weltkrieg wurde der Christbaum mit dem Wipfel nach abwärts aufgehängt.
- Schallendorf:
Es ist üblich, den Christbaum an der Decke aufzuhängen.
- Stegersbach:
Es ist zum Teil noch üblich.
- Steingraben:
Es war früher üblich.
- Stinatz:
Es war früher üblich.
- Strem:
Es war und ist üblich.
- Sulz bei Güssing:
Früher wurde der Christbaum aufgehängt, jetzt steht er auf dem Tisch.
- Tobay:
Es ist auch heute noch üblich.
- Urbersdorf:
Es ist in einigen Häusern üblich.
- Steinfurt:
Es war üblich, in einigen Häusern ist es heute noch so, den Christbaum an der Decke aufzuhängen, aber mit dem Wipfel nach oben. Unten wurde an den Stamm ein schöner Apfel gesteckt.

Bezirk Jennersdorf

- Bonisdorf:
Es war und ist üblich.
- Deutsch-Kaltenbrunn:
Vor zwanzig Jahren (also ungefähr 1933) war es üblich.
- Deutsch-Minihof:
Es war und ist üblich.
- Dobersdorf:
Es war früher üblich, mit dem Wipfel nach aufwärts. Auch Dornen wurden aufgehängt.

- Doiber:**
Es war und ist teilweise auch heute noch üblich.
- Eltendorf:**
Bis zum Jahr 1930 war es noch üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Heiligenkreuz im Lafnitztal:**
Es war und ist üblich. Das Stammende des Christbaumes wurde in einen großen Apfel gesteckt.
- Henndorf:**
Es war üblich.
- Jennersdorf:**
Es ist vereinzelt heute noch üblich.
- Kalk:**
Es war und ist üblich.
- Königsdorf:**
Es ist heute noch vereinzelt üblich.
- Krobotek:**
Es war und ist üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Minihof-Liebau:**
Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Mogersdorf:**
Es war bis etwa 1900—1910 üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.
- Neumarkt an der Raab:**
Es ist noch heute in manchen Häusern üblich.
- Oberdrosen:**
Früher hat man den Christbaum fast ausschließlich an die Decke gehängt. Vor nicht allzu langer Zeit, als jedoch der Christbaum hier noch nicht so bekannt und verbreitet war, richtete man einen Reifen aus Haselnuß oder Draht, an den sechs junge Schlehdornstämmchen befestigt und oben zusammengebunden wurden. An die Dornen wurden Bäckereien, Äpfel und auch Kerzen gesteckt und das ganze wurde an die Decke gehängt.
Die Anzahl der sechs Stämmchen wird damit begründet, daß mehrere zu gedrängt stünden. Einen eigenen Namen für diesen Brauch konnten wir nicht erfahren.
- Poppendorf:**
Es war üblich.
- Rax-Bergen:**
Es war und ist teilweise noch üblich.
- Rax-Dorf:**
Es ist in manchen Häusern üblich.
- Rohrbrunn:**
Früher war es üblich, den Christbaum in der Mitte der Stube an der Decke aufzuhängen.
- Tauka:**
Früher hing der Christbaum an der Decke, oberhalb des Tisches, mit dem Wipfel nach oben, am Wipfel befestigt. Jetzt steht der Baum meist auf dem Boden oder auf dem Tisch.
- Wallendorf:**
Früher ist der Brauch bekannt gewesen.

María Bild am Weichselbaum:

Es war üblich, den Christbaum mit dem Wipfel nach aufwärts aufzuhängen.

Welten:

Es war üblich, den Christbaum an der Decke der Stube aufzuhängen.

Windisch-Minihof:

Heute ist es nicht mehr üblich.

Zahling:

Früher hat man den Christbaum mit dem Wipfel nach abwärts aufgehängt, jetzt kaum mehr.

Westungarisches Grenzgebiet

Harkau (ung. Harka):

Es war üblich.

Holling:

Es war üblich.

Odenburg (ung. Sopron):

Oft wurde erst auch am 6. Januar der vom großen Christbaum abgeschnittene Wipfel an die Decke gehängt.

Die Karte der Verbreitung des hängenden Christbaumes im Burgenland zeigt das schöne Beispiel eines wirklichen Volksbrauches. Ohne daß jemals etwas davon bekannt geworden wäre, ohne daß man sich eine schriftliche oder bildliche Werbung dafür vorstellen könnte, — wie sie beispielsweise für die Verbreitung des Adventkranzes sehr wohl in Betracht kommt, und bei der Gebietseroberung des „öffentlichen“ Christbaumes ganz fest in Rechnung gestellt werden muß — ohne derartige Verbreitungshilfen neuester Zeit also hat sich hier ein Hausbrauch zu wichtigster Festzeit entfaltet und erhalten. In der Mehrzahl der Orte des Burgenlandes lebt der Brauch auch noch, die Meldungen geben hier zurückhaltender Weise eher zuwenig als zuviel an. Aber auch die kleinere Zahl von Orten, die melden, daß der Brauch selten geworden sei oder überhaupt nur „früher“ vorhanden war, schließen den ganzen Raum auf. Sie sind, wie in allen ähnlichen Fällen, im Norden, in den Bezirken Eisenstadt und Mattersburg häufiger, doch sagen die Meldungen auch von dort, daß der Brauch einigermaßen bekannt war und noch ist. Nur der Bezirk Neusiedl ist fast völlig leer, auf dem sonst so brauchfreundigen Heideboden bildet Tadten die einzige Ausnahme. Das heißt also doch wohl, daß dieses wiederholt nachbesiedelte Gebiet den Brauch wirklich nicht richtig gekannt hat. Es deutet vielleicht auch darauf hin, daß er sich in dem im 17. Jahrhundert weitgehend protestantischen Gebiet entweder nicht erhalten, oder, wenn er landschaftlich jünger sein sollte, nicht einbürgern konnte. Die Entscheidung wird hier schwer fallen. Es scheint

jedenfalls so, daß der Brauch mit Reformation und Gegenreformation im Lande nicht allzuviel zu tun haben könnte. Denn wenn ihn das einstmals protestantische Heidebauerngebiet nicht kennt, so ist doch anderseits auch das durchaus katholische, von den Fürsten Eszterházy energisch barockisierte Gebiet des Bezirkes Eisenstadt auch nicht sehr stark daran beteiligt. Wirklich dicht werden die Ortsnennungen erst nach der Landesenge, beginnend mit dem brauchreichen Bezirk Oberpullendorf. Von hier aus nach dem Süden zu sind alle vier weiteren Bezirke ohne Unterschied der Herrschaft, aber auch ohne Unterschied der Konfession, ja sogar ohne Unterschied der Sprachzugehörigkeit, daran beteiligt. Das eigentliche Heanzengebiet ist heute noch das wirkliche Hauptverbreitungsgebiet des hängenden Christbaumes. Nach dem Süden zu ergeben sich auch kleine Differenzierungen in der Beschreibung, die von der Brauchlebendigkeit zeugen. Im Bezirk Güssing beginnen dann auch die Nachrichten, daß das mit dem Wipfel nach aufwärts aufgehängte Bäumchen unten in einem Apfel stecke: In Eisenhüttl weiß man davon, ebenso in Neuberg und in Steinfurt, dann im Bezirk Jennersdorf wieder in Heiligenkreuz im Lafnitztal. Eine Nebenform davon bedeutet es wohl, wenn in Baumgarten im Bezirk Mattersburg das Bäumchen in einer Futterrübe steckt. Andernorts nimmt man die Futterrübe zum Einstecken der Schlehdorne, die man ins Fenster stellt. Der Apfel am Wurzelende des hängenden Bäumchens könnte eine ältere Tradition bezeichnen, wobei man daran denken muß, daß die Parallele zum Christbaum in christlich-legendenmäßiger Schau das Kreuz ist. Nach der mittelalterlichen Legende erwächst das Kreuz Christi aus dem Schädel Adams, der dementsprechend am Fußende des Kreuzes dargestellt wurde⁹⁾. Auf der gleichen Ebene würde es liegen, den Paradiesesapfel als Wurzelgrund des christlichen Lebensbaumes, des Christbaumes aufzufassen. So kindlich-spielhaft also eine solche Ausstattung anmuten mag, es dürfte sich doch eine ältere Überlieferung mehr oder minder kosmischer Art darin erhalten haben. Paradiesesapfel und Paradiesbaum spielen in der variantenreichen Geschichte des Weihnachtsbaumes eine derart große Rolle, daß man auch solche landschaftlich ausgeprägte Formen von hier aus wird verstehen müssen.

Bemerkenswert sind die wenigen Beobachtungen zum Werden und Vergehen des Brauches, die sich aus den Fragebogenantworten herauslesen lassen. Vom Werden berichten nur einige

⁹⁾ Vgl. Franz K a m p e r s, Mittelalterliche Sagen vom Paradies und vom Holz des Kreuzes Christi (= Görres-Gesellschaft, 1. Vereinschrift für 1897) Köln 1897.

wenige Nachrichten, die angeben, daß das Bäumchen erst nach dem Schlehdorngehänge an der Decke angebracht worden sei. Das wäre also ein Vorgang, der vielleicht ein halbes oder auch ein ganzes Jahrhundert zurückliegen würde, wie die Erfahrung bei der Überprüfung derartiger Mitteilungen lehrt. Sonst überall weiß man von einem Aufkommen des Brauches nichts zu berichten, dagegen verhältnismäßig viel von seinem Wiederabnehmen. Für dieses Abnehmen oder gar Verschwinden werden verschiedene zeitliche Begrenzungen angegeben. Im allgemeinen überwiegen dabei die für das Burgenland wesentlichen historischen Termine in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Bis zum Ersten Weltkrieg soll der Brauch bestanden haben, in Draßburg meint man, bis um 1910, in Purbach „bis vor vier Jahrzehnten“, was ungefähr auf das gleiche hinausläuft. Mehr Gewährsmänner denken an den Einschnitt von 1919—1921, die Zeit des Anschlusses des Landes an Österreich. In Lockenhaus etwa sagt man „vor zirka dreißig Jahren“, in Mannersdorf an der Rabnitz meint man auch, bis 1920 habe es den Brauch gegeben. In Rechnitz spricht man von einer Zeit vor dreißig bis vierzig Jahren. Das bezieht sich also immer im wesentlichen auf die Kindheit der Bericht-erstat-ter, die in die Jahre dieser Loslösung des Landes aus dem alten Ungarn gefallen sein muß. Mehrfach verschiebt man den Zeitpunkt des Abkommens in die erste österreichische Zeit, also in Grafenschachen auf 1925, in Eltendorf bis 1930. In Tadtien rückt man noch weiter herunter, bis 1935. Damit nähern wir uns der bekannten Brauchzeitschwelle vor etwa zwanzig bis fünf-und-zwanzig Jahren, der Zeit um das Jahr 1938, als das Land zwischen Niederösterreich und Steiermark aufgeteilt wurde. In Lackenbach sagt man „vor zwanzig Jahren“, was auf etwa 1933 hinweisen würde, ebenso in St. Martin in der Wart und in Deutsch-Kaltenbrunn, während man in Glashütten direkt sagt „bis vor dem Krieg“, womit in diesem Fall der Zweite Weltkrieg gemeint ist. Mehrfach nennt man aber bezeichnenderweise nicht eine äußere Datierung, sondern eine innere, die sich auf den kulturellen Wandel des Landes selbst bezieht. Man spricht öfter davon, daß der Brauch nur „in alten Bauernhäusern“ geübt werde, was auf die Errichtung neuer, zum Teil nichtbäuerlicher Häuser in den letzten Jahrzehnten hinweist. In Raiding meint man direkt, es habe den Brauch nur solange gegeben, als die Häuser noch die alten Tramböden gehabt hätten. Das entspricht also ganz der Beobachtung in anderen Landschaften, beispielsweise in Sachsen, von wo Fritsch auch berichtet, daß man früher das Bäumchen wohl an die Balkendecken der niedrigen Stuben gehängt habe; seit die Neubauten größere und höhere Zimmer besäßen, hänge

man nicht so leicht etwas an die verrohrte und beworfene Decke¹⁰⁾. Es gibt freilich auch genügend Belege für das Gegenteil. Aber die Übereinstimmung der Begründung ist doch aufschlußreich. Besonders für das Burgenland meldet sie das Aufhören der alten Zeit an, das sich in der Erneuerung der Häuser, im Herausreißen der alten Tramdecken ebenso kundtut wie im Verlust des Brauches. Der materielle Zusammenhang der beiden Erscheinungen ist nicht so groß, wie die Beobachter glauben machen wollen. Er ist aber immerhin doch vorhanden und die Begründung jedenfalls symptomatisch.

Aus manchen Antworten geht hervor, daß dem hängenden Christbaum der stehende gefolgt ist. Wir haben die Erscheinung nicht eigens abgefragt. Das Eindringen des auf dem Tisch oder bei größeren Exemplaren auch schon auf dem Fußboden stehenden Christbaumes ist noch im Flusse und verbreitungsmäßig kaum auswertbar. Soviel sich schon ersehen läßt, erfolgt sie im allgemeinen in der Nord-Südrichtung, also wie das Vordringen des Krampus, um beim winterlichen Brauch zu bleiben¹¹⁾. Da der Christbaumhandel, der in der Stadt von einem kaum abzuschätzenden Einfluß auf die Brauchgestaltung ist, hier kaum eine Rolle spielen dürfte, weil sich die Leute für gewöhnlich das Bäumchen selbst besorgen können, kann man keine Zentren der Verbreitung im eigentlichen Sinn feststellen. Die örtliche Einwirkung der sozialen und bildungsmäßigen Oberschicht, also Arzt und Lehrer spielen hier wie überall die gleiche Vorbild-Rolle. Sie wird aber offensichtlich im bäuerlichen Bereich noch lange nicht so stark nachgespielt, wie man denken könnte. Die Einführung ganz neuer Bräuche wie beispielsweise der des Setzens von kleinen Christbäumchen auf die Gräber, besonders die Kinder- und Kriegergräber, ist bei weitem rascher vor sich gegangen¹²⁾; hier läßt sich das Nachspielen der im öffentlichen Kriegergräber-Brauchtum vorgezeigten neuen Brauchhandlung bedeutend besser verfolgen. Es handelt sich aber bei der einen wie bei der anderen Erscheinung um Brauchzüge, die nicht landschaftlich verwurzelt und gebunden erscheinen, und die daher nicht kartenmäßig für diesen kleinen, in diesem Sinn auch nicht ausschlaggebenden Raum verfolgt werden sollen. Der Problemkreis der an der Decke hängenden Bäumchen ist sowieso umfangreich genug.

¹⁰⁾ Fritzsich, wie oben Anmerkung 4, S. 282.

¹¹⁾ Schmidt, Bartel und Krampus. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 25, Eisenstadt 1963, S. 113 f.).

¹²⁾ Schmidt, Die Christbäume auf den Gräbern (Wiener Zeitung Nr. 300 vom 25. Dezember 1953, S. 20)

II

Der an der Decke hängende kleine Christbaum ist also im mittleren und südlichen Burgenland im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark verbreitet gewesen. Man kann für die Bezirke Oberpullendorf, Oberwart, Güssing und Jennersdorf wohl mit einer ziemlich lückenlosen, geschlossenen Verbreitung in der Zeit vor 1900 rechnen. Bedauerlicherweise ist der Anschluß nach dem Westen kaum mehr richtig festzustellen. Eine so gute Kennerin der Oststeiermark wie Rosa Fischer wußte schon um 1903 fast nichts mehr davon zu berichten, für sie steht schon „mitten im Zimmer das Fichtenbäumchen“¹³⁾, es steht also und hängt nicht mehr. Nur in einer versteckten Anmerkung sagte Rosa Fischer vor sechzig Jahren noch: „Zuweilen wird auch für jedes Kind ein Bäumchen am ‚Durchzuge‘ der Stube aufgehängt“¹⁴⁾. Diese Bemerkung, deren Wirklichkeitsgehalt anscheinend nicht mehr nachgeprüft wurde, ist dann in mehrere deutsche Brauchtumsdarstellungen übergegangen und hat den Eindruck erweckt, als ob es sich hier um eine allgemeine oststeirische Erscheinung handeln würde. In der „Buckligen Welt“ im benachbarten Niederösterreich, das mit solchen Zügen in der Oststeiermark häufig deutlich übereinstimmt, gab es aber jedenfalls damals vielfach noch überhaupt keinen Christbaum. Der Bauernmaler Johann Ritter, ein wirklich guter Gewährsmann, schreibt für seine Zeit, also die Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, nur schlicht: „Einen Christbaum gab es damals noch nicht bei uns“¹⁵⁾. Das galt nun freilich nicht für das ganze Grenzgebiet. Leopold Teufelsbauer hat in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts im Bezirk Wiener Neustadt den Christbaum im bäuerlichen Besitz schon feststellen können und unter anderem beispielsweise in Maiersdorf auch den an der Decke hängenden Baum¹⁶⁾.

Das sind also verhältnismäßig spärliche Reste eines früher recht weit verbreiteten Baumbrauches, der sich in manchen deutschen Landschaften außerhalb Österreichs noch sehr gut hat nachweisen lassen. Adolf Spamer hat vor einigen Jahrzehnten den Sachverhalt sogar so dargestellt, daß er sagte, „es hänge das mit Sternen und Gebäck geschmückte Tannenreisig im Zimmereck des elsässischen oder erzgebirgischen Hauses, während man im Alt-

¹³⁾ Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben. Wien 1903. S. 273.

¹⁴⁾ Fischer, ebendort, S. 274, Anmerkung.

¹⁵⁾ Gustav A. Witt, Aus dem Tagebuch eines bäuerlichen Malers (Johann Ritter). Wien 1937. S. 37.

¹⁶⁾ Leopold Teufelsbauer, Jahresbrauchtum in Österreich. I. Niederösterreich. Wien 1935. S. 21.

bayrischen und Oststeiermärkischen ganze Tannenwipfel und schließlich im größten Teil des deutschen Raumes die Christkindelbäume selbst an der Decke aufhing¹⁷⁾. Die geläufigen Zeugnisse des Brauches sprechen allerdings nicht für eine solche Verallgemeinerung, und die Verwendung des Ausdruckes „Altbayern“ ist in diesem Zusammenhang auch nicht gerade glücklich, wie noch zu zeigen sein wird. Was die Verallgemeinerung betrifft, so läßt sich zumindest in österreichischen Ländern zu keiner Zeit ein allgemein übliches Aufhängen der Christbäume nachweisen. Was wir für das Elsaß und den Schwarzwald einerseits und für das Erzgebirge andererseits wissen, das berechtigt entschieden nicht zu einer derartigen Verallgemeinerung. Otto Lauffer hat sich ebenfalls mehrmals mit der Frage der Verbreitung des hängenden Christbaumes beschäftigt und in seinem Büchlein von 1934 zu den von Spamer schon genannten Verbreitungsgebieten noch gute Belege aus der Pfalz hinzugesellt¹⁸⁾. Damit fügen sich die elsässischen, badischen und pfälzischen Verbreitungsgebiete also einigermaßen zu einem größeren südwestdeutschen Raum zusammen. An unsere Landschaften im Südosten des deutschen Sprachgebietes rücken wir allerdings auch mit diesen Nachweisen nicht näher heran.

Eine beträchtliche Bereicherung unserer Kenntnisse haben erst die 1953 vorgelegten Forschungen von Karl Ewald Fritsch für Sachsen erbracht¹⁹⁾. Er hat die verhältnismäßig dichte ältere Verbreitung erwiesen, und die interessante Häufung in Westsachsen und im Vogtland, wo die Bezeugungen auch noch bis in die Gegenwart reichen, unterstrichen. Freilich schneiden auf den Karten von Fritsch die sächsischen Grenzen gerade im Westen und Süden volkskundlich recht unorganisch ab. Im Westen müßte man nun den Anschluß-Nachweis in Thüringen haben, im Süden für das Erzgebirge auf der böhmischen Seite das gleiche. Leider wird gerade dieser Fehler, nämlich an Zonen- und Staatsgrenzen Scheuklappen anzulegen, heute nicht selten gemacht. Dabei müßte man sich ja auf die Geschichte der jüngsten Vergangenheit oder gar auf die Politik der Gegenwart gar nicht einlassen. Man kann sich ja für die genannten Gebiete doch noch einigen Einblick in

17) Adolf Spamer, Weihnachten in alter und neuer Zeit. Jena 1937. S. 76.

18) Otto Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch. Berlin und Leipzig 1934. S. 27.

Zur Kritik am Buche Lauffers vgl. vor allem Lily Weiser-Aall, Zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Volkskundliche Gaben. Festschrift für John Meier. Berlin 1934. S. 1 ff.)

19) Fritsch, wie oben Anmerkung 4.

die tatsächlichen Verhältnisse verschaffen, wenn man sich die ältere Forschung etwas genauer besieht. Aber die reichsdeutsche Forschung hat leider beispielsweise die ganzen Jahrzehnte bis in die Vierzigerjahre unseres Jahrhunderts hindurch die guten altösterreichischen Aufzeichnungen in den Sudetenländern nicht zur Kenntnis genommen. Dabei hat ein Kenner wie Alois John schon 1905 für die Südseite des Erzgebirges, das Egerland, festgestellt: „Jetzt ist zumeist überall ein mit Lichtern, Zuckerwerk, Äpfeln und Nüssen und Flitterfäden reichlich behangener Tannenbaum auch in der ärmsten Familie aufgeputzt und steht in hellem Lichterglanze da oder hängt von der Stubendecke herab. Unter dem ‚Christbaum‘, ‚Putzbaum‘, ‚Zuckerbaum‘ aber liegen die Christgeschenke ausgebreitet²⁰⁾.“ Eine genauere Durchsicht der weiteren sudetendeutschen Literatur würde zweifellos noch viel an derartigem Belegmaterial ergeben. aber auch für das Gebiet westlich, beziehungsweise südwestlich vom sächsischen Vogtland haben sich Belege finden lassen, die Lauffer in seinem Artikel von 1936 schon verwerten konnte, ohne jedoch dabei das vorliegende Verbreitungsproblem zu erfassen²¹⁾. Ältere Sammlungen zur bayerischen Volkskunde, die von Würzburg aus durchgeführt worden waren²²⁾, hatten längst das fränkische Gebiet erschlossen, was nur leider verhältnismäßig unbekannt geblieben ist²³⁾. Diese Sammlungen nun ergaben, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den nördlich des Mains gelegenen Teilen der Bezirke Schweinfurt und Würzburg verwandte Bräuche üblich waren. Ähnliche Aufzeichnungen ergaben sich für Oberfranken, für die Bezirke Gerolzhofen und Kissingen. Manche Belege von dort klingen recht altertümlich und den unseren verwandt, so der aus Untersambach im Bezirk Gerolzhofen, also in Unterfranken am Steigerwald. Dort „hing das Christbäumchen um 1900 in vielen Familien noch an der Decke oder am Durchzug neben der Wand, ohne Lichter“²⁴⁾. Vermutlich hat die nicht eben zureichende Kenntnis mancher Auswerter solcher Zeugnisse von den genannten Landschaften eine entsprechende Inter-

20) Alois John, Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen (= Beiträge zur deutschböhmischem Volkskunde, Bd. VI) Prag 1905, S. 21.

21) Otto Lauffer, Neue Beiträge zur Geschichte des Weihnachtsbaumes (Zeitschrift für Volkskunde, N.F., Bd. 6 (44) Berlin 1936, S. 233 ff., bes. S. 235)

22) Blätter zur bayrischen Volkskunde, H. 2, 1913, S. 39—41.

23) Vgl. Hans Moser, Bayerische Volkskunde um die Jahrhundertwende (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1962, S. 28 ff.)

24) Otto Lauffer, wie oben Anmerkung 21, S. 235.

pretation verhindert: Franken mit seinen Gliederungen ist selbst von Vertretern der Volkskunde bis in unsere Jahrzehnte nur als ein Teil des Staates Bayern angesehen worden, so daß die Belege selbst oft genug unter „bayerisch“ ausgewiesen wurden, was zu ganz falschen Schlüssen Anlaß gibt. Auch Lauffer spricht bei diesen Belegen immer von Bayern, was also wohl im Hinblick auf die staatliche Zugehörigkeit seit Napoleonischer Zeit richtig ist, volkskundlich aber mit der entsprechenden Erläuterung gesagt werden muß, mit dem deutlichen Hinweis nämlich, daß es sich hier um Franken handelt, um Gebiete, die also mit dem bairischen Stamm nichts zu tun haben. Spamer, der immerhin manche Jahre in München gelebt hat, konnte das merkwürdigerweise überhaupt nicht auseinanderhalten, und hat in solchen Fällen sogar „Altbayern“ geschrieben, was die übliche Bezeichnung für die vom bairischen Stamm bewohnten Landschaften darstellt²⁵⁾. Das ist im Fall unserer Untersuchung besonders wichtig, denn: Keiner der Belege reicht überhaupt nach dem Süden zu in das altbayerische Gebiet. Das Egerland aber, das als „nordgauisch“ dem bairischen Sprachgebiet zugerechnet wird, gehört stammheitlich-siedlungsgeschichtlich einem Zusammenwirken der ostfränkischen und der nordbairischen Erschließung des westböhmisches Randgebietes an, und ist volkskulturell immer stärker dem Frankentum aufgeschlossen gewesen als dem Baierntum, von dem es jahrhundertlang politische Grenzen abschlossen. Die egerländer Belege für den hängenden Christbaum gliedern sich daher auch organisch den aus jenen in Bayern gelegenen fränkischen Bezirken erbrachten Zeugnissen an. Folgt man nun in dieser Landschaft dem Verlauf der „fränkischen Saale“, so gelangt man in die mitteldeutsche Schwellenlandschaft, welche des weiteren durch das romantische „thüringische“ Saaletal erschlossen wird, im historisch-politischen Sinn nach dem Norden hin erschlossen. Für dieses also bereits in Thüringen liegende Saalegebiet hat K. Kühlmann schon 1934 Berichte gebracht, die auf verwandtes Brauchtum schließen lassen²⁶⁾. Er hat auch aus dem noch nördlicher gelegenen Schmalkaldener Kreis ein Zeugnis dafür erbracht, daß es dort „noch im 19. Jahrhundert vielfach im Gebrauch war, nur Äste von Fichte und Tanne, mit dem Baum-schmuck überhängend, in einer Zimmerecke zu befestigen“²⁷⁾.

²⁵⁾ Zur richtigen Abgrenzung vgl. Rudolf Kriss, Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten. Beiträge zu einer Geographie des Wallfahrtsbrauchtums. Augsburg 1930. S. 13 f.

²⁶⁾ K. Kühlmann, Der Weihnachtsbaum in Sitte und Brauch unserer Saalfelder Heimat, Saalfelder Weihnachtsbüchlein 1934. S. 38.

²⁷⁾ Kühlmann, ebendort, S. 55.

Diese thüringischen Belege dürften wohl die nördlichsten sein, welche noch hierhergehören.

Es läßt sich also recht gut nachweisen, daß der hängende Christbaum nicht nur in Südwestdeutschland, sondern vielleicht ebenso stark im fränkisch-thüringischen Mitteldeutschland zuhause war. Das vogtländisch-sächsische Ostmitteldeutschland und ebenso das nordwestliche Böhmen hatten daran angeschlossen. Diese verhältnismäßig immer zu wenig beachteten binnendeutschen althäuerlich zurückhaltenden Landschaften haben den Brauch fast ebenso lang bewahrt wie das Burgenland, das ihnen in vieler Hinsicht verwandt erscheint. Bezeichnenderweise gibt es ja auch weder aus der einen noch aus der anderen Landschaft ältere Bildzeugnisse für den Brauch, während das Hebel-Gedicht „Die Mutter am Christabend“ den Schwarzwald-Brauch schon 1820 einer sehr ansprechenden Verbildlichung zugeführt hat²⁸⁾. Erst die jüngste Zeit der Photographie hat die hängenden Weihnachtsbäume und Reifenbäume beispielsweise in Saalfeld in Thüringen im Bilde festgehalten, Otto Huth hat dankenswerter Weise diese Zeugnisse veröffentlicht, die eigentlich über das noch hinausgehen, was Kühlmann und Lauffer aus der Saalegegend zu berichten vermochten²⁹⁾.

Zur Interpretation dieser nunmehr ungefähr angedeuteten Verbreitung kann man von den verschiedensten Festpunkten ausgehen. Einer davon wird sicherlich immer der der Feststellung örtlicher Gegebenheiten sein. Es wird sich ja zweifellos so verhalten, daß die natürlichen Voraussetzungen in Thüringen und im Erzgebirge einige beträchtliche Auswirkungen gehabt haben: Man bediente sich der grünen Bäumchen, die ja doch hauptsächlich junge Nadelbäume oder Wipfel älterer Tannen und Fichten sind, vor allem dort, wo man sie eben halbwegs leicht erreichen konnte. Größere Importe kommen in älterer Zeit und in bescheidenen kleinbäuerlichen Verhältnissen sicherlich nicht in Betracht. Das galt ja auch für den stehenden Christbaum. So wird aus der

²⁸⁾ Otto Huth, Der Lichterbaum. Germanischer Mythos und deutscher Volksbrauch (= Deutsches Ahnenerbe, 2. Abt. Fachwissenschaftliche Untersuchungen, Nr. 9) Berlin 1938, Abb. 4.

²⁹⁾ Huth, ebendort, Abb. 16 und 17. Gut die Nebeneinanderstellung der beiden Abbildungen, die bei Lauffer, 1934, viel weniger günstig als Nr. 7 und 8 hintereinanderstehen. Für den hängenden Baum gibt Lauffer die genauere Angabe: Knobelsdorf im Landkreis Saalfeld.

Bei Eduard Craß, Deutsches Brauchtum im Jahreslauf. Leipzig 1935, findet sich als Abb. 10 „von der Zimmerdecke herabhängender Weihnachtsbaum aus der Gegend von Saalfeld“. Es ist aber wieder nicht der hängende Baum, sondern der „Reifenbaum“. So gehen die Verwechslungen dauernd durcheinander.

Magdeburger Börde, also einem ganz waldarmen Gebiet berichtet: „Und doch ist der schöne Brauch, die immergrüne Tanne zum Festsymbol zu gestalten im Magdeburger Land nicht alt. In dem holzarmen Gebiete hat sich der Christbaum erst durchgesetzt, als es möglich wurde, ihn durch billigen und schnellen Bahntransport in hinreichendem Maße heranzuschaffen³⁰⁾. Solche Transporte sind für den hängenden Weihnachtsbaum wahrscheinlich nirgends durchgeführt worden, mit einer Verbreitung entlang der Eisenbahnlinien wird man bei ihm kaum rechnen dürfen³¹⁾. Er reicht daher, wie man wohl wird schließen dürfen, in seinen Hauptverbreitungsgebieten überall in die Vor-Eisenbahn-Zeit. Eine geringe Verbreitung durch die alte Schifffahrt scheint dagegen möglich. Es wäre also beispielsweise interessant festzustellen, ob die Mainschifffahrt für die fränkische Verbreitung von Bedeutung war. Man kann sich ja vielleicht den Main geradezu als Verbindung zwischen dem westdeutschen und dem mitteldeutschen Verbreitungsgebiet vorstellen.

In Sachsen haben jedenfalls vor allem die waldreichen Gebiete den größeren Anteil am Brauch zu melden. Man sieht das ja deutlich auf der Fritzschen Verbreitungskarte, wie die Belege für das lebendige Brauchtum die Abhänge des Erz- und Fichtelgebirges im Süden und jene des Franken- und Thüringerwaldes im Westen hinaufsteigen. Das gleiche hat sicherlich auch für Schwarzwald und Vogesen im Oberrhein-Gebiet und in der Pfalz für die Hardt gegolten. Für unsere oststeirischen und mittelburgenländischen Wälder gilt es selbstverständlich auch. Gerade bei ihrer Betrachtung sehen wir freilich, daß das Vorhandensein eines Nadelwaldes allein nicht genügt, um die Tatsache der an der Decke hängenden Christbäume zu begründen. Rein materielle Gründe sind bei solchen Dingen niemals maßgebend. Fritsch hat für Sachsen eine derartige materialistische Erklärung zu geben versucht: „Als Ursache (des Aufhängens der Christbäume an der Decke) wird meist Raummangel in den kleinen Bauern- und Weberstuben angegeben, vor allem in der Lausitz und in Westsachsen. Hier luden die braunen Balkendecken

³⁰⁾ Eduard Stegmann, *Aus dem Volks- und Brauchtum Magdeburgs und der Börde* (= Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben, Nr. 4) Magdeburg 1935, S. 68.

³¹⁾ Vgl. Helmut Plath, *Verbreitungsgesetze in Brauch- und Wortgeographie Niedersachsens und angrenzender Gebiete* (Neues Archiv für Niedersachsen 1950, S. 51 ff.)

Wilhelm Peßler, *Die Zeit als volkskundliches Problem* (Laos. Vergleichende Studien über Volkskunde. Bd. I, Stockholm 1952, S. 83 ff.) Besonders die Karte „Bewegung im Brauchtum. Vordringen des Muttertages an Bahnlinsen“ nach Helmut Plath, S. 91, Abb. 6.

der kleinen niedrigen Stuben direkt dazu ein, lieber etwas zu hängen als zu stellen. So kam das Bäumchen gern über den Webstuhl, über die Wiege, über das Kindbett, im Erzgebirge über die (Weihnachts-) Pyramide. Die Häufigkeit dieser Angaben zwingt zu der Annahme, daß hier nicht nur eine nachträgliche Erklärung gegeben wird, sondern daß ein wirklicher Tatbestand vorliegt, der vereinzelt auch zur Verlängerung des Brauches bis zur Zeit der Befragung führte. Bei dem Kinderreichtum der Familien im vorigen Jahrhundert ist die Berechtigung eines oft genannten Grundes nicht anzuzweifeln, nämlich daß der Baum vor den Naschversuchen der Kinder sicher sein müßte³²⁾.“ Fritzs ch hält solche und ähnliche wirtschaftliche und soziale Gründe für entscheidend für die „Einführung“ des Baumes in hängender Form. „Ein Beweis dafür ist es, daß er mit der Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, vor allem der Wohnverhältnisse, seltener wird. In den zahlreichen Neubauten um die Jahrhundertwende sind die Zimmer größer und höher. An die verrohrte und beworfene Decke kann nicht so leicht etwas gehängt werden. Der Kinderreichtum geht zurück. So ist auch der hängende Baum im Berichtsjahr nur noch vereinzelt bei älteren Leuten zu finden und dürfte heute nur noch eine historische Angelegenheit sein³³⁾.“ Viele der von Fritzs ch aufgezählten Momente sind zweifellos auch im Burgenland vorhanden und maßgebend gewesen. Dennoch wird man sich hüten müssen, derartige rein materialistische Begründungen unbesehen zu übernehmen.

Vor allem die Frage des Werdens des Brauches muß wohl von anderen Gesichtspunkten aus gesehen werden. Der hängende Christbaum gehört hier in die ganze Gruppe der Weihnachtsbäume, die ihrerseits wieder einen wesentlichen Teil der Gesamterscheinung der Fest- und Jahresbäume bilden. Man kann also auch den hängenden Christbaum als einen festlichen Jahresbaum betrachten, seine Aufhängung kennzeichnet das Fest, das gleichzeitig Weihnachten und Neujahr ist. Die anscheinend doch recht beträchtliche Geltung der hängenden Bäume, ihre einstige weite Verbreitung zwingt dazu, das stärker als bisher herauszuarbeiten. Wenn wir recht sehen, hat also das mittlere und südliche Burgenland stärker als seine westlichen Hinterländer einen früher fast gemeindeutschen Brauch der Kennzeichnung des angebrochenen Weihnachts-Neujahrs durch das Aufhängen eines Bäumchens an der Stubendecke gekannt und beibehalten. Maßgebend ist für unsere Interpretation die Tatsache der Festkenn-

³²⁾ Fritzs ch, wie oben Anmerkung 4, S. 282.

³³⁾ Fritzs ch, ebendort, S. 282.

zeichnung durch den Baum, den wir in diesem Zusammenhang im Sinn der mythologischen Fest-Interpretation als einen Jahres- und Lebensbaum auffassen³⁴⁾. Die Möglichkeiten der verschiedenen primären und sekundären Erklärungen des Phänomens selbst können wir dabei beiseite lassen. Als „Zeichen“ hat der Festbaum keinen weiteren „Sinn“. Der religiöse Sinn, den wir ihm durch den Namen „Christbaum“ beilegen ist durchaus sekundär, beziehungsweise kalendarisch bedingt und zu verstehen. Aber auch der vor allem von Otto Lauffer stark betonte magische Sinn der Weihnachtsbäume als „Gespensterscheuchen“³⁵⁾ ist, soweit er überhaupt tatsächlich vorhanden war, erst in zweiter Linie maßgebend gewesen. Es soll nicht geleugnet werden, daß Festzeichen abwehrenden Charakter besitzen oder doch annehmen konnten. Auch die als Zeichen des weihnachtlichen Neujahrsfestes aufgehängten Bäume und ihre Vorläufer und Weiterbildungen sind demgemäß sicherlich öfter auch als übelabwehrend angesehen worden. Man erkennt aber den eigentlichen Inhalt eines derartigen Zeichens, wenn man diese Nebenfunktion als seine Begründung anspricht. Es wäre dies das gleiche Verkennen, wenn man den Sinn des Kreuzes etwa, das die religiöse Grundbedeutung als Zeichen der Erlösung dauernd verkörpert, in seiner vielfachen Anwendung zur Segnung oder Bannung von bösen Gewalten sehen würde. Nach der Laufferschen Definition könnte man von außerchristlicher Seite her ohne weiteres auch das Kruzifix als „Gespensterscheuche“ auffassen: Der Vergleich zeigt wohl deutlich genug, wie unbedacht dieser Erklärungsversuch vorgenommen wurde.

Der hängende Christbaum läßt sich also von diesem Gesichtspunkt aus als das wesentliche Zeichen des festlichen Neujahrs zu Weihnachten verstehen. Die weitere Frage geht nun nach der Erschließung seiner besonderen Eigenart: Gibt es doch genügend andere Festbäume, vor allem eben die große Gruppe der normalen Christbäume selbst, die nicht hängen, sondern stehen. Die Frage muß nach zwei Richtungen führen. Einmal nach der der übrigen Festzeichen der Weihnachtszeit, dann aber nach der der anderen hängenden Bäume.

Hängende Festzeichen der Weihnachtszeit sind in weitem indogermanischem Umkreis gut bekannt. Sie gehören zu der ganzen Gruppe der Deckengehänge, der „Unruhen“, die vor allem bei den Germanen, Finnen und Slawen weithin bekannt

³⁴⁾ Nach Hüsing, wie Anmerkung 6, besonders Karl Spieß, Das arische Fest. Wien 1933, S. 17.

³⁵⁾ Lauffer, wie Anmerkung 18, passim. Der Ausdruck hat be-rechtigt starke Abwehr von den verschiedensten Seiten gefunden.

sind und zum Teil auch noch die keltischen Restvölker erreicht haben³⁶). Es handelt sich dabei im wesentlichen um Sommer- und Herbstzeichen, vor allem Erntezeichen. Sie haben ihre Gegenstücke in den winterlichen Deckengehängen aus verschiedenen immergrünen Pflanzen, von denen die Mistelzweige am bekanntesten geworden sind. Über Mistel und Buchsbaum geht es zu den Dornengehängen. Die Reste solcher Schlehdorngehänge haben sich im südlichen Burgenland feststellen lassen, sie wurden bereits von mir genauer (im Kommentar zur geplanten Karte (47) behandelt³⁷). In unserem Zusammenhang ist es aber wesentlich, daß einige Einsender mitgeteilt haben, die hängenden Christbäume seien in ihren Orten jünger als die Schlehdorngehänge. Damit wäre nämlich endlich ein geschichtliches Verhältnis zwischen den beiden Erscheinungsformen festgehalten. Ähnlich scheint es ja auch in anderen Landschaften gewesen zu sein. Fritsch berichtet aus Sachsen, daß der hängende Baum erst eingeführt worden sei: „Mittelpunkt der schlichten weihnachtlichen Familienbescherfeier war vorher eine stehende oder hängende Pyramide, eine Lichterkrone oder Bergspinne. Der grüne Baum trat entweder hinzu oder verdrängte das alte Gerät. Ersetzte er den alten Hängeleuchter, so kam er hängend an die gleiche Stelle, an den gleichen Haken oder stehend an den Platz der alten ausgedienten Pyramide³⁸).“ Das Hereinreichen der hängenden Schlehdorngebilde im südlichen Burgenland, mitten in einer Landschaft der reich bezugten hängenden Christbäume, würde also darauf hindeuten, daß dieser Vorgang noch nicht allzulange vor unserer Zeit sich abgespielt haben muß. Zumindest örtlich wäre der hängende Christbaum also hier eigentlich jung. Im ganzen könnte man vielleicht mit einem Alter von einem oder anderthalb Jahrhunderten rechnen.

Nun ist aber der hängende Baum als solcher, um nunmehr in die zweite Richtung unserer Interpretation einzuschwenken, schon sehr alt. Religionsgeschichtlich glaubt man, den hängenden Baum als kosmisches Sinnbild erschließen zu können³⁹). Auf diesem

³⁶) Arthur Haberlandt, Die volkstümliche Kultur Europas (= Buschans Illustrierte Völkerkunde, Bd. II/1) Stuttgart 1926, S. 642, Abb. 297 (Brigittenkreuz in Irland).

derselbe, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Erster Teil, Wien 1953, S. 16 f.

Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, 2. Aufl. Stuttgart 1955, S. 777 f.

³⁷) Schmidt, wie oben Anmerkung 7.

³⁸) Fritsch, wie oben Anmerkung 4, S. 282 f.

³⁹) Uno Holmberg, Der Baum des Lebens (= *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, B, Bd. XVI/3) 1922.

Gebiet hat die besondere Aufmerksamkeit dem verkehrt hängenden Baum gegolten, der also gewissermaßen als im Himmel verwurzelt angesehen worden sein soll. Er wächst von oben nach abwärts, die Decke der Stube ist als Vertreter des Himmels anzusehen, was ja sprachlich tatsächlich vielfach beweisbar ist⁴⁰⁾.

Hier ist einzuschalten, daß unsere Befragung auch in dieser Hinsicht einige Klarheit zu schaffen versucht hat. Wir waren darauf bedacht, in der Fragegestaltung den Hinweis darauf unterzubringen, daß der Baum nicht an einer beliebigen Stelle der Decke aufgehängt werde, sondern eben eventuell an einer bestimmten. Daher wurde zum Anbringungsort „Decke“ noch das Stichwort „Durchzug“ in Klammer zugesetzt. Tatsächlich haben viele Beantworter, ohne irgendwie mit der Materie vertraut zu sein, mitgeteilt, daß der Christbaum am Durchzug aufgehängt werde. Verbreitungsbild ergibt sich aus den Meldungen keines, der Brauch ist also verstreut im ganzen Gebiet üblich, ohne daß man besonderes Gewicht darauf legen würde. Es ist wohl so, daß die älteren Glaubensvorstellungen von der Wichtigkeit der Decke und des Trambalkens eben schon weitgehend im Schwinden begriffen sind. Früher legte man der Balkendecke und ihrem hervorragenden Träger hohe Würde bei⁴¹⁾. Das bezeugt die Beschnitzung des Trambalkens, die Auszier mit der Mittelrosette, die Anbringung von Namenszeichen und Jahreszahlen des Hausbaues und manche religiöse Signierungen. Auch Gebetbuch und anderes legte man gern über den Trambalken und steckte wohl auch ein Stückchen Palmzweig zu Ostern dazu⁴²⁾. Im weltlichen Brauchtum spielte der Trambalken bezeichnenderweise bei der Hochzeit eine wichtige Rolle. Der Brautführer kam nämlich im Burgenland beim Heimführen der Braut mit seinem Stock in die Stube und steckte ihn in die Mitte der Rosette des Trambalkens und tanzte dann, ihn so festhaltend, daran herum⁴³⁾. Da vertrat die Trambalkenmitte also das Haus, den Herd, die Frau. Der neue Anfang, der mit der Hochzeit gesetzt wird, wurde genau dort markiert, für ein

⁴⁰⁾ Vgl. Schmidt, Die Kittinge. Probleme der burgenländischen Blockhauspeicher (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 12, Eisenstadt 1950, S. 97 ff.)

⁴¹⁾ Vgl. Lily Weiser, Das Bauernhaus im Volksglauben (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LVI, 1926, S. 1 ff.)

⁴²⁾ Freundliche Mitteilung von Ing. Rudolf A. H r a n d e k, Wien 1950.

⁴³⁾ Man vgl. dazu den bulgarischen Hochzeitsbrauch: Ein Knabe (als Fruchtbarkeitsgarant) schlägt mit dem Stock kukudavka an einen Deckenbalken und sagt dreimal: „Sohn und Tochter“: Johannes Piprek, Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche (= Ergänzungsheft X zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde) Stuttgart 1914. S. 141.

ganzes Leben, wo man zu Weihnachten das Zeichen des neuen Jahres, eben den hängenden Christbaum zu befestigen pflegte. Man merkt, daß hier Jahresbaum und Schicksalsbaum unmerklich ineinander übergehen. Keine Frage, daß auf diesen Gebieten Karl von Spieß mit seinen eindrucksvollen Interpretationen des „Lebensbaumes“ voll im Recht gewesen ist ⁴⁴⁾.

Unter diesen Umständen kann also auch der verkehrt hängende Christbaum hier tatsächlich von höherer Altertümlichkeit gewesen sein. Die sehr geringe örtliche Bezeugung kann besagen, daß von der Sinnggebung dieses Festzeichens nur mehr sehr wenig bekannt war, so daß die allgemeine Art der Hängung mit dem Wipfel nach aufwärts sich allenthalben durchsetzen konnte. Sie kann aber auch mit der gelegentlichen ortsweisen Durchdringung mit kroatischen und ungarischen Festzeichen zusammenhängen ⁴⁵⁾. Die Kroaten besaßen ja den „kinc“, einen immergrünen Zweig von „fuspan“, der geschmückt und am Weihnachtsabend an der Decke befestigt wurde. Das Brauchgerätwort weist darauf hin, daß es sich um eine ungarische Angelegenheit gehandelt haben dürfte, denn kroat. „kinc“ kommt wohl von ung. „kincs“, was Schatz, Kleinod bedeutet. Der geschmückte, mitunter mit vergoldeten Haselnüssen behangene Zweig kann sehr wohl als „Schatz“ bezeichnet worden sein. Auf jeden Fall handelte es sich bei den kroatischen und ungarischen Brauchzeichen ebenfalls um altartige Gebilde, die der Gesamtgruppe der weihnachtlichen Deckengehänge angehören, und die mit ihren westlichen Gegenständen das Hängen gemein haben, das gewissermaßen als ein Herunterwachsen von einem Decken-Himmel angesehen wurde. In diesem Sinn sind also auch die Zeugnisse für den verkehrt hängenden Baum von Wichtigkeit. Für den Brauch in seiner heutigen Verbreitung im Burgenland besagen sie jedoch nicht mehr viel.

⁴⁴⁾ Zuletzt Karl von Spieß, Neue Marksteine. Drei Abhandlungen aus dem Gebiete der überlieferungsgebundenen Kunst (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. VII) Wien 1955.

⁴⁵⁾ Edmund Schneeweis, Die Weihnachtsbräuche der Serbokroaten (= Ergänzungsband XV zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde) Wien 1925. S. 34.

Zur Ulinger-Ballade

Von Wolfgang Suppan

Während einer vom Deutschen Volksliedarchiv im Frühjahr 1963 ermöglichten Aufnahme­fahrt nach Bernhausen bei Stuttgart konnte ich unter anderem eine Fassung der *Ballade vom Ulinger (Ritter Ulrich, Herr Haleroy, Blaubart)*¹⁾ auf Tonband festhalten, die in ihrer Vollständigkeit alle derzeit bekannten Fassungen dieser Ballade übertrifft und zugleich Aufschluß gibt über das Motiv der Tat. Leider konnte die Gewährsfrau, Antonia Holzberger, 1892 in Deutsch-Mokra in der Karpato-Ukraine geboren²⁾, nicht mehr singen. Auf die Frage, welche Lieder sie in ihrer alten Heimat, mit den Eltern, beim Federnschleifen, in der Spinnstube, im Kreis ihrer Altersgenossen, gesungen habe, kam sie auch auf den *Ritter mit den zwölf Jungfrauen* zu sprechen, ein Lied, das sie von ihrer Mutter immer wieder gehört hatte, und gab dann ohne zu zögern und überaus lebhaft folgende Inhaltsangabe³⁾:

I kánn heint nimma so ságn, wias woar, wias sie (die Mutter) hát gsunga mit da Melodie, aber dazöhl'n kánn i no: wias da Ritter von de zwölf Jungfraun, wias da Teufl ihm gebn hát (eingegeben hat), und er hát wölln wissn, wia die wildn Tiere soll fánge und wia die wildn Tiere ko e (kann er) álles versteh, die Vögel und álles. So háts eam der Teufl gebn, und hát gságt: Du willst álles wissn, i gib da (dir) an Rát. Du muaßt zwölf Jungfrauna umbringa im Wald, in dem tiafn Wald, und so a Gruabn muaßt da grábn, wo do wird von de zwölf Jungfrauna dás Bluat wird aufgehálten. Und zwölfmal wirst in den Bluat bádn, und dänn kánnst du álles verstehn, wás die wildn Tiere máchn und wás tant (was sie tun) und wás rednt, und Vögeln wirst a (auch) verstehn, wás rednt.

So hát er schon elf Jungfrauna aufgehängt ghábt, und s' ganz Bluat ausgrunna, so hát er schon ghábt die zwölfte Jungfrau. Und wia sie kamma auf d' grea Wiesen, so hát er sei Deckn aufdeckt und hát er

1) Erk-Böhme 41 f, Bd. 1, S. 131—151; *Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien* 41, Bd. 2, S. 67—115.

2) Über Deutsch-Mokra vgl. J. Künzig, *Ehe sie verklingen . . .*, Freiburg i. Br. 1959, S. 31—33; W. Suppan, *Zur Melodiegeschichte des alpenländischen Volksliedes*, Musikerziehung, Wien 1963 (mit aller älteren Literatur).

3) Die Tonbandaufzeichnung wurde dem Tonarchiv des Deutschen Volksliedarchivs einverleibt und ist hier abzuhören.

gsägt: no, jetzt tuast ma glei meine Häärn schön aufkrauseln. Und er hât sein Kopf in ihr Schoß glegt, und hât sie änghebt ins aufkrausln. Und wia sie sei Häärn so aufkrauslt hât, so sein Träne auf sei Gesicht gfälln. Und so hât er oftnt gsägt: O, du brauchst nit weinen, du wirst ja schon bald die zwölfte sein, so brauchst du nit weinen. Und sie hât gsägt zu eam (ihm), wias schon is Zeit gwesen, daß ers soll umbringa, und sie hâtn bitt, er soll ihr no (noch) drei Schroa (Schreie) mocha (machen lassen). Und er hât ihr gsogt: Du kannst schrei drei Tåg und drei Nächti, so wird di då in dem tiafn Wâld koa Mensch nit hörn.

So hat sie si niedakniat und hât gsägt, den ersten Schroa will i meina Vota zua:

O Vota, kumm vom Himmel bald,
weil i muaß ja sterben im Wâld.

Den zweiten Schroa:

O Muata, kumm vom Himmel bald,
weil i muaß ja sterben im Wâld.

Und den dritten Schroa hât sie gmâcht:

O, mei Bruada, kumm vom Wâld bald,
weil i muaß ja sterben im Wâld.

Und ihr Bruada wâr a Jägersmann, und sei Hund hât des gspürt, daß sei Schwester is im Wald; und da Hund, bölladi (bellend), is gonga entgegen, entgegen, isa (ist er) gonga zu dem Diandl zu. Und oft hât âber da Jagasmänn glei sein Hund schweign lossn, daß er nit soll bölln. Is er hinkomma, hât er glei gsegn (gesehen), daß der Ritter hât schon in Schwert auszogn. So hât glei der Jägersmänn gschrian: O Ritter, o Ritter, wârt noch a Weil, bis ich zu dir hinziah. Und is a hinkomma, hât er eam ausizogn in Schwert, und hâtn in Ritter ins Herz gstocho. Und hât er gsägt:

O Ritter, då hâst du den Lohn,
so hättest es meina Schwester geton.

Und oft (dann) hât er ihr (sie: die Schwester) gnumman bei di Händ und hât er gsägt:

Du sollst für kan Ritter nix mehr trauen,
wâs der da (dir) verspricht und wâs der da sâgt,
so sollst du imma auf dei Leben schaun.

Ein Ritter möchte die Sprache der Tiere und des Waldes verstehen, und der Teufel gibt es ihm ein: du mußt dich im Blut von zwölf Jungfrauen baden, dann sei dein Wunsch erfüllt. Das in solcher Einfachheit bisher kaum annehmbare und gerade deswegen nun überzeugende märchenhafte Motiv läßt den Ritter zum Mörder werden; erst bei der zwölften Jungfrau wird es ihn selbst treffen.

Der Bund mit dem Teufel klingt schon in der Erzählung um den angeblich historischen *Blaubart* an, den bretonischen Edelmann Gilles de Laval, 1404 in Machecoul geboren, 1440 bei Nantes hingerichtet⁴⁾. Blaubart vergeudete sein Vermögen, nahm danach einen italienischen Arzt in seine Dienste auf und erfuhr von diesem, er könne seine Kräfte wieder erlangen, wenn er im Blut

4) Erk - Böhme, Bd. 1, S. 148.

schöner Mädchen badete. E r k - B ö h m e schließen sich an deutsche Blaubart-Sagen an und meinen, der *Ulinger* wollte sich durch das Baden in Mädchenblut vom Aussatz befreien; eine im Mittelalter weit verbreitete Ansicht. Mit der hier vorgelegten Fassung gewinnen solche von Karl S p i e ß⁵⁾ und von den Bearbeitern der Deutschen Volkslieder mit ihren Melodien⁶⁾ zurückgewiesenen Zusammenhänge erneut an Aktualität. Trotzdem muß offen bleiben, ob der Deutsch-Mokraner Beleg, der seinen Ursprung im oberösterreichischen Salzkammergut hat, von wo die Siedler 1775 als Holzfäller in die Karpato-Ukraine zogen, tatsächlich eine Frühform darstellt — oder ob wir eine Vermischung mehrerer Märchen- und Balladenstoffe vor uns haben. Für den ersten Fall kann Verf. keine Beweise vorbringen. Sicher ist allein, daß unsere Gewährsfrau diese Ballade in der angezeigten Form bereits von ihrer Mutter her kannte. Die Tonbandaufzeichnung kam für die heute über siebzig Jahre alte Frau Holzberger ganz überraschend. Nur gesprächsweise deutete ich den Stoff an, und sogleich wußte sie den Inhalt des Gesanges ihrer Mutter wiederzugeben, manche Zeilen sogar wortgetreu. Für den zweiten Fall spricht, daß keine der in den Deutschen Volksliedern angezeigten 231 deutschen Fassungen, bei Lajos V a r g y a s⁷⁾ sind es bereits 271, und die ebenso zahlreich überlieferten fremdsprachigen Texte auch nur das Relikt eines Bundes mit dem Teufel andeuten. Übereinstimmend beginnt die Ballade mit der Werbung oder dem Lied des Ritters, mit ihm auf lange Fahrt, auf die Wanderschaft zu gehen oder in den Wald zu reiten. Auch die von Hans G i e l g e⁸⁾ aus dem steirischen Salzkammergut bekannt gemachte Fassung setzt so ein:

Es ritt ein Ritter wohl über den Grias,
er singet ein so schenes Liad;
ein Liadelein konnte er singen,
er singet mit dreierlei Stimmen.

Diese Aufzeichnung folgt sonst sehr genau dem Hergang des Deutsch-Mokraner Belegs. Einige Zeilen stimmen fast wörtlich überein, etwa XII/3 und 4:

O Muatter vom Himmel, kimm bälde,
sonst muß ich heint sterben im Wälde.

⁵⁾ *Die drei Stimmen des Ulinger*, Das deutsche Volkslied 33, Wien 1931, S. 117—124.

⁶⁾ A. a. O., S. S. 96.

⁷⁾ *Forschungen zur Geschichte der Volksballade im Mittelalter. II. Das Weiterleben der landnahmezeitlichen Heldenepik in den ungarischen Balladen*, Acta Ethnographica X, Budapest 1961, S. 241—294; hier ist alle bezügliche Literatur zu finden.

⁸⁾ *Rund um Aussee. Volkslieder, Jodler und Rufe aus dem steiermärkischen Salzkammergut*, Wien/Leipzig 1935, S. 10—14.

O Väter vom Himmel, kimm bälde,
sonst muß ich heint sterben im Wälde.

Ein enger genetischer Zusammenhang liegt da zweifellos vor. Die vorliegende Gestalt der Ballade wäre also zuerst in Deutsch-Mokra entstanden? Ebenso wie der Volkskundler und Psychologe sich Gedanken darüber machte, welche Motive hinter den grausigen Taten des Ritters stünden, ebenso hätte ein uns unbekannter Sänger nach dem Warum gefragt? Aber woher nahm dieser unbekannte Sänger den Stoff? Der Hinweis auf die im Steirischen auch sehr verbreitete *Ballade vom Doktor Faust* bringt uns kaum weiter. Dem Handwörterbuch des Aberglaubens⁹⁾ ist die Deutung nicht bekannt, derzufolge der Mensch durch das Baden im Blut von zwölf Jungfrauen die Sprache der Tiere erlernen könnte. Bleibt nur der Übergang zum Märchen, — und hier weiter zu entwickeln, sei der Märchenforschung überlassen¹⁰⁾. Nicht übersehen darf dabei dann werden, daß aus der Zeit um 1775, das Jahr, in dem die Deutsch-Mokraner nach dem Osten zogen, keine Aufzeichnung aus mündlicher Tradition vorliegt. Erst eine Generation später sammelten Tschischka und Schottky¹¹⁾ „National-Lieder“ im Österreichischen, und erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts finden sich im Steirisch-Oberösterreichischen Belege zum *Ulinger*: 1858 Schlossar¹²⁾, 1861 Weinhold¹³⁾; die Aufzeichnung Gielges ist mit 1926 datiert.

⁹⁾ Bd. VIII, Sp. 941 f. — Die Gabe, die Sprache der Tiere zu verstehen, wird 1565 zu Klausenburg in Siebenbürgen als Anklagepunkt in einem Hexenprozeß genannt: „*Audisset praeterea ex proprio ore mulieris: quod cum ipsa serpentem cum suis instrumentis decoxerit et manducaverit unam saltem portionem, clarescunt in tantum ei oculi, ut exeundo ranarum, serpentum et omnium animalium, reptilium et creaturarum omnium voces et coluntates intelligit, quid se cum tractent et omnia vidit, similiter etiam voces herbarum et silvis audit, ad quique valeant*“. Vgl. dazu A. Komáromy, *Magyaroszági boszorkányperek oklevéltára* (Urkundensammlung ungarischer Hexenprozesse), Budapest 1910, S. 3.

¹⁰⁾ L. Röhrich, *Mensch und Tier im Märchen*, Schweiz. Arch. für Volksk., XLIX, 1953, S. 166—193; V. Voigt, *Elemente des Vorstellungskreises vom „Herrn der Tiere“ im ungarischen Volksmärchen*, Acta Ethnographica XI, Budapest 1962, S. 391—430, mit umfassenden Literaturangaben.

¹¹⁾ *Österreichische Volkslieder*, Pesth 1819.

¹²⁾ *Deutsche Volkslieder aus Steiermark*, Innsbruck 1881, S. 338 ff.

¹³⁾ J. Bolte, *Sechs steirische Volkslieder. Aus dem Nachlaß von Karl Weinhold*, Das deutsche Volkslied 29, Wien 1927, S. 49 f.

Umgürtung von Kirchen mit Wachs in Friaul

Von Robert Schindler

Leopold Kretzenbacher hat in seinem kulturhistorischen Beitrag zur Festschrift für Gustav Gugitz „Kultur und Volk“¹⁾ unter dem Titel „Die Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraume“ auch zahlreiche Beispiele von Umgürtungen mit Wachsdochten gebracht, und zwar vorwiegend aus Serbien und Mazedonien, wo dieser Brauch bei Christen und Moslems bis heute im Schwange blieb. Kretzenbacher erwähnt aber auch, daß schon Felix Liebrecht (1863) und Arnold van Gennep (1907) über Kirchengürtungen berichtet haben (Bretagne, Syrien)²⁾, und verweist auch auf einen von Gustav Gugitz ans Licht gebrachten „Wachsumzug“, zwar nicht einer Kirche, aber immerhin eines Altares. Kärnten grenzt an Friaul. In diesem Lande erklang einst neben dem Furlanischen die deutsche Sprache, herrschten auf ihren Burgen die Geschlechter bairisch-österreichischen Stammes (wie etwa die Attems und die An der Lan) und lebte eine Bevölkerung, die der kärntnerischen durch Rassenmischung, Sitten und Bräuche ähnlich war³⁾. Die Patriarchen von Aquileja entstammten zumeist denselben Geschlechtern, die bei uns obenauf waren, wie etwa Bischof Wolfker von Passau, der den Dichter des Nibelungenliedes förderte und dem Herrn Walther von der Vogelweide einen Pelzmantel schenkte⁴⁾. Die Patrone von Aquileja wurden ebenso in Kärnten und der Steiermark verehrt wie in Friaul und Venetien, was noch heute Ortsnamen künden. Wie

¹⁾ Leopold Kretzenbacher, Die Ketten um die Leonhardskirchen im Ostalpenraume. Kulturhistorische Beiträge zur Frage der Gürtung von Kultobjekten in der religiösen Volkskultur Europas (Kultur und Volk — Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz. Hg. Leopold Schmidt, = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V) Wien 1954. S. 163 ff.)

²⁾ Weitere Belege für derartiges im mittelalterlichen Frankreich bei Leopold Schmidt, Lebendiges Licht im Volksbrauch und Volksglauben Mitteleuropas (Studium Generale, Bd. 13, Berlin 1960, S. 622)

³⁾ Dies erkennt mehrmals Vidossi, der Georg Graber zitiert, mit Freude.

⁴⁾ Vgl. Dietrich Kralik, Wer war der Dichter des Nibelungenliedes? Wien 1954. Bes. S. 18.

glücklich die Zustände in Friaul im Gegensatz zu dem meisten anderen Ländern (Provinzen) Italiens waren, das hat der italienische Dichter Antonio Fogazzaro in seinem Roman „Daniele Cortis“ geschildert.

Und es gibt auch eine ausgezeichnete Volkskunde von Friaul. Sie kam aus der Hand von Vittorio Ostermann (1841 bis 1904) und erschien unter dem Titel „La vita in Friuli“ 1894. Giuseppe Vidossi bearbeitete die zweite Auflage (Udine 1940), aus welcher wir die folgenden Angaben Ostermanns entnehmen:

S. 467 f. (teils übersetzt)!

„Ein kirchlicher Brauch, den mir bisher kein Geistlicher erklären konnte, ist der der Umgürtung der Kirche (123). Man liest in den gewohnten Notizen des Kämmerers von Gemona:

(S. 468) 1339—40. „Dedi Dno Domenicho presbitero pro una cintura de la Eglesia . . . duc. 40“.

1366. „Dey ali previ per la cintura de la glesia e per candelle . . . Dey a Ser Justo per la cintura de Sancte Maria la Bella (124) e per candele . . .“.

1368. „Spendedey per comperar la cintura chi fo centa la glesia . . . sol. 50“.

1377. „Cingulum qua fuerit cincta Ecclesia . . . den. 40“.

1415—16. „Spendedey per una cintura di cera ch'io compray da ser Nicol la qual si era cinta la glesia . . . sol. 50“.

Es handelt sich also wohl immer um eine Umgürtung der Kirche mit Wachs. Dazu bemerkt (123) Vidossi: „Vgl. S. 412. Umgürtungen ähnlich denen von Gemona (von denen ich glaube, daß sie immer aus Wachs waren) haben verschiedene Forscher beschrieben . . . Der Brauch geht in sehr alte Zeiten zurück und wird bezeugt durch das Konzil von Nantes im Jahre 658“. — Leider gibt Vidossi nicht an, wer diese Forscher (studiosi) waren. Auf Seite 412 bringt er Beispiele für die Umgürtung der Kirche mit einem Faden, damit die Hexen nicht aus und ein können. Dieser Glaube ist nicht nur in Friaul, sondern auch in der Emilia, in der Toskana und in Piemont nachweisbar.

Bäckerschupfen in Salzburg

Von Friedrich Johann Fischer

Wenig Nachrichten sind uns über das Bäckerschupfen in Salzburg überliefert ¹⁾. Aber auch anderswo scheint nicht viel auf uns gekommen zu sein ²⁾. Auch Künßberg berichtet in seiner „Rechtlichen Volkskunde“ ³⁾ nichts davon, er bemerkt nur, nach A. Depinys Oberösterreichischem Sagenbuch ⁴⁾, daß die Bäcker von Aschach in Oberösterreich „getümpelt“ (getaucht) wurden, wenn sie das Brot zu klein buken. Gugitz bringt aus den Oberkammeramtsrechnungen der Stadt Wien ⁵⁾ Belege für Wien für die Jahre 1436, 1444, 1455, 1464, 1465, 1467, 1468, 1475, 1527. Diese beziehen sich jedoch mehrenteils auf das Loskaufen von der Strafe, so 1444 ⁶⁾, 1527, und die Ausbesserung der Bäckerschupfe, so 1464, 1465, 1467, 1475. Nach 1527 finden sich darin keine Eintragungen mehr über das Bäckerschupfen in Wien.

Ich vermag aus Salzburg zwei Zeugnisse für das 18. Jahrhundert vorzulegen. Beide rühren aus der gleichen Quelle her, dem lateinisch geschriebenen Tagebuch des Benediktiners von St. Peter zu Salzburg und Universitätsprofessors Otto Gutrath, auch Gutrath (1705—1759), das er in den Jahren 1737 bis 1759 geführt hatte ⁷⁾.

¹⁾ Nichts steht darüber in den Österreichischen Weistümern. Gesammelt von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 1. Band. Die Salzburgerischen Taidinge. Hgg. von Heinrich Siegel und Karl Tomaschek. Wien 1870.

²⁾ K. v. Amira und Cl. Frhr. von Schwerin, Rechtsarchäologie (Gegenstände, Formen und Symbole germanischen Rechts). (= Arbeiten zur indogermanisch-deutschen Rechtsgeschichte. Bd. 2) (Potsdam 1942). Darin, S. 27, Quellen zu „Schupfe“.

³⁾ Halle/Saale 1936; S. 125.

⁴⁾ 1932; S. 392.

⁵⁾ Österr. Zeitschrift für Volkskunde, N. S., Bd. XV/64, 1961, S. 1 f.

⁶⁾ Vgl. auch: Johann Ev. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Erste Reihe. Wien 1836; S. 260 („Über das Bäckerschupfen in Wien“).

⁷⁾ Gutrath, R. P. Ottonis, rerum gestarum Annotationes. 2 Bände, Handschrift, lat. Stiftsbibliothek St. Peter in Salzburg. Sign. Hs. A. 150 und Hs. A. 151. Die Handschrift wurde mehrfach für Veröffentlichungen genutzt.

Und wie aus Wien, aus den Oberkammeramtsrechnungen der Stadt, berichtet wird, so bezeugt auch Gutrath für Salzburg eine Reparatur der Wippe: Im November 1740 wurde an der Brücke jene alte Maschine wieder instandgesetzt, die einst zu dem Zwecke erfunden worden war, Bäcker zu bestrafen, die am Brote in Güte oder Gewicht oder anderem betrügen. Sie war dennoch seit den Zeiten des Erzbischofs Ernst bis heute nicht gebraucht worden. Man nennt sie für gewöhnlich „die Beckher-Schuz“. Die Maschine wurde am 24. November (1740) fertig (*Hoc mense Novembri ad plectendos pistoros, in pondere vel qualitate panum p fallentes reparata fuit in ponte antiqua machina cum in finem olim inventa, quae tamen a Temporibus Ernesti Archiepiscopi usq nunc usum nullum habuit, vulgo vocatur die Beckher-Schuz. machina haec absoluta die 24. Novembris*⁸⁾). Wo die Maschine stand, ist demnach nicht ganz klar. Es heißt „in ponte“, was bedeuten würde, daß sie auf der Brücke oder an der Brücke angebracht gewesen war. Erzbischof Johann Ernst Graf von Thun regierte das Erzstift von 1687 bis 1709. „Seit den Zeiten“ dieses Landesherrn besagt daher, daß sie seit dem Ende des ersten Jahrzehnts des 18. Jahrhunderts, also über 30 Jahre bis auf Gutraths Bericht hin nicht mehr als Strafinstrument eingesetzt worden war. Folglich war, wie auch die Wiener Urkunden zu erweisen scheinen, die Schupfe ganz allgemein nicht oft benützt worden. Sie diente, scheint es, eher der Abschreckung. Diese Annahme bestätigen Wiener und Salzburger Gewerbevorschriften. (Nach Schlager hat sich diese Strafe in Wien bis auf die Regierungszeit Josefs II. erhalten. Unter ihm wurde sie aufgehoben.) Schlager erwähnt das Gesetz Albrechts II. von 1340, welches, unter anderen Satzungen, bestimmt, „die Bäcker sollen geschupft werden nach alten Gebrauch“⁹⁾). Nach der „Müllner- und Pecken-Ordnung“ zu Wien von 1553 wird ein Bäcker, der zum drittenmal verfälschten Gewichtes überführt worden, bestraft „mit der Schuphen“, nach eines ehrsamten Rats Willen¹⁰⁾. 1686 müssen in Salzburg die „bäcken ab jedem loth à 15 Xr. (Kreuzer Strafe zahlen) wann die selben das brod zu klein bachen“¹¹⁾. Am 20. Dezember 1706 ergeht „die g(nä)dige Anbefehlung, daß alle Bäckern nach der

⁸⁾ Annotationes, I, f. 138

⁹⁾ Wiener Skizzen. Erste Reihe, S. 253—255

¹⁰⁾ (Johann) Andreas Schmeiler, Bayerisches Wörterbuch. Zweite Auflage, bearbeitet von Georg Karl Frommann. 2. Band. München 1872; Sp. 441

¹¹⁾ Pfliegergericht Golling, Pfliegergerichtsakten; Repertorium. Band 2; „Hofraths ex offio: Acta“, S. 399, Nr. 10. 28. Sept. 1686. Landesarchiv Salzburg.

Tariffa das brod außbachen sollen bey Verlurst ihrer Gerechtigkeit“¹²⁾. Das Salzburger Landesgesetz vom 1. Dezember 1708 erwähnt Geldstrafen; die eingehenden Geldstrafen sind pflichtgemäß zu verrechnen¹³⁾. 1741 wird amtlich festgehalten, daß „Joseph braidenperger bäckh zu Kuchel wegen schlechten brodbäckhens pr: 25. fl. gestrafft worden seye“¹⁴⁾, 1755 hören wir von „bestrafung deren hiesig: (Gollinger) und Kuchler bäcken wegen gebachen schlecht: und geringen brods“¹⁵⁾, 1773 daß „die denen (Gollinger) bäcken wegen zu gering außgebackenen brods angesätze Straff Von jedem loth 1. schilling“ betrage¹⁶⁾. Aus diesen Gründen können wir so selten die Benützung der Bäckerschupfe urkundlich nachweisen. Es werden andere Strafen verhängt, vor allem die Löschung der Gewerbeberechtigung und Geldstrafen. Die Salzburger Verordnung vom 9. Oktober 1671 spricht nur davon, daß die Übertreter „zur gebührenden Strafe zu ziehen“ seien, welche dies ist, wird nicht ausgeführt¹⁷⁾. Auf diese Weise dürfte sich der Übergang von der Strafe des „Tümpfelns“ zum Loskauf ergeben haben, den auch Gugitz' Auszüge aus dem Wien des 15. und 16. Jahrhunderts bereits belegen, damit wird die Rechts-handlung wie das Strafinstrument, das Schupfen wie die Wippe, nur mehr Drohmittel, in natürlicher Folge der Loskauf zur allein verhängten Geldbuße. Die Reparaturen an der Schupfe dürften daher weniger durch deren Benützung, sondern eher durch Beschädigungen durch Wassergüsse, Überschwemmungen, Hochwasserstand angerichtet worden sein. Gutrath bringt den Ausdruck „die Beckher-Schuz“, er fügt bei, daß sie in Salzburg üblicher Weise so genannt wird. Dieser Ausdruck verdeutlicht uns die Anwendung des Strafgeräts, denn „schützen“ ist Intensiv von „schießen“ (man vergleiche das entsprechende englische „to shoot“) und bedeutet, durch einen Schwung, besonders nach oben, werfen, schleudern¹⁸⁾. Lexer¹⁹⁾ führt für das Strafgerät die Bezeichnungen Schupfe, Schuppe swf., Schneller, Schnellgalgen, Wippe an,

12) Ebenda. Band 4. „Hofraths ex offo: Acta“, S. 343, Nr. 17

13) Judas Thaddäus Z a u n e r, Auszug der wichtigsten höchfürstl(ich) Salzburgischen Landesgesetze zum gemeinnützigem Gebrauch. 3 Teile. Salzburg 1785, 1787, 1790; II, 38

14) Wie 11) Band 5. „Hofraths ex offo: Acta“, S. 418, Nr. 8; 22. 4. 1741

15) Ebenda. Band 6. „Hofraths ex offo: Acta“, S. 368, Nr. 14; 31. 1. 1755

16) Ebenda, S. 459 8/8, Nr. 20; 15. 11. 1773

17) Ähnlich 1694: Wie 11) S. 445, Nr. 5 vom 27. 2. 1694. Vgl. auch: Salzburger Hofratsprotokolle 1711, f. 570, „Brodts Visitation zu Mittersill“. Landesarchiv Salzburg.

18) S c h m e l l e r - F r o m m a n n, II, 494

19) Matthias L e x e r, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 2. Bd., Leipzig 1876; S. 826.

anderswo²⁰⁾ lesen wir „Schuppestol“, es war also gebietsweise ein Stuhl²¹⁾, es ist eine „waterwippe“, die Prella. Schmeller-Frommann beschreiben Strafinstrument wie Strafausführung²²⁾, in den Grimmschen Rechtsaltertümern heißt die Rechtshandlung das „Beckenschutzen“²³⁾. Nach Schmeller²⁴⁾ war die Schupfe noch Anfang des 19. Jahrhunderts zu München für die Bäcker in Gebrauch: Man zog den Bäcker, in einen Korb gesteckt, an einem Schnellgalgen auf und schnellte ihn dann in die Isar. Mehr als Schmeller, den er anführt, hat auch Jacob Grimm nicht. Diese alte Polizeistrafe bestand also darin, daß man den Bäcker, der seine Kunden hintergangen hatte, an einem Balken mit vorreichendem Querholz lüpfte und so ins Wasser schleuderte, aus welchem er aber gleich wieder gerettet und nach Hause gebracht wurde.

Nach Gutrathers anderer Aussage²⁵⁾ wurde am 17. August 1741, nachmittags, ein Müller aus der Salzachvorstadt nahe des St. Johannes-Spitals wegen begangener Betrügereien in seinem Gewerbe auf die Stadtbrücke geführt, in die dort bereitstehende hölzerne Maschine hineingesetzt, um ins Wasser hinausgeschleudert zu werden. Es wurde ihm aber Verzeihung gewährt, worüber das Volk allerdings, das dort enggedrängt herbeiströmte, unwillig wurde und über die Tat des Beschuldigten gewaltig schimpfte (Die 17. (Aug.) post prandium molitor Suburbanus ad Salzam, vicinus Xenodochio S. Joan(n)is, ob fraudes in officio admissas ductus est Supra pontem Urbis, et machinae lignae ibi paratae impositus, ut inde in aquam excuteretur, Sed data ei adhuc venia, populo quidem, qui consertissimus affluerat, indignante, et rem convictiis proscindente p.). Es handelt sich demnach hier nicht um ein Bäcker-, sondern ein Müllerschupfen (es werden aber auch Matrosen, Meineidige, zänkische Weiber geschupft²⁶⁾, in Regensburg Ruffiane²⁷⁾, wer den Wein unrecht mißt, den soll man, nach Straßburger Recht, schupfen (quicumque etiam vina injuste mensuraverit de scupha cadet in merdam, den sol

²⁰⁾ Amira-Schwerin, Rechtsarchäologie, S. 27

²¹⁾ Schlager, Wiener Skizzen; Erste Reihe, bildet einen Schupfstuhl ab.

²²⁾ II, 494

²³⁾ Jacob Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. 4. vermehrte Aufl. durch Andreas Heusler und Rudolf Hübner. Leipzig 1899; II, S. 324

²⁴⁾ Schmeller, Bayerisches Wörterbuch. 4 Theile. Stuttgart und Tübingen 1827, 1828, 1836, 1837; II, 75

²⁵⁾ Annotationes, I, f. 154

²⁶⁾ Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, IX. Band, Sp. 2008 c

²⁷⁾ Schmeller-Frommann, II, 441

man schupphen²⁸⁾). August 1741 soll also in Salzburg kein Bäcker (pistorius), sondern ein Müller geschneilt werden. Dazu liefern uns Salzburger Landesgesetze die Erklärung²⁹⁾. Am 9. Oktober 1671 (— ähnliche Dekrete stammen vom 16. Januar 1675³⁰⁾ und 16. April 1680³¹⁾ —) wird vom Landesherrn verordnet: „Brod. Die Beamten haben mit allem Ernste darauf zu halten, daß in ihrem Amtsbezirke die Becker und die zum Backen berechtigten Mühler die am Ende stehenden Tariffa durchaus nachleben, und das Brod um den darinn bestimmten Werth sowohl in der rechten Schwere, als Güte und Weiße ausbacken. Zu diesem Ende sind, wo nicht wöchentlich, doch wenigstens monatlich, oder so oft es vonnöthen seyn wird, bey denenselben unversehene Visitationen anzustellen, die befundenen Uebertreter zur gebührenden Strafe zu ziehen, und der Vollzug von Zeit zu Zeit an den hochfürstl. Hofrath zu berichten.“ Dieser Müller konnte demnach in seiner Eigenschaft als Bäcker geschupft werden, wenn er dieses gewesen. Dieser Salzburger Müller wohnt unweit des hochfürstlichen St. Johannes-Spitals an der Tyroler Straße am äußersten Ende der Vorstadt Mülln. Von dem Leprosenhouse zur Rechten führt ein schmales Gäßchen über einen kleinen Abhang zwischen einigen an der Salzach angelegten Gärten hinab zu drei sehr dauerhaft erbauten Mühlen, wovon diese Vorstadt ihren Namen erhalten hat³²⁾. Einer dieser Müller konnte wohl hier gemeint sein. Diese Meldung vom 17. August 1741 bestätigt und klärt weiterhin die Tagebucheintragung vom November 1740: Die Wippe befand sich auf der Brücke, aber wohl so angebracht, daß sie den Verkehr nicht behinderte, daher konnte man auch sagen, an der Brücke. Denn die Stadtbrücke, von Holz gebaut, war ja 1740/1741 noch von einem hölzernen, mit Holzschindeln belegten Satteldache überhöht (das erst 1787 abgebrochen wurde³³⁾). Die Bäckerschupfe steht an der Hauptstadt (wie etwa nach Augsburger Recht vorgeschrieben³⁴⁾), an einem ihrer belebtesten Orte, denn die Stadtbrücke ist ja damals noch die einzige Brücke der Residenzstadt, die einzige Verbindung zwischen Links- und Rechtsstadt, unter andern mündet die Poststraße von Osten in sie. Die Schupfe

²⁸⁾ L e x e r, Mittelhochdeutsches Wörterbuch, II, 826

²⁹⁾ Z a u n e r, Salzburgische Landesgesetze, III, 30 ff.

³⁰⁾ Z a u n e r, Salzburgische Landesgesetze, III, 33

³¹⁾ Z a u n e r, Salzburgische Landesgesetze, III, 33 f.

³²⁾ Lorenz H ü b n e r, Beschreibung der hochfürstlich-erzbischöflichen Haupt- und Residenzstadt Salzburg und ihrer Gegenden verbunden mit ihrer ältesten Geschichte. 2 Bände. Salzburg 1792/1793; 459 ff., 447

³³⁾ H ü b n e r, Residenzstadt, 6

³⁴⁾ Vgl. G r i m m, Wörterbuch, IX, 2009

befindet sich an und auf der Brücke. Das wird bezeugt durch Schmeller-Frommann³⁵⁾: „Einen von der Bruck ins Wasser schutzen“. Diese „Schutzen“ ist ein „eigenes Gerüst“³⁶⁾.

Das Bäckerschupfen hängt natürlich, worauf auch schon Jacob Grimm hinwies³⁷⁾, mit dem weitverzweigten Komplex der Wassertauche zusammen, entstammt wohl ursprünglich dem Kult, war eine alte Kultstrafe gewesen, eine der vielen Arten Opfer an die Gottheit (des Wassers) oder Entsühnungszeremonie. Die Unwilligkeit der Salzburger Bevölkerung von 1741, die so zahlreich herbeigeströmt war, über die von der Obrigkeit im letzten Augenblick abgesagte Wassertauche rührt letztlich davon her, daß das Volk das (archetypisch gegründete) Gefühl hatte, daß der Gemeinschaft, an der vom Müller übel gehandelt worden, dieses Gemeinschaftsopfer, das ihr in solchem Falle gebührte, vom Gesetzshüter vorenthalten worden war; es war keine Entsühnung, keine „Reinigung“, keine Lustratio eingetreten. Diese Salzburger Absage des Bäckerschupfens von 1741 wie der seit dem 15. Jahrhundert (in Wien) urkundlich belegte Loskauf stecken den Weg der „Entleerung“ einer Kulthandlung ab, die dem Numen des Wassers zugehört.

³⁵⁾ II, 441

³⁶⁾ Schmeller-Frommann, II, 441, 495

³⁷⁾ Rechtsalterthümer, II, S. 187 f.

Chronik der Volkskunde

Krippen im Tiroler Volkskunstmuseum

Das Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck hat aus seinen Beständen eine eigene, ständige Krippenabteilung geschaffen und diese am 6. Dezember 1963 festlich eröffnet.

„Die wilden Leute des Mittelalters“

Ausstellung vom 6. September bis 30. Oktober im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg

Das Interesse an den „Wilden Leuten“ gehört zur Tradition des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe; sie wurde neuerdings in einer bemerkenswerten Ausstellung fortgesetzt, die sich neben Beständen des Hauses auf zahlreiche und kostbare Leihgaben öffentlicher und privater Sammlungen des In- und Auslandes stützte. Die zusammengetragenen Werke der bildenden Kunst vermitteln einen mannigfachen Eindruck von den „Wilden Leuten“. Einst für wirklich existent gehalten, später zu allegorischen Figuren geworden und bis heute in Karnevalsumzügen fortlebend, begegnen sie in verschiedensten ikonographischen Varianten in illuminierten Handschriften und Inkunabeln. Von berühmten Meistern wurden sie in Zeichnungen und Stichen festgehalten. Chorgestühl, Architekturglieder und Hauszeichen weisen ihre Figuren auf. An kunstgewerblichen Gegenständen des geistlichen und weltlichen, festlichen und täglichen Gebrauchs findet ihre Darstellung ein weites Feld: auf Bronzeleuchtern und Goldschmiedearbeiten, Glasgemälden und Minnekästchen, Fliesen und Ofenplatten, Spielkarten und Münzen. Sie sind Motive von Teppichen und Kissen und dienen deren Bilderzählung. Sowohl bei Maskeraden an Fürstenhöfen als auch in zierlichen Meissner Porzellan-Harlekinen des 18. Jahrhunderts ist die Erinnerung an den „Wilden Mann“ lebendig.

Aus der Fülle der Ausstellungsstücke seien zwei Beispiele österreichischer Herkunft erwähnt: Zwei Fußbodenfliesen mit Darstellung einer Sirene und eines zweibeinigen Kentauris aus Stein an der Donau (13. Jahrhundert, Tonrelief, manganviolett glasiert, 17,5 × 17,5 cm, aus dem Bestand des Museums für Kunst und Gewerbe, Hamburg), ein mittelalterliches Beispiel für die als Vorläufer der „Wilden Leute“ geltenden Satyrdarstellungen antik-griechischer Vasenbilder. Der Titelholzschnitt zum Versspiel „Voluptatis cum Virtute desceptatio“, dessen Verfasser Benedictus Chelidonius (Benedikt Schwalbe) ein Freund Dürers war und das 1515 in Wiener adeligen Kreisen zur Aufführung gelangte (aus dem Besitz der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek).

Aus dem Wiener Kunsthistorischen Museum wurde ein Minnekästchen aus Buchsbaumholz mit Reliefschnitzerei (Ober- oder Mittelrhein, etwa 1460—1470, 21 × 31 × 16 cm) gezeigt, das ein wild und gefährlich vorgestelltes Leben der Waldmenschen unmittelbar gegenwärtig macht

und als „eines der schönsten spätgotischen Minnekästchen“¹⁾ berechnete Beachtung fand.

Frau Prof. Möller, die Direktorin des Hauses, verfaßte den wertvollen, ausführlich beschreibenden und hervorragend illustrierten Katalog. Die Ausstellung, „eine der merkwürdigsten und bedeutsamsten . . . die jemals in Deutschland stattgefunden hat“²⁾, wollte vor Augen führen, „daß in unserer alten Kunst der Gehalt zum Begreifen der Form hinleitet“³⁾. Sie fand fünftausend interessierte Besucher.

Wilhelmine Jungraithmayr

3. Studentagung des „Comité international d'étude des géants processionnels“ vom 23. bis 25. August 1963 in Mecheln, Belgien.

Der Initiative von René Meurant, Mitglied der königlichen belgischen Kommission für Volkskunde/Wallonische Sektion, ist es zu danken, daß sich im Jahr 1954 eine kleine internationale Arbeitsgemeinschaft zum Studium der in Nordwest-, Südwest-, Mittel- und Südeuropa verbreiteten brauchtümlichen Maskengestalten der Umgangsriesen gebildet hat. Diese Studiengruppe versammelte sich bisher zweimal, und zwar 1954 in Douai (Nordfrankreich) und 1956 in Mons (Hennegau, Belgien), um in Referaten und Diskussionen die Erforschung dieser charakteristischen Maskenerscheinung weiterzuführen. Diese Zusammenkünfte fanden jedesmal anläßlich besonderer Festtermine statt, zu welchen auch riesenhafte Umzugsfiguren in Menschen- oder Tiergestalt („Familie de Gayant“ in Douai, der Drache „Lumeçon“ in Mons) ausrückten¹⁾.

Die diesjährigen Feierlichkeiten zum 875-jährigen Jubiläum der berühmten Wallfahrt U. L. Frau von Hanswijk in Mecheln (Belgien), die durch die Veranstaltung der 10. (seit 1738 alle 25 Jahre wiederkehrenden) Spielprozession ein ganz besonders festliches Gepräge erhalten sollten, boten Gelegenheit, die Studiengruppe vom 23. bis 25. August 1963 zum dritten Mal zusammenzurufen.

Die Referate und Beratungen dieser Tagung, zu der vor allem die namhaftesten Vertreter der belgischen Volkskunde und Fachkollegen aus Holland und Frankreich erschienen waren, berührten Probleme der Definition, Terminologie und Methodik, wie sie sich aus den Veröffentlichungen der letzten Jahre auf diesem kleinen Spezialgebiet der volkskundlichen Forschung ergeben hatten.

René Meurant eröffnete die Arbeitstagung mit einem ausführlichen Bericht über die Tätigkeit des Studienkomités in den Jahren 1956 bis 1963. Dieser Bericht erhielt u. a. auch die bibliographische Liste aller einschlägigen Publikationen des genannten Zeitraumes. Ein besonderer

¹⁾ Lise Lotte Möller, Die wilden Leute des Mittelalters. Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, vom 6. September bis 30. Oktober, S. 35.

²⁾ Hamburger Abendblatt Nr. 208, S. 9.

³⁾ Wie ¹⁾ S. VI (Vorwort).

¹⁾ Die Beiträge und Berichte über die ersten beiden Studentagungen sind veröffentlicht: „Gayant et les géants du Nord de la France et de Belgique. Journées d'études, Douai, 9 et 10 juillet 1954“ (Mémoires publiées par la Société d'Agriculture, Sciences et Arts, Douai, 1955; Comité d'études des géants processionnels. Journées d'étude organisées à Mons (Belgique) du 25 au 27 mai 1956 (Guetteur Wallon no 136, septembre 1956).

Raum wurde dann der Frage eingeräumt, ob die Umgangsriesen als „Masken“ klassifiziert werden können, wie das von der mitteleuropäischen Forschung allgemein getan wird.

Während die französischsprachige Forschung unter dem Begriff „masque“ nur die Gesichtsverkleidung im engsten Sinn versteht und die Umgangsriesen in die Gruppe der „mannequin“ zu verweisen gewohnt ist, haben die riesenhaften Brauchfiguren nach unserer Auffassung auf Grund ihrer Funktion und Bedeutung alle Kennzeichen von „Maskengestalten“. Das Referat des Berichterstatters und die sich daran knüpfende Diskussion, zu der Prof. Paul de Keyser und Roger Pinon Grundsätzliches beitrugen, bereinigten die letzten Endes auf rein sprachlichen Schwierigkeiten beruhenden Divergenzen und führten zu einer einheitlichen Auffassung. Auf die Frage, von welcher gegenwärtig ganz besonders Belgien berührt wird, ob nämlich auch die jüngsten, vielfach von bestimmten Interessengruppen inaugurierten Riesenumzüge von der Forschung berücksichtigt werden sollen, gab Albert Marinus in einem eigenen Referat Antwort. Es sei methodisch richtig, alle hierhergehörigen Erscheinungen zunächst ohne Werturteil objektiv zu registrieren und somit späterer wissenschaftlicher Behandlung zur Verfügung zu stellen. René Meurant berichtete seinerseits darüber, daß sämtliche Belege von Riesenumgangsbräuchen in Form von Presseauschnitten, Fragebogenerhebungen (die von den einzelnen Forschern verwendeten Fragebogen konnten gegenseitig abgestimmt werden) und schriftlichen und photographischen Aufzeichnungen, die bei direkten Befragungen gewonnen werden, in einer Zentralkartei des Studienkomités gesammelt und kartographisch ausgetragen werden. — Weiters bot die gegenwärtige Bezeichnung des Studienkomités Anlaß zu einigen Stellungnahmen. Die Spezifizierung „géants processionnels“ erscheine als zu eng gefaßt und könne Grund für Mißverständnisse sein. Die Anregung von Prof. Paul de Keyser, den Rahmen der Aufgaben des Komités weiterzufassen und über die „Umgangsriesen“ (ommegangreuzen, géants de cortège) hinaus die Gesamterscheinung der figuralen Umgangsspiele zu erfassen, verdient besondere Aufmerksamkeit, da allein dieses brauchgeschichtlich wie landschaftlich gleich bedeutsame Schauspielform es ist, die den funktionellen Rahmen für die Entstehung und Entfaltung der Riesenmaskengestalten bildet und sich hier Möglichkeiten bieten, einen größeren Forscherkreis an der Arbeit des Studienkomités zu interessieren. Weitere Referate von René Meurant (Erste historische Erwähnungen von Umgangsriesen in den alten Niederlanden) und E. van Autenboer (Die Umgangsriesen von Mecheln) rundeten das Programm ab. Sehr positiv wurde die Mitteilung aufgenommen, daß zwei belgische Fachzeitschriften für Publikationen des Studienkomités ihre Seiten jederzeit offenhalten und von Zeit zu Zeit Sammelausgaben verstreuter kleinere Beiträge machen wollen.

Die Teilnehmer der Studientagung, die sich der sprichwörtlichen belgischen Gastlichkeit erfreuen konnten, hatten Gelegenheit, die gut eingerichteten Museen von Mecheln (Busleydenhof-Stadtmuseum, Haus „De Zalm“ — Museum des Mechelner Kunstgewerbes, Volkskundemuseum) unter der Führung von Herrn René de Roo zu besuchen. Am Vorabend des großen Wallfahrtsfestes, an welchem zu Ehren U. L. Frau von Hanswijk die 10. große geistliche Spielprozession veranstaltet wurde, konnten die in Mecheln versammelten Volkskundler „Feldforschung“ betreiben und den „Ommegang“ der Riesenfamilie des „Reuz“, der „Reuzin“ und ihrer drei Kinder „Janneke, Mieke und Klaaske“, die wäh-

rend des Umganges in den volkstümlichen Stadtteilen Mecheln von dem Rad der Fortuna, dem riesigen „Cheval Bayard“, einer Schwadron von Attrappenreitern und dem in einem Tuch geprellten „Op-Sinjorke“ begleitet worden sind, in allen Einzelheiten verfolgen.

Klaus Beitzl

Volkskunde an den österreichischen Hochschulen

Universität Wien

Dissertation

Hermann Steininger, Die münzdatierte Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Österreich. Wien 1963. Maschinschrift, 455 Seiten, 3 Karten. (Schmidt-Wolfram).

Auszeichnung

Der Herr Bundespräsident hat unserem Mitglied, dem bewährten Mitarbeiter unserer Zeitschrift Herrn Professor an der Bundeshandelsakademie und Bundeshandelsschule in Graz Oberstudienrat Dr. Franz Leskoschek mit Entschließung vom 17. September 1963 aus Anlaß seines Übertrittes in den dauernden Ruhestand das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. (Wiener Zeitung Nr. 242 vom 17. Oktober 1963, S. 1).

Literatur der Volkskunde

Brüder Grimm Gedenken 1963. Gedenkschrift zur hundertsten Wiederkehr des Todestages von Jacob Grimm. In Zusammenarbeit zwischen dem Brüder Grimm-Museum Kassel und dem Institut für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg gemeinsam mit Gerhard Heilfurth herausgegeben von Ludwig Denecke und Ina-Maria Greverus. IX und 610 Seiten, davon mehrere Tafeln, Marburg an der Lahn 1963, N. G. Elwert Verlag.

Das Grimm-Gedenkjahr 1963 hat eine Anzahl wertvoller literarischer Gaben gebracht; zu den bedeutendsten darunter wird man sicherlich den vorliegenden stattlichen Band zählen müssen, der gleichzeitig als Band 54 der Hessischen Blätter für Volkskunde erscheint, die sich auf diese Weise zum derzeit eigentlich stattlichsten Organ der deutschen Volkskunde entfaltet haben.

Wir können hier auf die wertvollen Arbeiten des Bandes nicht ausführlich eingehen, sondern wollen sie nur kurz aufzählen. Eingeleitet wird der Band mit dem Festvortrag von Louis L. Hammerich aus Kopenhagen „Jacob Grimm und sein Werk“. Die geistvollen Ausführungen des bedeutenden Germanisten wirken in verschiedenster Richtung anregend. Die spezielle dänische Einstellung des Vortragenden zu Grimms politischen Ansichten hätte freilich ruhiger in den Hintergrund treten dürfen. — Es folgt nun eine Serie von Beiträgen zur Lebensgeschichte der Brüder, zu ihrem örtlichem und zeitlichen Bereich: Heinrich Bött berichtet ausführlich über „Die Vorfahren der Brüder Grimm im Hanauer Land“; Wilhelm Præsent, der dazu Berufene, äußert sich wieder einmal über „Im Hintergrund Steinau. Kleine Beiträge zur Familiengeschichte der Brüder Grimm“. Eine musterhafte Quellausschöpfung bietet Alfred Höck mit „Die Brüder Grimm als Studenten in Marburg“. Ludwig Denecke, der Leiter des Brüder Grimm-Museums in Kassel, bietet zusammen mit Wilhelm Schoof und Walter Ottendorf-Simrock „Blätter und Blüten aus Kassel“. Karl Schulte Kemminghausen kann „Dokumente zu Besuchen des westfälischen Freundeskreises der Brüder Grimm in Kassel“ darbieten. Robert Friderici gewährt Einblick in eine „Harmonie und Dissonanz“, welche den Brüdern viel Leid brachte, nämlich ihr Verhältnis zu Ludwig Hassenpflug, das sich fast nur tiefenpsychologisch verstehen läßt. Theodor Kochs gibt einen Überblick über den „Anteil Göttingens an der Geschichte des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm“, und Wilhelm Hansen zeichnet schließlich mit breiter Behaglichkeit „Die Brüder Grimm in Berlin“; ein in mehrerer Hinsicht lesenswerter Beitrag, der die altberliner Atmosphäre spürbar zu machen weiß.

Nun folgt eine Serie von Beiträgen über das Verhältnis der Brüder zum Ausland. Ich habe dabei „Die Brüder Grimm und den Entwicklungsgang der österreichischen Volkskunde“ zu behandeln gehabt. Miljan Mojasevic unterrichtet über das sehr wichtige Verhältnis von „Jacob Grimm und die Jugoslawen“. Verhältnismäßig kurz kann sich Pavel

Trost über „Jacob Grimm und die tschedische Kulturwelt“ fassen. Sehr bemerkenswert erscheinen die Ausführungen von Isidor Levin über „Das russische Grimmbild“, wo mit Recht auch daran erinnert wird, daß die russische Volkskunde-Zeitschrift „Živaja Starina“ vor 50 Jahren ihren 21. Jahrgang als Grimm-Festschrift herausgebracht hat. Karel C. Peeters berichtet über den erheblichen „Einfluß der Brüder Grimm und ihrer Nachfolger auf die Volkskunde in Flandern“, mit berechtigter Hervorhebung der Bedeutung von Johann Wilhelm Wolf. Den Parallelartikel dazu „Die Brüder Grimm und die Anfänge volkskundlicher Feldforschung in den Niederlanden“ hat Jaques R. W. Sinninghe geschrieben. Einem spezielleren Interessenkreis gehört der schweizerische Beitrag von Hans Wanner an: „Die Beziehungen zwischen den Brüdern Grimm, ihrem Wörterbuch und der schweizerdeutschen Dialektlexikographie“. Helmut Henning behandelt „Die Wechselbeziehungen zwischen den Brüdern Grimm und dem Norden“, ein an sich schon öfter behandeltes Thema, mit der auch von Henning rühmend genannten Spezialmonographie von Erich Kunze „Jacob Grimm und Finnland“ (= FFC Bd. LXV, Nr. 165) Helsinki 1957. Interessant die Spezialabhandlung von Ina-Maria Greverus „Wege zu Wilhelm Grimms „Altdänischen Heldenliedern“ mit dem wichtigen Hinweis auf den latent immer weiterwirkenden „Traum vom Norden“. Edward V. K. Brill schließlich erschließt „The correspondence between Jacob Grimm and Walter Scott“.

Die letzte Gruppe von Abhandlungen beschäftigt sich mit Einflüssen der Arbeiten der Brüder in verschiedenen Ländern und verwandten Erscheinungen. Katharine Briggs schildert „The Influence of the Brothers Grimm in England“. Folgerichtig ist die Abhandlung von Wayland D. Hand „Die Märchen der Brüder Grimm in den Vereinigten Staaten“ hier angeschlossen. Ein wenig bekanntes Kapitel erschließt der Beitrag von Nicolle Odette Stein-Moreau „Les frères Grimm, conteurs, et la France aux dix-neuvième siècle“. In Form einer Bibliographie legt Sandor Kozocs seinen Beitrag „Grimmsche Märchen in Ungarn“ vor. Schon sehr weit außerhalb scheint der Beitrag von Hiroko Ikeda „The Introduction of foreign Influences on Japanese Childrens Literature through Grimm's Household Tales“ zu liegen. Aber wer die Verbreitungskarten der Grimmschen Märchen im Kasseler Museum gesehen hat, weiß, wie berechtigt von diesem Standpunkt aus auch solche Beiträge hier sind. Felix Karlinger bringt schließlich eine kleine Spezialstudie, „Schneeweißchen und Rosenrot“ in Sardinien. Zur Übernahme eines Buchmärchens in die volkstümliche Erzähltradition“. Eigentlich hätte wohl ein Übersichtsbeitrag über die Bedeutung der Grimmschen Arbeiten für die italienische Volkskunde hierher gehört, aber vermutlich läßt sich das Gebiet forschungsgeschichtlich noch nicht so ohne weiteres überblicken.

Zusammen ergeben die Abhandlungen jedenfalls einen großartigen Überblick über Werden, Wesen und Auswirkungen des Lebenswerkes der Brüder Grimm. Dazu ist der Band noch sehr liebevoll ausgestattet, geradezu bibliophil dargeboten, mit vorzüglichen Bildern bereichert, wobei wir für die Wiedergabe der schönen Büste Jacob Grimms von Elisabeth Ney besonders dankbar sind. Sie vermittelt doch einen vorzüglichen Eindruck vom Wesen dieses großen Mannes, den wir allen anderen Abstammungszuschreibungen entgegen doch stets als den eigentlichen Vater unserer Volkskunde ansehen müssen.

Leopold Schmidt

Deutsche Philologie im Aufriß. 2. Überarbeitete Auflage. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Wolfgang St a m m l e r. 3 Bände. Berlin 1962, Erich Schmidt Verlag.

Vor mehreren Jahren haben wir hier (ÖZV Bd. XI/60, 1957, S. 162 ff.) eine kurze Anzeige des mächtigen Sammelwerkes veröffentlicht, das eine staatliche Zahl von Beiträgen zur Volkskunde enthält. Um dieser Beiträge willen haben wir gehofft, daß das Werk in anderen volkskundlichen Fachzeitschriften noch eingehender gewürdigt werden würde, mit einem entsprechenden Eingehen auf die Problematik der einzelnen Artikel: Vergeblich! Auch die großen deutschsprachigen Zeitschriften haben sich dieser Aufgabe entzogen, und die 2. überarbeitete Auflage des mächtigen Werkes mußte erscheinen, ohne daß diese Abschnitte eine entsprechende Kritik von außen her erfahren hätten.

Erfreulicherweise kann man jedoch an einer Anzahl von Beiträgen feststellen, daß die interne Fachkritik sich doch ausgewirkt hat, und daß einige dieser Beiträge vermehrt und verbessert wurden, manche überhaupt neu geschrieben. So müssen wir hier wenigstens einige Worte zum Abschluß dieses Werkes sagen, das für die Volkskunde von heute bei weitem mehr bedeutet, als man aus seinem Titel entnehmen könnte.

Ohne auf die in anderen Abschnitten verstreuten Beiträge einzugehen, soll hier also nur darauf hingewiesen werden, daß sich nunmehr im dritten Band — der nicht weniger als 3050 Spalten umfaßt — eine eigene, V. Abteilung findet, die „V o l k s k u n d e“ betitelt ist. Hier setzt Mathilde H a i n mit ihrem grundlegenden Beitrag „Die Volkskunde und ihre Methoden“ ein, und wir möchten nicht versäumen festzustellen, daß es sich um einen vorbildlich klaren, einführenden Beitrag handelt, der bewußt die Forschung der Gegenwart betont, dabei auch der sonst mitunter etwas übersehenen süddeutschen und österreichischen Sammlungs-, Forschungs- und Darstellungsarbeit ihre Bedeutung zuerkennt und manchen vielleicht sonst etwas überbewerteten Richtungen gegenüber maßvoll kritisch auftritt. — Josef D ü n n i n g e r hat seinen umfangreichen Beitrag „Brauchtum“ der ersten Auflage gegenüber vollständig umgeschrieben. Er hat ihn neu durchdacht, und zwar kritisch gegen ältere, aufnahmefähig für neuere Literatur, und zeigt schon in einer sehr erweiterten „Forschungsgeschichte“, daß er die tatsächlich förderlichen Bewegungen in der Gegenwart nunmehr richtig einzuschätzen weiß. Das Heranziehen bisher fast nicht verwerteter Einzelheiten, ja selbsterlebter Braucherscheinungen wird man dankbar als willkommene Belebung der umfangreichen Darstellung begrüßen. — Will-Erich P e u c k e r t hat seine Beiträge über „Sage“ und „Märchen“ kaum verändert, aber doch manche neuere Literatur herangezogen. Seine kritische Haltung gegenüber der „Erzählerforschung“ (Sp. 2672 f.) soll durchaus positiv anerkannt werden. Der Märchenbeitrag, an sich sehr lesenswert, wendet sich zu sehr an den Fachmann, und gibt dem auch nur etwas fernerstehenden Handbuchbenützer gerade nur eine Märchen-Forschungsgeschichte. — Mathilde H a i n hat ihren Sprichwort-Beitrag auf „Sprichwort und Rätsel“ erweitert, mit einigen sehr nützlichen Ausweitungen. — Ich habe meinen Artikel „Volksschauspiel“ nur in den Literaturangaben der direkten Gegenwart angenähert. Die breitere Ausführung des Themas konnte ich ja meinem zur gleichen Zeit erschienenen Volksschauspiel-Handbuch (vgl. ÖZV, Bd. XVI/65, 1962, S. 281 ff.) überlassen. — Völlig neu ist der verhältnismäßig umfangreiche Beitrag von Josef D ü n n i n g e r „Hauswesen und Tagewerk“. Dünninger ist kein Spezialist für diese Sachgebiete, hat sich aber redlich

eingearbeitet und bietet eine lesenswerte Übersicht, die das Werk gerade als Handbuch und Nachschlagewerk bereichert. Als besonders erfreulich wird man die Mitberücksichtigung von Beibauten, Hausrat, Arbeitsgerät sowie Tagewerks-Brauchtum empfinden. Das Arbeitsgerät (Sp. 2865 ff.) ist dem Stand seiner gegenwärtigen Erforschung nach dargestellt, mit knapper Darstellung, aber zureichender Anführung der neuesten Geräte-Literatur, wobei notwendigerweise die österreichische Forschung sehr gut abschneidet. Auch meiner vielverkannten „Gestalttheiligkeit“ läßt Dünninger (Sp. 2868 f.) Gerechtigkeit widerfahren. — Mathilde Hain hat ihren auch in der ersten Auflage des Werkes enthaltenen Artikel „Die Volkstracht“ wieder aufgenommen, erweitert und bereichert. — Wolfgang Stämmler bringt wiederum seinen umfangreichen Artikel über „Seemanns Brauch und Glaube“, wozu wir uns nur ein Gegenstück für die immerhin sehr gut erforschte deutsche Flußschiffahrt gewünscht hätten. Mit dem in seiner Art bemerkenswerten Beitrag „Die Leibesübungen in der deutschen Sprache und Literatur“ von Josef Göhler schließt der Abschnitt und das Gesamtwerk.

Blickt man nun, nach dieser großartig erweiterten und in einzelnen Beiträgen zweifellos auch sehr vertieften zweiten Auflage auf das Gesamtwerk zurück, so muß man von unserem Standpunkt aus wohl sagen: Eine vorzügliche Leistung, aber, was die volkskundlichen Beiträge betrifft, in diesem Zusammenhang nicht mehr vertretbar. Die Volkskunde ist der deutschen Philologie allenthalben entwachsen, sie läßt sich auch handbuchmäßig hier nicht mehr unterbringen. Auch wenn man, wie ich das tue, es sich als Ehre anrechnet, an diesem Werk mitgearbeitet zu haben, so darf und muß man sich doch dessen bewußt bleiben, daß die volkskundlichen Beiträge dieses Werkes in eine dritte Auflage nicht mehr hineinpasse würden, sondern unbedingt zu einem eigenen Handbuch zusammengefaßt werden müßten. Erst dann könnten sie nämlich die Wirkung tun, die ihnen ihrer Qualität nach durchaus entsprechen würde: Jeder für sich erweist den hohen Stand der Einzelerforschung des betreffenden Gebietes, aber eben als eines Teilgebietes der Volkskunde, nicht als einer Subdisziplin der deutschen Philologie. Selbst wenn man nur die einzelnen Beiträge in ihrem jetzigen Zustand aus dem Werk herauslösen würde, in einem eigenen Band gesondert noch einmal veröffentlichen würde, müßte sich diese Wirkung bereits erweisen. Unser Dank an die Autoren und unsere Anerkennung für den Herausgeber und den Verlag verbinden sich also mit dem Wunsch, hier im Namen unseres Faches Volkskunde die entsprechende, logisch begründete Folgerung zu ziehen.

Leopold Schmidt

Herbert Mitscha-Märheim, **Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren**. Die Völkerwanderungszeit in Österreich. 208 Seiten, 47 Abb., auf Tafeln, mit zahlreichen Zeichnungen und Kärtchen im Text. Wien 1963, Wollzeilen-Verlag.

Bei der geschichtlichen Vertiefung der Volkskunde sind Anschlüsse in die Früh-, ja in die Urgeschichte notwendig. Da uns die Bewältigung der umfangreichen Literatur dieser Fächer kaum mehr möglich ist, müssen wir jede zusammenfassende Darstellung dankbar begrüßen. Für die „Vorgeschichte“ bleibt das mächtige Werk von Richard Pittioni, *Urgeschichte des österreichischen Raumes* (Wien 1954) ein unersetzlicher Leitfaden. Nunmehr hat Mitscha-Märheim eine Art von Fortsetzung da-

von geboten. Freilich handelt es sich um eine etwas volkstümlichere Fassung, die in geschickter Gliederung der Zeiträume ab 375 bis 976 und mit profilierter Betitelung der Unterabschnitte vorgelegt erscheint. Aber der in sich so ungleiche Stoff wird eben doch von einem bedeutenden Fachmann vorgelegt, der selbst viel ausgegraben hat und bei der Beurteilung zahlreicher Funde in den letzten Jahrzehnten namhaft beteiligt war. Dadurch werden die Fundgeschichten lebendig, die behutsame Beurteilung der zeitlichen und stammesmäßigen Zuweisungen der einzelnen Grabungsergebnisse wird aus ihnen verständlich. Man versteht, daß es sich noch durchaus nicht um ein geschlossenes Geschichtsbild, sondern auf weiten Strecken erst um das Erarbeiten von Quellen dazu aus eben jenen „dunklen Jahrhunderten“ handeln kann. Die auf den Vorsatzblättern gezeigten Karten erweisen ja zur Genüge, mit wie wenig gesichertem Fundmaterial wir in diesem Zeitraum auf weiten Strecken rechnen können. Freilich könnte man sich von unserer Seite her vorstellen, daß manche Teile des Fundmaterials durch die großräumlichen Aufschlüsse der Siedlungs- und der Bauernhausforschung mehr belebt werden könnten. Daß man die Ergebnisse der Arbeitsgeräteforschung, vielleicht auch die der Wallfahrtsvolkskunde usw. mit den reinen Spatenforschungen schon einigermaßen hätte konfrontieren können. Aber eine „Volkskunde der Völkerwanderungszeit“ müssen wir uns ja wohl späterhin selbst einmal erarbeiten, auf der gegenwärtigen Stufe der Frühgeschichtsforschung kann man sie nicht von dieser erwarten. Dementsprechend sind wir für das gegenwärtig vorliegende Buch dankbar, zeigt es doch auch für uns den Stand der Forschung und die derzeitigen Möglichkeiten ihrer Darstellung auf.

Leopold Schmidt

Robert Löbl, Niederösterreich. Einleitung und Bildtexte von Franz Hieronymus Riedl. Zahlreiche Abb. auf 96 Seiten. München 1963, Süddeutscher Verlag, DM 16,80.

Wir haben erst vor kurzem auf den recht geglückten Bildband „Burgenland“ von Robert Löbl hinweisen können (ÖZV XVI/65, 1962, S. 273) und hätten gern auch den vorliegenden Band wieder lobend besprochen. Denn es ist an sich ein verdienstvolles Unternehmen, in einem reichsdeutschen Verlag einen Bildband über Österreichs größtes, aber unbekanntestes Bundesland herauszubringen, und die 165 Abbildungen von Löbl sind auch durchwegs aner kennenswert. Aber schon das Verhältnis der Zahl der Abbildungen zu dem der Seiten muß bedenklich machen: Man kann dem fünfmal so großen Niederösterreich doch nicht die gleiche Seitenanzahl wie dem Burgenland einräumen. Das hat man auch eingesehen, und deshalb die Bilder nun zu dritt oder zu viert auf je eine Seite gepreßt, ein Verfahren, das für derartige Bildbände doch sonst nirgends mehr üblich ist. Da kommen alle Gegenstände zu kurz, die Aufnahmen „schlagen“ einander, so sehr man sich um zumindest örtliche Zusammenklänge bemüht hat. Löbl hat versucht, das vielgestaltige Land von der Mitte, von der Wachau aus zu erfassen, und dann die Landesviertel gewissermaßen im Kreis herum vorzuführen. Landschaft und Kirchenkunst stehen bei den Bildmotiven weit im Vordergrund, von der bäuerlichen Siedlung und Arbeit erscheint der Weinbau am stärksten berücksichtigt. Die großen Städte des Landes treten fast gar nicht in Erscheinung. Merkwürdigerweise sind aber auch die bäuerlichen Haus- und Hofformen kaum ausgewertet, wogegen die Wallfahrtskirchen als markante Landmarken mehrfach verwendet erscheinen.

Der Einleitungstext bringt eine liebenswürdige, kurze geschichtliche Würdigung des Landes, die Texte zu den Bildern orientieren verhältnismäßig ausführlich. Es zeigt sich nur im ganzen, daß man das Land auf diesem zu knappen Raum eben wirklich nicht zur Darstellung bringen kann.

Leopold Schmidt

Gerold Lang, Geschichte von Liebenau. Orts- und Schulgeschichte.
Graz, Selbstverlag des Verfassers (Graz-Liebenau, Kadettengasse 19),
1963, 160 S., 35 Abb. auf Taf. — Preis: S 50,—.

Liebenau war bis 1938 eine eigene Gemeinde, die in ihrem Kern von bäuerlicher Bevölkerung bewohnt war. Die Eingemeindung in die steirische Landeshauptstadt, der zweite Weltkrieg und die nahen Puch-Werke in Thondorf haben das bäuerliche Lebensgefüge weitestgehend verwischt. Der Abschnitt „Brauchtum“ des Buches weist daher viel anderes auf Vergangenes hin. Trotz der Stadtnähe hatten sich in Liebenau bis in die jüngste Vergangenheit eine Fülle von Bräuchen erhalten; in der Gegenwart werden nur mehr wenige Bräuche geübt. Zu ihnen zählen kirchliche Bräuche, wie das Sternsingen oder Wallfahrten. Im Kapitel „Brauchtum“ finden wir auch Mitteilungen über die Trachten des 19. Jahrhunderts oder über Haus und Hof.

Im historischen Teil des Buches sind noch Notizen eingestreut, die auch für den Volkskundler von Interesse sind: Flurnamen und Hausnamen (S. 39 f.), Wetterregeln (S. 44 f.), Vereine (S. 54 f.).

Sicher ließen sich noch mehr Einzelheiten beibringen und genauere Schilderungen der Bräuche. Man wünscht sich zum Beispiel Bilder von Palmbuschen, eine Beschreibung von Nikolo und Bartl oder eine genauere Schilderung des Peterskirtages. Aber das Buch ist bisher die einzige Monographie einer ehemaligen Randgemeinde von Graz. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn es Nachfolger in den anderen Dörfern am Stadtrand und im heutigen Stadtgebiet finden würde. Nur durch solche Sammelarbeit könnte der Grundstein für eine Volkskunde der Stadt Graz gelegt werden.

Maria Kundgraber

Tiroler Jungbürgerbuch. Herausgegeben vom Land Tirol und von den Gemeinden Tirols. Redigiert von Wolfgang Pfaundler, 704 Seiten, 34 Farbtafeln, 535 Abbildungen, 2 Landkarten. Innsbruck 1963, Inn-Verlag.

Bei der Jungbürgerfeier bekommen künftighin die jungen Tiroler diesen stattlichen Band überreicht, den Wolfgang Pfaundler, der schon so manchen schönen Bildband aus Tirol geschaffen, mit kundiger Hand zusammengestellt hat. Das schöne, bedacht und liebevoll gemachte Werk umfaßt neben den umfangreichen Abschnitten zur politischen und wirtschaftlichen Geschichte, zur Literatur- und Kunstgeschichte des Landes usw. auch einen sehr beachtlichen Abschnitt zur Volkskunde, wobei die Texte zu den „Tiroler Höfen“ von Hans Gschnitzer, die übrigen, also zum Brauchtum, zur Volkskunst usw. von Maria Kundgraber von unserem Museum in Wien stammen. Von der Hausbemalung über Stube, Öfen, Möbel, Trachten, Weihnachtsbrauchtum und Krippenkunst, Maskenwesen, Oster- und Fronleichnamsbrauchtum bis zu den Notburga- und Isidor-Prozessionen, den Wallfahrten, den Marterln und den Grabkreuzen ist alles, was sich nur in diesem Rahmen fügen will, erfaßt, mit prägnanten, sachlichen Texten beschriftet und von Pfaundler äußerst lebendig bebildert. Für manche Bilder vom Fastnachtswesen,

von Kinderspielen, vom Volkstanz, nicht zuletzt vom Volkshumor der Schützenscheiben und Zielerfiguren wird auch der Fachmann dankbar sein. Sicherlich tritt hier wie in so vielen tiroler Veröffentlichungen die festliche Seite neben dem Alltag stark in den Vordergrund, aber das ist gerade bei einem repräsentativen Werk noch verständlicher als sonst. Was den volkskundlichen Anteil betrifft, so sei nicht übersehen, daß in dem von Othmar Costa zusammengestellten Abschnitt „Literatur und Musik“ eine stattliche Anzahl von Volksliedern (mit ihren Singweisen) Aufnahme gefunden hat, vom Spingeser Schlachtlied bis zu dem köstlichen Unterinntaler „I mag nit Küah hüatn“. Auch in anderen Abschnitten wird man immer wieder das eine oder andere volkskundlich bedeutsame Bild finden: Bei den Museen etwa das des Innsbrucker Volkskunstmuseums, bei den Gelehrten jenes des im Vorjahr verstorbenen Hermann Wopfner. Leopold Schmidt

Hans Hohenegg, Die tiroler Kupferstecher. Graphische Kunst in Tirol vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (= Schlern-Schriften, Bd. 227). 153 Seiten und zahlreiche Abb. auf XXX Tafeln. Innsbruck 1963, Universitätsverlag Wagner. S 194.—.

Tirol ist kein Land der großen Graphik, die kunsthistorische Ausbeute einer Monographie darüber wäre unbedeutend. Aber es haben sich zahlreiche kleinere Stecher usw. betätigt, sie haben zur Gebrauchskunst des 18. und frühen 19. Jahrhunderts nicht unwesentlich beigetragen, und auch einige Laienkünstler angeregt. Zwei Gruppen ihrer Bildwerke sind volkskundlich von besonderem Belang geblieben: Kleine Andachtsbilder und Trachtenbilderserien. Dieser Dinge hat sich der hochverdiente Sammler Hans Hohenegg fast ein Leben lang angenommen. Er hat schon vor eine halben Jahrhundert seine Dissertation darüber geschrieben, sie aber ungedruckt liegen gelassen, dafür ständig mit Nachträgen und Nachweisen vermehrt, und in dieser Form ist sie nunmehr auch als Buch erschienen. Eine mühevoll gearbeitete, die sehr viele Einzelheiten nachweisen kann, vor allem auf dem weiten Feld der Andachtskunst. Einheimische und zugewanderte Stecher des 17. Jahrhunderts gelangen hier zur Geltung, und den „auf Tirol bezüglichen Arbeiten einheimischer und fremder Stecher des 17. und 18. Jahrhunderts“ ist ein eigenes Kapitel gewidmet, das beispielsweise die für tiroler Orte und Persönlichkeiten gearbeiteten Stiche der großen Augsburger Stecher behandelt. Im Anschluß daran werden die einheimischen Stecherfamilien Jezl und a Lapide dargestellt, die beiden Pruner aus dem Pustertal, und dann der „Bretfall-Franzl“ Franz Margreiter, über den Hohenegg schon in unserer Gugitz-Festschrift 1954, S. 129 ff. ausführlich berichtet hat. Volkskundlich wichtig ist ferner das Kapitel über die Tesineser Bilderhändler, das Hohenegg dem Aufsatz von Andreas di Pauli von 1806 entnimmt; der Zusammenhang der Tesineser mit den Grödnern wäre noch genauer zu untersuchen, die europäischen Geschäftsverbindungen dieser alpenländischen Hausindustrien sind doch sehr aufschlußreich. Unter der Überschrift „Heimatkunst zur Napoleonischen Zeit“ behandelt Hohenegg die Trachtenlithographen wie Zoller, Kapeller usw. Das Thema wäre über die biographischen Hinweise hinaus wohl noch trachtengeschichtlich einerseits, kunst- und geistesgeschichtlich andererseits zu erweitern, was freilich nicht im Rahmen dieser Dissertation erforderlich gewesen sein mag.

Das in vieler Hinsicht reichhaltige Buch wird mit einem „Werkverzeichnis“ beschlossen, das katalogartig die Arbeiten der alphabetisch

angeordneten Künstler aufzählt, beschreibt, und die dazugehörige Literatur verzeichnet. Als Ergänzung zu jedem Künstlerlexikon, aber auch für zahlreiche orts- und heimatkundliche Arbeiten sicherlich von bedeutender Wichtigkeit. — Die gute Ausstattung des Buches mit Bildproben muß besonders hervorgehoben werden.

Leopold Schmidt

Anton Peter Petri, Neubeschenowa. Geschichte einer moselfränkischen Gemeinde im rumänischen Banat. 160 Seiten, 1 Karte, 2 Ortspläne, 1 Graphische Darstellung, 28 Abb. Freilassing in Bayern, Pannonia-Verlag, 1963. DM 25,—

Unter den recht zahlreichen Ortsmonographien aus den ehemaligen deutschen Siedlungen in Südungarn, Batschka, Banat usw. einmal eine, die recht stattliche volkskundliche Kapitel umfaßt. Man fühlt sich geradezu etwas an die seinerzeit berühmte und vorbildliche Monographie von Johannes Künzig: Saderlach 1737—1937. Eine alemannische Bauerngemeinde im rumänischen Banat und ihre Südschwarzwälder Urheimat. Karlsruhe 1937 — erinnert. Auch nach Neubeschenowa kamen im 18. Jahrhundert Leute aus dem Schwarzwald, aus der Hauensteiner Freibauernlandschaft. Aber sie kamen gegen ihren Willen und gingen anscheinend fast durchwegs zugrunde. Die freiwillig zugesiedelten Leute aus der Mosellandschaft um Trier dagegen brachten den abgekommenen Ort zu einer beachtlichen Blüte. Auch heute leben übrigens über 1200 Deutsche dort, und ungefähr ebensoviel Rumänen, die nach 1945 zugesiedelt wurden.

Die volkskundlichen Kapitel beruhen zum größten Teil auf den Mitteilungen des Neubeschenowaers Matthias Philipp, der heute in Salzburg lebt. Petri konnte nach seinen Erzählungen das ganze volksmäßige Leben im Lebenslauf wie im Jahreskreis darstellen, mit Anführung zahlreicher Sprüche, Kinderreime und Brauchtumslieder. Auch ein kleines Hirtenspiel findet sich, ebenso ein rollenmäßig gegliedertes Sternsingerlied. Die aufwendigen Feiern der Hochzeit wie der Kirchweih, die von den „Faßjungen und Faßmädercher“ (Kirchweihburschen und -mädchen) organisiert wurde, sind breit dargestellt. Die Volksmedizin findet sich unvermutet weit vorn im Buch (S. 62 ff.), die Abschnitte über Volksglaube (S. 145 f.), Hexenwesen (S. 146 f.) folgen bedeutend später, aber man kann sich die Gebiete doch gut zusammenstellen. Im ganzen jedenfalls eine reichhaltige Aufzeichnungssammlung, die durch die genaue Feststellung der Siedler, ihrer Herkunft, ihrer geschichtlichen Schicksale usw. landschaftsgeschichtlich unterbaut ist.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, Die Volkserzählung. Märchen - Sage - Legende - Schwank. Mit vier Karten. Berlin, Erich Schmidt-Verlag 1963. 448 Seiten.

Das vorliegende Werk gleicht in seiner äußeren Aufmachung völlig dem ein Jahr zuvor erschienenen „Handbuch“ über „Das Volksschauspiel“. (Vgl. die Anzeige ÖZV XVI, 1962, S. 281 ff.) Manche Kollegen hatten nun wieder eine Art „Handbuch“ im Sinne eines Nachschlagewerkes erwartet, zumal wir heute in der Volkserzählforschung sehr auf Handbücher, Motiv-Indices regionaler oder weltweit umschauender Art eingestellt sind. L. Schmidt hält davon offenkundig zu wenig. Vgl. seine harten Abwertungen ÖZV XVI, 1962, S. 284 und im Vorwort des hier anzuzeigenden Werkes S. 7 und 17. Er wählte für dieses Werk die andere, grundsätzlich ebenso erlaubte und fruchtverheißende Methode,

an Stelle einer handbuchwertigen Kategorienschau eigene Forschung zu nehmen und an einer Fülle von Einzelstudien zur Volkserzählforschung von rund drei Jahrzehnten die allgemeinen Gesetze dieser Art „Volksdichtung“ zu abstrahieren. Das Ergebnis ist auf alle Fälle die Erkenntnis der unglaublichen Vielschichtigkeit, Verflochtenheit, Funktionsbestimmtheit usw. des „vom Volke“ Erzählten. Von der romantischen Volkserzählforschung (Vgl. neuerdings Mathilde Hain, „Der nie stillstehende Fluß lebendiger Sitte und Sage“; Zs. f. Volkskunde 59/II, Stuttgart 1963, S. 177 ff.) bis heute ist es ein langer Weg. Er ist durch manche „Schulen“ gekennzeichnet. Sie alle haben ihre Berechtigung, aber auch ihre Grenzen. Selbst in der Forschertätigkeit so überragender Gelehrter wie Walter Anderson († 1962) ist dies nicht zu übersehen. Kurt Ranke-Göttingen hat dies vor kurzem in seinem Nachrufvortrag für W. Anderson (Universität Kiel, November 1962) sehr deutlich als das Schicksal jeglicher wissenschaftlicher Zielsetzung herausgestellt.

Es kann nicht im Sinn einer Zeitschriftrezension sein, zu sehr vielen Einzelheiten des Werkes von L. Schmidt Stellung zu nehmen. Das verbietet die Fülle des hier Zusammengefaßten. In den IV (keineswegs streng geschiedenen, inhaltlich auch nicht messerscharf zu scheidenden) Kategorien bringt es, jeweils nach kurzer Einleitung, die auch die Forschungsgeschichte mit einbezieht, folgende Einzelbeiträge:

I. Märchen: 1. Der gordische Knoten und seine Lösung; 2. Sichelheld und Drachenzunge; 3. Der singende Knochen; 4. Dreihundertfünfundsechzig Fenster; 5. Der Schuß auf den toten König; 6. Der Teufel und das alte Weib; 7. Der Teufel als Fürsprecher; (dies als Erstdruck).

II. Sage: 1. Der „Herr der Tiere“ in einigen Sagenlandschaften Europas und Asiens; 2. Pelops und die Haselhexe; 3. Die goldene Henne mit den sieben Kücken; [S. 393 wäre nachzutragen, daß diese Studie, wie andernorts von L. Schmidt erwähnt (S. 364, A. 23), indessen (Sommer 1963) mit langer Verzögerung im Rheinischen Jahrbuch für Volkskunde XII, Bonn 1962, S. 1 ff. erschienen ist.] 4. Der „Stock im Eisen“; 5. Der „mons Momenalbe“; 6. Das Donauweibchen; 7. Thomaszoll; 8. Vom Kobold zum Kasperl; 9. Der liebe Augustin; 10. Die Hand aus dem Grabe.

III. Legende: 1. Der hl. Prokop von Sazawa; 2. Ein Rosenwunder; 3. Die Kornfeldlegende; 4. Das Wimpassinger Kreuz; 5. Die Legende von der mit Pulver gefüllten Kerze; 6. Die Messersäule des Mephistopheles; 7. Der Dorn in der Zunge Christi.

IV. Schwank: 1. Der über uns (Erstdruck); 2. Die Stadtherrn-Hose; 3. Der Schwank vom Meister Hildebrand im Volksschauspiel und in der bildenden Kunst; 4. Melchior Khlesl in der zeitgenössischen Schwank-Anekdote; 5. Wanderschwänke im Burgenland; 6. Das vermeintliche Gelübde (Erstdruck).

Die Fülle umspannt also sehr Verschiedenartiges, auch wenn das Süddeutsch-Österreichische im ersten Ansatzpunkt der Herkunft des Verfassers und seiner Forschungsrichtung entsprechend überwiegt. Wie wenig es dabei auf eine Art „geographischer Zuordnung“ zielt, wird der Leser in jedem Einzelbezug erkennen und — hier wohl zum ersten Male in der Forschungsgeschichte — die sonst der deutschen Volkskunde ferner liegenden Ansätze der vielumstrittenen einstigen „Wiener Mythologen-Schule“ in immerhin anregender, fruchtbringender Neubeleuchtung sehen. Von den bei L. Schmidt gelegentlich sehr impulsiv vorgetragenen Ansichten hätte man manche in diesen Neufassungen gerne gemildert gesehen; so z. B. die überholte, völlig ausgefochtene Fehde mit Anton Dörrer-Innsbruck zur Frage der frühbarocken

Nachwirkung spätmittelalterlicher Bozener Bürgerspiele (Bozen, Vigil Raber 1510) bei den Dominikanern zu Steyr 1628 beim „Schuß auf den toten König“ (S. 64 f.).

Einen wesentlichen Fortschritt in der ganzen Volkserzählforschung sehe ich im Aufnehmen der Legende, die durch einen ganzen Hauptabschnitt mit sieben Sonderuntersuchungen vertreten ist. Das ist nicht selbstverständlich. Man sehe sich die Handbücher der Volkskunde bis in die jüngste Zeit herauf an! J. G. Herders Gedanken „Über die Wahrheit der Legende“ sind leider spät erst beherzigt worden. L. Schmidt betont dankenswert die Notwendigkeit, auch an die Legende mit den Methoden der Volkserzählforschung heranzugehen, wenn man sie auf dem ebenfalls unerläßlichen literarhistorischen und frömmigkeitsgeschichtlichen Unterbau anwendet. Die Umsetzung von Mirakelberichten und dgl. in Legenden ist ebenso bedeutsam wie jene der Sage in Legenden usw. Das bedeutet aber die klare Forderung, daß es neben der hagiographischen wie der literarhistorischen Untersuchung der Legendenüberlieferung eine eigenständige volkswundliche Untersuchungsart gibt. Auch die Brüder Grimm hatten schließlich die „geistlichen Sagen“ (wie sie die Legenden verstanden) sozusagen selbstverständlich in ihren Sagenschatz aufgenommen, da es ja bei der „Legende“ schon längst nicht mehr bloß um „Zu Lesendes“, sondern wie bei Märchen und Sage um mündlich tradiertes geht. Nur daß die Legende eben doch sehr wesentlich weiter gehende Funktionen zu erfüllen hat als jene des Unterhaltens durch ihren „Erweis“ der Wallfahrtsnotwendigkeit, der „Glaubens“-Verteidigung, der Tradierung und Rezeption theologischer Erkenntnisse in volkstümlicher Form usw.

Gerade an den vorliegenden Legendenstudien wird dem aufmerksamen Leser aber auch die Fülle der Wegmöglichkeiten wie auch der (bisher immer zu eng genommenen) Horizontvoraussetzungen deutlich. Gewiß könnte man in manchem andere Überlieferungsströme als stärker wirksam ansehen als es L. Schmidt tut, der jedoch immer auch beim Einzelmotiv eine Forschungsgeschichte einfließen läßt. Ich denke an das eigenartige Sonderkapitel über „Die Messersäule des Mephistopheles“ (S. 285—292). Es handelt sich um das Motiv der Verzweiflung des Gefallenen und Verstoßenen, der an einer mit Messern bespickten Säule himmelwärts steigen würde, um nur ein einziges Mal Gott erschauen zu dürfen. Das erscheint mir zwar sehr tief mit der bekannten St. Perpetua-Vision (St. Perpetua, Martertod i. J. 203; Bericht darüber und über die Vision des Himmelsweges bei Tertullian!) verbunden. Keineswegs aber dürfte es den germanischen (Vision des Sunniulf bei Gregor von Tours, 6. Jhd.; Unterweltfahrt des Hading bei Saxo Grammaticus) oder den iranischen Jenseitsweg-Vorstellungen (z. B. der Cinvat-Faden-Brücke u. ä.) oder auch frühchristlichen byzantinisch weitergeformten Katabasis-Visionen apokrypher Herkunft und Traditionen (vgl. dzt. L. Kretzenbacher, Richterengel am Feuerstrom. Östliche Apokryphen und Gegenwartslegenden um Jenseitsgeleite und Höllenstrafen. Zs. f. Volkskunde 59/II, 1963, S. 205 ff.) zugehören. Auch läßt sich die biblische „Jacobsleiter“ (wie dies auch L. Schmidt S. 290 betont) nicht hier heranziehen, da auf ihr ja die Engel nach jener Vision auf und niedersteigen, nicht aber die Menschen einen beschwerlichen Weg ins Himmelreich ersteigen müssen. Wohl aber scheint mir hier die ausgesprochen bildkräftige und volkstümlich erfaßte, deswegen wohl auch ungemein reich tradierte Darstellung der Schwierigkeit des Himmelsweges auf einer steilen, von entsetzlichen Gefahren teuflischer Seelenfeinde

umdrohten Leiter anzuklingen, wie sie aus der berühmten Schau des sinaitischen Mönches und Eremitenheiligen Johannes Klimakos („der von der Leiter“; geb. vor 579, gest. um 649) in seinem Werke „Klimakou tou paradeisou“ (Migne PG 88, 623—1210) gefaßt hat. Das Bild dieser Leiter, auf der die Menschen (Mönche, Nonnen, Laien) steil aufwärts in den geöffneten Himmel steigen möchten, dabei aber von Teufeln mit Spieß, Beilen, Haken bedroht heruntergerissen werden und so in den sehr drastisch dargestellten Höllenschlund des Drachengeheuers stürzen, indes nur sehr wenige in Gottes wartende Vaterarme gelangen, begegnet in den Bildern des „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts. Vor allem schmückt es als nahezu nie fehlendes Betrachtungsbild den Narthex oder die Außenwand sehr vieler orthodoxer Kirchen in Ost- und Südosteuropa. Zu wiederholten Malen konnte ich mich vor solchen Fresken (Athos, Meteora, Makedonien, Serbien usw.), zuletzt im September 1963 zu Morača in Montenegro (Außenwandfreske, Parallelisierung des Himmelsweges von Engeln und Mönchen durch je ein Bild der „Jacobsleiter“ und der Leiter des Johannes Klimakos), in Sveti Jovan Bigorski in Westmakedonien und in den Athosklöstern Hilandar, Xeropotamou und Grigoriou von der erstaunlichen Lebendigkeit des Zusammenhanges zwischen Bild und mündlicher Ausdeutung der an sich schon volkstümlichen Konzeption jenes Johannes Klimakos überzeugen. Dies aber nur nebenbei.

Leopold Schmidts neuestes Werk in der unglaublich reichen Fülle seiner Studien wird jeden, dem kulturhistorische Volkskunde ein Anliegen ist, auch in der Anwendung seiner Methoden reich beschenken, wenn er bereit ist, ungewöhnliche, aber umso aussichtsreicher sich erweisende Wege mitzugehen.

Leopold Kretzenbacher

Werner Danckert, **Unehrliche Leute**. Die verfemten Berufe. 294 Seiten. Bern 1963, Francke Verlag. DM 24,50

Es gibt auch in der Wissenschaft so etwas wie „Wiedergänger“. Man konnte in unseren Jahren im allgemeinen annehmen, daß die mehr oder minder mystische Interpretation vieler Glaubens- und Braucherscheinungen nach den großzügig zusammenhängend dargestellten Phänomenen von Tod, Fruchtbarkeit und Ekstase, eine Besonderheit der späten Dreißigerjahre, im wesentlichen überwunden sei. Seit einiger Zeit machen sich aber „Wiedergänger“ bemerkbar: Ab und zu bekunden Mitarbeiter, Anhänger, Schüler usw. der alten „Männerbundschaften“, daß auch dieses Gedankengut noch lebt. Kaum verändert, meist mit dem alten Kenntnisstand, ohne Einsicht in die Forschungen unserer Zeit, in der vor allem die Historisierung der Volkskunde doch eine wohlthuende Sachlichkeit mit sich gebracht hat.

Zu diesen „Wiedergängern“ muß man auch das vorliegende Buch zählen, von dem man ohne Kenntnisnahme der Jahrszahl sicherlich meinen würde, es sei in der Blütezeit dieser Richtungen und gleichzeitig mit den Büchern von Höfler, Stumpfl, Siemsen usw. erschienen. Seine ganze Tendenz würde doch darauf hinweisen: Danckert, den wir übrigens aus früheren Veröffentlichungen als Volksliedforscher kennen, versucht ganz wie seine Vorbilder die Außenseiter der mittelalterlichen Gesellschaft von den Henkern bis zu den Spielleuten deshalb als „unehrlich“ zu erklären, weil an ihnen Züge vorchristlicher Tabuierung, germanisch-magischer Wertschätzung usw. gehaftet hätten. Ursprünglich seien sie, diese verfemten Abdecker, Prostituierten, Müller, Leineweber,

Bader, Flurhüter usw. Träger einer Art von „Heiligkeit“ gewesen, die dann eben ins Negative der Anrühigkeit verkehrt worden sei. Diese für den Henker wie für den Spielmann schon mehrfach angedeutete Entwicklung ist hier für alle derartigen Berufe, auch für die Totengräber, die Türmer, die Nachtwächter usw. anhand eines reichen Materials nachzuweisen versucht worden. Wenn man so einen Beweis in kurze Worte zusammenzuziehen versucht, so lautet er ungefähr: Der Nachtwächter habe als „unehrlich“ gegolten, weil er vordem als irdisches Abbild des Gottes Heimdalr mit seinem Horn gegolten habe . . . Ich glaube, das ganze fleißig und richtungskonsequent zusammengetragene Material kann in Wahrheit doch nicht überzeugen. Gewiß haften in vielen Fällen Spuren verschiedener alter Glaubensschichten an Äußerungen, Haltungen, Einschätzungen usw., und manches davon mag aus altgermanischer Überlieferung weitergelebt haben. In den meisten Fällen aber wird man doch nicht beliebig herausgegriffene Spuren, sondern zusammengehörende Komplexe suchen und untersuchen: Was soll der Hinweis auf germanische, oder auch antike, vorderasiatische und noch weiterliegende Glaubenszüge bei Gruppen oder Einzelberufen, die es vor dem Hochmittelalter noch gar nicht gegeben hat? Den Nachtwächter hat es im germanischen Altertum ebensowenig als „Beruf“ gegeben wie den Sauschneider. Das Schwitzbad des germanischen Bauernhofes hat keinen Bader gekannt, die Hausweberei der germanischen Frauen schuf keinen Leinweber, es fehlten alle sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen, die erst ein Jahrtausend später in der mittelalterlichen Stadt gegeben waren. Wie kann die „Unehrlichkeit“ der Müller auf vormittelalterliche Glaubensbeziehungen zurückgehen, da es doch in germanischer Zeit weder gewerbliche Mühlen noch Müller gegeben hat? Soviel Einzelzüge in all den vorgelegten Kapiteln auch den Gebieten des Volksglaubens entstammen mögen, ich kann unmöglich daraus Schlußfolgerungen wie die, daß „der Bader altheidnische Kultfunktionen übernommen“ habe (S. 86), anerkennen. Ähnlich bei den Leinwebern: S. 105 zitiert Dankert eine Strophe ihres bekannten Spottliedes:

6. Die Leinweber machen eine zarte Musik.

Als führen zwanzig Müllerwagen über die Brück'.

Das geht sicherlich auf das Gerumpel des Webstuhles, das in den engen alten Häusern genügend lästig gewesen sein muß. Aber Dankert interpretiert im Gedenken an die niederrheinischen Weber, die im Jahr 1133 einen Schiffswagen zogen: „Kaum noch bedarf die dröhnend laute Musik der Weber (nach der Schlußstrophe des Spottliedes) ausführliche Deutung. Vermutlich handelt es sich ursprünglich um das ausgelassene Singen und Musizieren beim Schiffswagenumzug. Damit vergleicht sich das laute Gedröhn im vorderasiatischen Kybelekult und ähnlichen Begehungen.“ (S. 115) Wirklich, vergleicht sich das Klappern des Webstuhles mit dem Gedröhn beim Kybelekult? Oder wollen wir nicht endlich einmal nüchterner werden, und die Erscheinungen ihrer geschichtlichen Wirklichkeit nach zusammenzuordnen versuchen?

Wie gesagt, das Buch versucht ein sehr eifrig erlesenes Material nach seinen Gesichtspunkten zu ordnen, und bietet dementsprechend in allen Abschnitten Anregungen, zumindest zur kritischen Überlegung. Vielfach ist bereits die herangezogene Literatur ganz unzuverlässig: Die alten mehr oder minder populärwissenschaftlichen Bücher von Bloch, von Bauer, von Buschan (das rein der damaligen Aktualität

angepaßte Buch „Altgermanische Überlieferungen in Kult und Brauchtum der Deutschen“. München 1936, ist gemeint), von Dufour, von Reiskel usw. kann man heute doch nur mehr bei schärfster Kritik benutzen. Schon in dieser Hinsicht, aber leider auch in vielen anderen entspricht das Buch also nicht mehr unserem Stand der Kenntnisse und Erkenntnisse, die vielleicht noch ein gutes Stück nüchterner werden dürften, wenn sie beispielsweise einen Satz wie den folgenden aufnehmen sollen: „Tierzucht war gewiß ursprünglich nicht nur eine kultische Angelegenheit (das wird heute von führenden Ethnologen zugestanden), sondern gewiß ebensowohl im Magischen verwurzelt.“ (S. 177) Nicht nur kultisch, diese Tierzucht, sondern auch magisch! Merkwürdig, daß sie sogar nicht wirtschaftlich gewesen zu sein scheint? Aber was will man diesen tiefen Erkenntnissen gegenüber mit wirtschaftlichen oder gar technologischen Einwendungen: Da steht doch auch: „Der Mörser war die Urform der Mühle“ (S. 125)! Wer derartige Grundbegriffe der Erscheinung, der Gestaltung, der Bewegung usw. nicht auseinanderzuhalten weiß, muß in allen Folgerungen auch irren.

Leopold Schmidt

Es steht hinterm Haus. Deutsche Rätsel aus dem Volksmund und von unbekanntem Verfasser, herausgegeben und eingeleitet von Jürgen Dahl, mit vielen Klecksbildern von Frieda Wiegand. 240 Seiten, Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1963. DM 14,—

Das gut ausgestattete Buch enthält fast 700 Rätsel, viele aus der Volksüberlieferung, dazu Anonymes und Kunstmäßiges aus der Zeit bis etwa 1900. Der „unwissenschaftliche Zweck der Sammlung“ wird (S. 9) eigens betont — er fällt ohnedies ins Auge durch das Fehlen jeglicher Herkunftsbezeichnungen und Quellenangaben. Nicht einmal die präziösen Titel der neun Kapitel (z. B. III: Von Flöhen, Katzen und Ohsen, oder VIII: Von der Zeit, von Glocken und Särgen) werden in einem Inhaltsverzeichnis geboten, der Leser muß sie sich selbst zusammensuchen. — Verhältnismäßig zahlreich sind niederdeutsche Texte vertreten, auch Alemannisches ist erkennbar, aber mitunter schwer verständlich (S. 146: Hundert tusig Stängeli/ gänd einander Mämmeli — das heute schon so rar gewordene Strohdach!), während Baiwarisches fast gänzlich eingeebnet und verhochdeutsch oder entstellt wurde (S. 196: Es klipft und klapft mitm hölzernen Zapfa, mitm eisernen Droht — das niemand verrot = die Mühle!). — An Volkslieder gemahnen S. 108: Man ißt es nicht, man trinkt es nicht und schmeckt doch allen gut, vgl. Castelli, Gedichte in niederösterr. Mundart 1828, S. 66: 's Bussl; S. 169: Der Schatz, der mir am liebsten ist, der liegt im Keller drunten, vgl. Der liebste Buhle, den ich han; S. 217: Es ist ein hoher Baum, mitten im Baum ist ein Nest, mitten im Nest ist ein Ei, tut jede Stund einen Schrei = der Kirchturm, vgl. das Kettenlied vom Birnbaum in der grünen Au. — Heute kaum verständlich sind auf das Spinnen Bezügliches (S. 118, 123, 131, 132, 141, 161), von der Gänsefeder als Schreibgerät (S. 122, 127, 151), von der Lichtputzschere (S. 129, 151) oder dem Steinschloßgewehr (S. 191) — das alles würde doch eher in eine wissenschaftliche Sammlung passen! — Vexierrätsel mit erotischem Sinn und harmloser Auslegung finden sich S. 92 (Trompeter mit Bart — „Loch auf Loch und Haar ums Loch...“) und S. 159 (Schnupftabakdose). — Ungebührlich lang sind Kunsträtsel, wie S. 64: 28 Zeilen betr. den Bienenstock, S. 72: 20 Zeilen betr. die Biene, S. 24: 22 Zeilen betr. den Mond, S. 30: 16 Zeilen betr.

den Mond. Ein Verzeichnis der Lösungsworte wäre recht nützlich gewesen und hätte manche Zusammengehörigkeit erkennen lassen. — Die Klecksographien von Frieda Weigand sind originell und ansprechend.

Karl M. Klier

Dorothee Bayer, Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert (= Volksleben. Untersuchungen des Ludwig Uhland-Institutes der Universität Tübingen, im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde herausgegeben von Hermann Bausinger, Bd. 1) 184 Seiten. Tübingen 1963, Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V.

Neben der literarhistorisch und literaturkritisch anerkannten Dichtung gibt es bekanntlich eine breite Schicht des Unterhaltungsschrifttums, das ab und zu als „Trivialroman“ gekennzeichnet wird. Bedeutende Germanistinnen wie Marianne Thalmann und Christine Touaillon haben sich damit ausführlich beschäftigt. Nun ist ihnen eine Nachfolgerin beschert worden, die sich mit den entsprechenden Erscheinungen unserer Jahrzehnte befaßt. Dorothee Bayer hat anhand von 5 Romanen (Agnes Günther, Die Heilige und ihr Narr, 1913; Reinhold Conrad Muschler, Bianca Maria, 1923; Vicki Baum, stud. chem. Helene Willfüer 1928; Harald Braun, Nachtwache, 1949; Hans-Ulrich Horster, Ein Student ging vorbei, 1959) die inhaltlichen und formalen Probleme dieser Gattung herausgearbeitet. Sie steht dem, was sich ihr daran als „Kitsch“ zu erkennen gibt, recht säuerlich gegenüber, an „gehaltlichen Kriterien“ weiß sie unerbittlich namhaft zu machen: „Falsche Realität“, „Falsche Innerlichkeit“ und „Die Welt nach Wunsch“. Alles, was man für gewöhnlich dem Unterhaltungsfilm vorwirft, also vor allem „Wunschträume und ihre Ersatzbefriedigung“, findet sie schon in diesen Romanen. Mit den etwaigen Verwandtschaften und Unterschieden zwischen Trivialroman und Märchen schlägt sich die Verfasserin hauptsächlich den Erwägungen Max Lüthis folgend herum. Aber sie trennt recht scharf: Im Märchen ist die Wunschwelt sozusagen legitim zuhause, die Trivialliteratur dagegen gewährt nur Ersatzbefriedigungen.

Man wird diese Ausführungen zweifellos mit Interesse zur Kenntnis nehmen. Ob man sie als volkscundlich ansehen können wird, dürfte eine Frage der Einstellung zu den Hauptaufgaben unseres Faches sein. Zumindest hat man eine solche Veröffentlichung wohl kaum als ersten Band einer neuen Schriftenreihe unseres Faches erwartet, wie sie an sich der Tätigkeit eines Institutes wie des Bausingerschen in Tübingen wohl entspricht.

Leopold Schmidt

Ruth Rombach, Bezaubernder Schwarzwald. Fotografiert von Hugo Beyer. 116 Seiten, davon 60 Bilder. Freiburg im Breisgau 1963, Verlag Rombach & Co.

Ein prachtvoll photographiertes Bildbuch, das die Schwarzwaldlandschaft zu allen Jahreszeiten anziehend darzustellen weiß. Der Mensch tritt stark zurück, doch kommen Hirten und Bauern vor, finden sich Bauernhäuser und Wegkreuze, Kirchen und Wallfahrtskapellen. So mancher Blick auf eine Siedlung, eine Dorfanlage kommt auch uns zugute. Aber wie gesagt, das Hauptgewicht liegt auf den Naturaufnahmen, äußerst gelegentlich Schwarzweißbildern.

Leopold Schmidt

Alfred Leonz Gaßmann, **Was unsere Väter sangen.** Volkslieder und Volksmusik vom Vierwaldstättersee, aus der Urschweiz und dem Entlebuch (=Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Bd. 42). Basel 1961, 342 Seiten, mit Noten. G. Krebs, Verlagsbuchhandlung AG.

Die stattliche Schriftenreihe unserer schweizerischen Schwestergesellschaft hat einen bemerkenswerten Zuwachs zu verzeichnen. Es dürfte ja nicht oft vorkommen, daß ein Sammler, der vor fast sechzig Jahren eine wichtige Volksliedausgabe vorlegen konnte (Volkslieder aus dem Luzerner Wiggertal, = Schriften Bd. 4), nunmehr post *tot discrimina rerum* noch einmal einen Band aus der gleichen Landschaft erstellt. Der Obertitel des Bandes spricht von den „Vätern“: Gemäß der inzwischen zurückgelegten Zeitspanne möchte man wohl schon von den Urgroßeltern der jetzt singenden Generation sprechen. Aber die Aufzeichnungen stammen zum Teil erst aus den Dreißigerjahren, so daß der Ausdruck von Gaßmann aus sicherlich noch berechtigt erscheint.

In wohlgeordneter Reihenfolge werden 161 Lieder, 41 Jodler (es gibt auch einen „Habsburger“: Nr. 41), 16 Alphornweisen, 58 Märsche und Tänze, vorgelegt, dazu tritt noch ein Anhang von 26 vermischten Aufzeichnungen. Vom geistlichen Lied über Liebes-, Heimat-, Standes- und Soldatenlieder usw. sind die verschiedensten Gruppen vorhanden, bis zu den Tanzliedern, Kinderliedern und Sprüchen, darunter auch Abzählreime. Sehr umfangreich erscheinen die Bestände von „Kunstliedern im Volksmund“, meist Biedermeierliedern, zum Teil stärkster lokaler Prägung als „Heimatlieder“. Solche Erscheinungen, wie beispielsweise die Varianten zum „Rigilied“ sind aufmerksam beachtet, mit ihren wechselnden Melodien festgehalten. Ein festes Gerüst für die Weiterarbeit an diesen Aufzeichnungen bieten die vergleichenden Anmerkungen, die größtenteils noch Fräulein Dr. Adele Stoecklin beigesteuert hat, die jahrelang die rührend bemühte Betreuerin des Basler Volksliedarchives war. Im ganzen also ein schöner, wichtiger, und vorzüglich gearbeiteter Band, wie man ihn sich vielleicht aus einer zentralen Landschaft des europäischen Fremdenverkehrs nicht unbedingt erwartet hätte.

Leopold Schmidt

Zur Erinnerung an Richard Weiß. Drei Beiträge zur Volkskunde der Schweiz. Mit einem Bild seines Werdens und Wesens von Karl Meuli. Mit Karten und Abb. Basel 1963, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. DM 9,50.

Das Schweizerische Archiv für Volkskunde hat anlässlich des zu frühen Todes von Richard Weiß (vgl. ÖZV Bd. XVI/65, 1962, S. 180 ff.) ein Heft mit Nachdrucken von drei wichtigen Arbeiten des Verstorbenen gebracht. Es enthält den inhaltlich wie stilistisch großartigen Nachruf von Karl Meuli und die Aufsätze von Weiß „Die Brünig-Napf-Reuß-Linie zwischen Ost- und Westschweiz auf volkskundlichen Karten“ von 1947; „Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart“ von 1957 und „Stadt und Landschaft Zürich“ von 1962. Außerdem haben die treuen Schüler und Atlasmitarbeiter von Weiß, Walter Escher und Elsbeth Liebl, ein Verzeichnis der Veröffentlichungen ihres Meisters beigefügt. Das Heft ist jetzt auch als schön gestaltete Broschüre einzeln im Buchhandel erhältlich (Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich).

Leopold Schmidt

Claus und Liselotte Hansmann, *Calvaires*. München, Schloendorff Verlag-GmbH, 1962, 246 S., zahlreiche Tafeln in Schwarzweiß und Farben.

„Calvaires“ wollen hier als jene aus Granit gehauenen, für die Basse-Bretagne und insbesondere für das Département Finistère so charakteristischen plastischen Friedhofsdenkmäler verstanden sein, die um eine hochaufragende Kreuzigungsgruppe eine Folge von figurenreichen Passionsgruppen vereinigen. Im Deutschen hat sich besonders seit der Veröffentlichung von Henri Waquet die vielleicht nicht ganz genaue Bezeichnung „bretonische Kalvarienberge“ eingebürgert. Die Verfasser aber verwenden als Titel den im Französischen für diese Erscheinung durchaus auch nicht ausschließlichen Begriff „calvaires“ sozusagen als Sigel für ihr dreisprachiges (deutsch, französisch, englisch) Bilderbuch über diese höchst eigenartige Gattung landschafts- und volksgebundener Sakralkunst.

Das Hauptgewicht dieses Buches liegt auf den über hundert ausgezeichneten und großformatigen photographischen Aufnahmen. Dafür bürgt Claus Hansmann, dessen photographische Technik sich u. a. in den kleinen volkscundlichen Bildbändchen des Bruckmann-Verlages mehrfach bewährt hat. Im Bildteil werden Denkmäler aus 39 — in einem Register zusammengefaßten — bretonischen Orten teils in Gesamtansichten, teils in eindrucksvollen Details zur Darstellung gebracht. Gelegentlich scheint die Vergrößerung der Photographien allerdings über das für eine Veröffentlichung in gewöhnlicher Buchform vernünftige Maß hinauszugehen, da die Bilder durch die starke Auseinanderzerrung aus der üblichen Distanz eines Buchbetrachters nicht mehr gut schaubar sind (z. B. S. 49, 196/197) und fallweise die Retuschierungen schon zu aufdringlich werden. Die Bildauswahl ist gut bedacht, denn neben den berühmtesten und aus den älteren Bildbänden schon hinlänglich bekannten Kalvarienberggruppen, etwa von Guimiliau, Pleyben, Plougastel oder St. Thégonnec, werden auch viele kleinere und weitaus unbekanntere Denkmäler und auch Beispiele der typischen bretonischen Wegkreuze, die ja in einem deutlichen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang mit den großen Passionsgruppen stehen, herangezogen.

Den Textteil hat Liselotte Hansmann besorgt. In der Einführung geht die Verfasserin nicht über die bisher gewonnenen Erkenntnisse zur Entstehung und künstlerischen sowie funktionellen Stellung dieser in ihrem Wesen volkstümlichen Kunstdenkmäler hinaus. Die wesentlichen Züge der Entstehungsgeschichte (Einbettung dieser Steinplastiken in die für die Bretagne charakteristische „Steinkultur“; Verbindungslinien zu den frühgeschichtlichen, später mehrfach in den christlichen Kult einbezogenen Großsteinsetzungen; Anregungen durch die mittelalterliche Kreuzzugsbewegung und der von ihr ausgehenden Verehrung des Kreuzes und des Kreuzweges; Verbindungen zu den Mysterien- und Passionsspielen des Spätmittelalters; Pestgelübde usw.), der inneren Geschichte dieser Gattung und die Stellung dieser Denkmäler im Verband der mauerumfriedeten Sakralanlagen der westbretonischen Dörfer (Kirche, Friedhof, Triumphtor mit kniehoher Schwelle, Beinhaus) sind jedoch gut erfaßt. Die Begleittexte zu den einzelnen Bildern sind vorwiegend einführend geschrieben, geben aber außer den genauen Orts- und Gegenstandsangaben sachlich nicht viel her, obwohl der reichlich zu Gebote stehende Raum zur gründlicheren Ausschöpfung der einen oder anderen sich aufdrängenden Frage Gelegenheit hätte geben können.

Das Buch erhebt nicht den Anspruch, ein wissenschaftlicher Beitrag zu dem Thema der bretonischen Kalvarienberge zu sein. Die historische und volkskundliche Bearbeitung bleibt vorderhand also noch ein Desideratum.

Zu begrüßen ist die Übersichtskarte und die kurze bibliographische Übersicht am Schluß des vor allem als Bildwerk zu begrüßenden Buches.

Klaus Beitzl

Gerhard Rohlfs, Antikes Knöchelspiel im einstigen Großgriechenland. Tübingen 1963. Max Niemeyer Verlag. 28 S., 6 Abb.

Wenn sich das Büchlein auch im Untertitel „Eine vergleichende historisch-linguistische Studie“ nennt, so ist es doch auch gerade für die Volkskunde von Interesse. Zwar ist das Astragalus-Spiel mit den aus den Hinterfüßen des Schafes gewonnenen Knöcheln heute in der Spielpraxis stark zurückgedrängt und durch Glücksspiele ersetzt, doch findet es sich immer noch im Hirtenmilieu des Mittelmeerraumes. Rohlfs sieht im Knöchelspiel einen Vorläufer des Würfelspiels, betont jedoch, daß die Praxis des Knöchelspiels in weit stärkerem Maße persönliche Geschicklichkeit erfordert, so daß es nicht im gleichen Grade als Glücksspiel gelten darf. Der Verfasser nennt alle Provinzen zwischen Rumänien und Spanien, in denen das Astragalus-Spiel bekannt ist. Mit der bei ihm gewohnten Akribie werden sodann die Bezeichnungen für die fünfunddreißig Kombinationsmöglichkeiten, die sich aus dem Wurf mit vier Knöcheln ergeben, untersucht. Rohlfs geht dabei von den Termini des antiken Griechenland aus und stellt ihnen die modernen Bezeichnungen gegenüber. Wieweit die Benennungen als Bilder in die Sprache übergegangen sind, läßt sich aus den einzelnen Deutungen ersehen; uns ist etwa das „Auf den Hund kommen“, das sich vom Hunde-Wurf herleitet, noch als gebräuchliche Redensart bekannt. Rohlfs glaubt, in der Neuzeit eine besonders starke Verbreitung und Beliebtheit des Spiels in vielen Zonen des südlichen Kalabriens feststellen zu können. Daraus ergäbe sich eine verblüffende Analogie zwischen Antike und Moderne, da wir aus Gräberfunden über die große Rolle des Astragalus-Spiels in der gleichen Provinz informiert sind. Konnte doch Roland Hampe geradezu von einer „Astragalomanie“ der Bewohner von Lokroi sprechen.

Das Büchlein bildet eine wertvolle Ergänzung zu Pitrés „Giocchi fanciuleschi siciliani“ (Palermo 1893), welches Werk das Knöchelspiel nicht beschreibt.

Felix Karlinger

Günther Haensch, Las hablas de la Alta Ribagorza. Zaragoza 1962. 316 S., 47 Taf.

Das umfangreiche Werk ist in erster Linie eine Summe linguistischer Forschungen. Darüber hinaus verdient jedoch das Buch in doppelter Hinsicht die Aufmerksamkeit der Volkskunde: durch das Abbildungsmaterial und durch den lexikalischen Teil. In letzterem bietet Haensch die mundartlichen Bezeichnungen für 1161 Gegenstände und Benennungen, beginnend bei den Bezeichnungen für die Organe des menschlichen Körpers, über den Bereich der Bauern- und Hirtenkultur bis zu den Begriffen in der Welt des Volksglaubens reichend. Neben reichen Erläuterungen in spanischer Sprache finden sich dabei auch meist die französischen Entsprechungen und vielfach die deutschen Ausdrücke, so daß dem großen Apparat eine breitere Verständlichkeit gesichert ist. Die 47 ganzseitigen Abbildungen vermitteln einen guten Eindruck von

den Siedlungsformen im hocharagonesischem Gebiet, und sie zeigen an mancherlei Bauern- und Hirtengerät, daß manche Gegenstände noch in Gebrauch sind, die wir längst im Museum wähen.

Das Buch bringt nicht nur einen Ausschnitt aus einer Pyrenäenprovinz, sondern es strebt eine weitgehende Vollständigkeit für den ausgewählten Raum an und schlägt überdies durch reiches Vergleichsmaterial die Brücke zum provenzalischen Bereich.

Felix Karlinger

Gilberto de Mello Freyre, Homem, Cultura e Trópico. Recife 1962. 234 S.

Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat den Blick der Volkskunde über die engeren Grenzen der einzelnen Nation und sogar über den Raum des Abendlandes hinausgelenkt. Länder und Zonen, die früher ausschließlich der Völkerkunde überlassen blieben, beginnen an volkskundlichem Interesse zu gewinnen. Neue Begriffe wie „Ethnobiologie“, „Ethnopsychologie“ u. a. zeigen freilich die Unklarheit darüber, wie man etwa den komplizierten Verhältnissen des Volkstums europäischer Provenienz in Südamerika beikommen soll. Nun hat sich Gilberto Freyre im vorliegenden Band mit dem Menschen, und vorwiegend dem europäischen Menschen in den Tropen beschäftigt, wobei ihn Brasilien und die portugiesischen Kolonien besonders interessierten. Seine soziologischen Aspekte bleiben in manchen Punkten dubios, seine Formulierungen klingen mitunter überspitzt, und seine Gegenüberstellungen und Verbindungen — wie: „Medicina, Agricultura e Trópico“ — werfen gelegentlich inkohärente Dinge in einen Topf, doch bleibt die grundsätzliche Bedeutung des von ihm aufgegriffenen Themas unbestritten. Ebenso unbestritten erweist sich Freyre als Fachmann jenes „Lusotropologia“ genannten Gebietes, das zunächst nur eine Summe von Tochterdisziplinen unter dem Gesichtspunkt der portugiesischen Volkskultur in den Tropen vereint. Das vorliegende Werk ist eine Sammlung von Vorträgen und Vorlesungen, die der Autor an der Universität Recife (Pernambuco) gehalten hat. Dadurch bedingt ist das Fehlen einer Zentralperspektive, die ein Auseinanderstreben der einzelnen Teil-Themen verhindern könnte. Doch bleibt in der Vielseitigkeit der klug angeschnittenen Probleme manches, was auch uns in Europa interessieren muß. Der Reichtum an Formen in der Volkskunst, die sich aus dem abendländischen Rahmen gelöst dem nativen Gut anderer Rassen gegenübergestellt sah, ist ebenso überraschend wie die Entwicklung im Bereich des Volksglaubens.

Felix Karlinger

Il Mondo Agrario Tradizionale nella Valle Padana. Atti del Convegno di studi sul folklore padano. Modena, 17., 18. und 19. März 1962. Florenz 1963, Verlag Leo S. Olschki. 406 Seiten, zahlreiche Abb. auf Tafeln.

Die italienische Volkskunde wird trotz der bedeutenden Zahl ihrer Veröffentlichungen in Mitteleuropa noch wenig zur Kenntnis genommen. Dabei ist das organisatorische Leben des Faches in Italien sehr bedeutend, vor allem gewähren zahlreiche Kongresse immer wieder Möglichkeiten der Aussprache. Von diesen Kongressen erscheinen häufig ausgezeichnete Kongreßberichte, die aber gleichfalls in unserer Fachpresse kaum gewürdigt werden. Ein besonders gewichtiger Kongreßberichtband war das schöne Werk „Etnografia e Folklore del Mare“, Neapel 1956

(754 Seiten, zahlreiche Abb.), das Ergebnis des Congresso Internazionale die Etnografia e Folklore del mare von 1954.

In mancher Hinsicht ist der vorliegende Band ein Gegenstück zu jener gewichtigen Publikation. Wieder ist ein gemeinsames Hauptthema Gegenstand der Besprechungen gewesen, die bäuerliche Kultur der Poebene und der benachbarten Gebiete konnte bei der Zusammenkunft in Modena von den verschiedensten Seiten her untersucht werden. Paolo Toschi hat den Kongreß organisiert und die Herausgabe des Bandes durch Pietro Puljatti gefördert. Sein Einführungsartikel beschäftigt sich mit dem Studium der ländlichen Volkskultur Italiens im allgemeinen, beginnend mit dem wissenschaftsgeschichtlichen Hinweis auf Michele Placucci, „Usi e pregiudizi de'contadini della Romagna“, 1818. Bei der historischen Verfolgung der Bemühungen um die bäuerliche Volkskultur Italiens ergibt sich auch ein hohes Lob für den Atlas von Jud und Jaberg und dessen großartige Auswertung und Fortführung durch Paul Scheuermeier. Dementsprechend hat Scheuermeier auch in Modena einen eigenen hier abgedruckten Vortrag „Regioni ergologiche della vita agricola Italiana“ (S. 291 ff.) gehalten. Es ist nicht möglich, hier auf alle einzelnen Beiträge des Bandes einzugehen. Der forschungsgeschichtlichen Wichtigkeit halber sei der Beitrag von Lorenzo Bosetti „Nota su alcuni documenti riguardanti vestiari — usi-costumi — di Bologna cessati nell'anno 1796“ (S. 94 ff.), sowie der wichtige Beitrag des Schriftleiters des Bandes Pietro Puljatti „Iconografia del mondo agricolo in codici miniati d'area Padana“ (S. 271 ff.) mit zahlreichen quellenmäßig sehr wichtigen Abbildungen. Aber auch sonst stehen viele wichtige Beiträge in dem Band: von Carlo Battisti über Hochzeitsbräue im Fassatal (S. 49 ff.), von Giuseppe Bedoni über die Jahresfeier im Gebiet von Modena (S. 59 ff.), von Giorgio Boccolari über eine volkskundliche Umfrage in Napoleonischer Zeit (1811) (S. 81 ff.), von Gaetano Perusini über die Heiligkeit der Grenzsteine (S. 245 ff.), von Giovanni Tassoni über Jagdbrauch im Gebiet von Mantua (S. 339 ff.), schließlich in deutlicher Beziehung zu den Veröffentlichungen von Scheuermeier die Aufzeichnungen von Franco Violi über bäuerliches Arbeitsgerät im Appenninengebiet bei Modena, mit zahlreichen guten Lichtbildern.

Die Fülle der Beiträge und ihre Genauigkeit erweisen einen hohen Stand der italienischen Aufzeichnungstätigkeit, wie sie auch unserer vergleichenden Volkskunde zugutekommen wird.

Leopold Schmidt

Fritz Krüger, **El mobilario popular en los paises romanicos** (= Suplemento III da „Revista Portuguesa de Filologia“) VI und 757 Seiten, 76 Photographien und LXXVIII Tafeln mit Strichzeichnungen. Coimbra 1963, Faculdade de Letras da Universidade de Coimbra, Instituto de estudos romanicos.

Der Altmeister der romanistischen Sachvolkskunde hat sich in den letzten Jahren sehr intensiv mit der Möbelforschung befaßt, die bisher zumindest in manchen Teilen der Romania doch einigermaßen stiefmütterlich davongekommen war. Trotz der zum Teil recht erheblichen musealen Bestände in den meisten romanischen Ländern fehlte es ganz an Übersichten, die einigermaßen das Verhältnis dieses Möbelbestandes zu dem in Mittel- und Nordeuropa abschätzen lassen würden. Krüger hat zunächst einige wichtige Spezialuntersuchungen durchgeführt, und

nunmehr dieses reiche, wohlgegliederte Werk vorgelegt. Hier stehen nun die Bestände der romanischen Möbel sachgruppengemäß mit den Gegenständen in den germanischen und slavischen Siedlungsräumen konfrontiert, und anhand der erfreulicherweise sehr reichlich herangezogenen Möbelliteratur lassen sich die jeweiligen Beziehungen ablesen. Freilich, da das Werk in portugiesischer Sprache erschienen ist, doch nur in mühsamer Durchübersetzung, und mit Heranziehung der Abbildungen, die weder reich noch gut sind, um hier wirklich befriedigen zu können. Die Schwierigkeiten, die der betagte Verfasser in seiner zweiten Heimat, nämlich in Mendoza in Argentinien, mit der Herstellung des Werkes gehabt haben mag, liegen auf der Hand. Umso bewundernswerter bleibt seine Energie, doch eine zweifellos sehr brauchbare und für lange Zeit gültige Darstellung erarbeitet zu haben, mit der für ihn und seine Schule so typischen wechselseitigen Erhellung von „Wörtern und Sachen“. Aber wenn sich ein barmherziger Verleger finden sollte, der das Werk in deutscher Sprache und mit besseren Abbildungen noch einmal auflegen würde, wäre uns allen doch sehr geholfen.

Leopold Schmidt

Gyula Ortutay, Kleine ungarische Volkskunde. Aus dem Ungarischen übertragen von Geza Engl. 230 Seiten, Abb. auf Tafeln. Budapest 1963, Corvina-Verlag.

Bei dem hohen Stand der ungarischen Forschung, den wir fortwährend durch sehr zahlreiche Spezialveröffentlichungen dokumentiert sehen, wäre eine Übersicht des Forschungsstandes in deutscher Sprache sehr erwünscht. Gyula Ortutay hätte eine derartige Übersicht zumindest für die Gebiete der geistigen Volkskultur auch schaffen können. Die Abschnitte Volkslied, Ballade Märchen, Bräuche und Laienspiel, Volksglauben, Feiertagsbräuche usw. des vorliegenden Buches legen dafür genugsam Zeugnis ab. Noch wichtiger ist vielleicht der Schlußabschnitt, der eine stoffreiche Geschichte der ungarischen Volkskunde gibt. Gerade aus den Schlußteilen dieses Kapitels wird die eminent politische Einstellung des Buches deutlich, das, wie man bei genauerem Zusehen allenthalben merkt, bewußt einseitig gemeint ist. Selbst in der Bebilderung wird hier noch einseitige Politik betrieben. Damit aber entzieht sich das Buch der wissenschaftlichen Kritik.

Leopold Schmidt

Drei Forschungsübersichten

Das für unsere Jahre charakteristische Näherzusammenrücken, das persönliche Kennenlernen der Sammler und Forscher unserer Gebiete auf verschiedenen Konferenzen, Reisen usw. bringt es mit sich, daß nun auch gelegentlich Berichte mehr oder minder vergleichender Tendenz entstehen. Mitunter sind es geradezu Tagungsberichte, in anderen Fällen wieder gesammelte Lokal- oder Nationaltraktate, die von interessierten Schriftleitern gesammelt oder herausgegeben werden. Aus den letzten Jahren liegen zur Zeit drei derartige Sammlungen vor, die wir wenigstens kurz hier kennzeichnen wollen.

1. **Folklore Research around the World.** A North American Point of View. Edited, with an introduction by Richard M. Dorson (= Indiana University Folklore Series Nr. 6, Journal of American Folklore, LXXIV, Nr. 294) 194 Seiten. Bloomington 1961.

„Folklore“ besagt bekanntlich im angloamerikanischen Sprachgebrauch ungefähr soviel wie bei uns „Geistige Volkskultur“, also die Erforschung der Gebiete der mündlichen Volksüberlieferung. Dorson hat hier versucht, eigene und fremde Berichte zu einer Schau zusammenzufügen, die nicht nur Gebiete von Europa und Amerika, sondern auch von Asien, Ozeanien und Australien sowie Afrika umfaßt. Vom Standpunkt der Folkloristen angloamerikanischer Prägung aus berechtigt, für uns kaum annehmbar. Wir erklären uns im wesentlichen doch nur an den Berichten über Europa und Amerika interessiert und finden hier kurze Darstellungen: Deutschland von Archer Taylor; England von Dorson; Skandinavien von Stith Thompson, mit einer Ergänzung für Norwegen von Warren E. Roberts; Finnland von W. Edson Richmond; Spanien von Frances Gillmor, Italien von William E. Simeone; Türkei von William H. Jansen und Rußland von Felix J. Oinas. Man überliest die Liste noch einmal und fühlt sich zunächst natürlich in seinem Landespatriotismus getroffen: Warum ist Österreich nicht vertreten, — fragt aber doch im gleichen Atemzug: Ja, und die Schweiz, und Frankreich, und Portugal, und schließlich alle Länder Osteuropas, außer Rußland? Dann versucht man Archer Taylors Bericht über Deutschland zu lesen und wird die Enttäuschung über seine Dürftigkeit nicht verbergen können. Die ganze Arbeit der letzten Jahrzehnte ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, offenbar vom Berichterstatter und vom Herausgeber nicht zur Kenntnis genommen worden. „A North American Point of View“? Schlimm, sehr schlimm für die Kollegen in Nordamerika, wenn sich hier wirklich ihre Kenntnisnahme spiegeln sollte.

2. Volkskunde-Forschungsberichte abseits der „offiziellen“ Volkskunde, Zusammengestellt von Robert Wildhaber (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 59, Basel 1963, S. 1—130).

Auch wenn der Titel — was soll eigentlich „offizielle Volkskunde“ sein? — zunächst verblüfft, so ergibt sich aus dem Inhalt des Heftes, daß bei seiner Zusammenstellung eine Art von Ergänzung des Sammelbandes von Richard M. Dorson geplant war. Man freut sich der guten Absicht Wildhabers und nimmt an, daß nun Berichte über die in jenem Band fehlenden europäischen Länder gebracht werden. Aber weit gefehlt! Es finden sich: Carl-Hermann Tillhagen, Zigeuner in Skandinavien; Dan Ben-Amos, Israel; Trilochan Pande, Indien und Pakistan; Abel Coetzee, Südafrika; Eike Haberland, Hoch-Athiopien; Carlos Lopes Cardoso, Angola; Bernhard L. Hermann, Hawaii; MacEdward Leach, Jamaica; R. S. Oppenheim, Neuseeland. Und von diesen neun Beiträgen sind nur drei in deutscher, alle anderen in englischer Sprache geschrieben. Tatsächlichen Wert für unsere europäische Forschung haben wohl nur die Berichte von Tillhagen und von Coetzee. Alle anderen, die in ihrer Art sicherlich wichtig sind, könnte man sich an einer anderen Stelle besser angebracht vorstellen.

Es ist möglich, daß unsere Ansicht die der von Wildhaber apostrophierten „offiziellen Volkskunde“ darstellt. Jedenfalls möchten wir unumwunden sagen, daß die in den genannten Berichten sich kundtuende „Folkloristik“ uns sehr veraltet vorkommt, wie ein Rückfall in längst vergangene Sammlerzeiten, für die alles gleich war, ohne Verständnis für organisches, landschaftliches Wachstum und geschichtliche Zusammenhänge.

3. Tagung der „International Society for Folk-Narrative Research“ in Antwerp (6.—8. Sept. 1962). Bericht und Referate. 103 Seiten. Antwerpen, Centrum voor Studie en Documentatie, 1963.

Der schlichte Band, von Kurt R a n k e eingeleitet, von Karl C. P e e t e r s redigiert, versteht es in ganz anderer Art über die „Folkloristik“ von heute zu unterrichten. Vorausgeschickt werden muß freilich, daß die im Titel aufscheinende „Internationale Gesellschaft für Volkserzählforschung“ für uns kein Begriff ist. Vermutlich ist kein Oesterreicher Mitglied der Gesellschaft, es wurde wohl auch keiner zu der Tagung nach Antwerpen eingeladen. Die dort hauptsächlich behandelten Probleme hätten wir freilich auch insofern nicht mitbehandeln können, da wir mit dem Hauptanliegen der Tagung „Nationale Sagenkataloge und Besprechungen über ein internationales Typenregister der Volks-sagen“ nicht befaßt sind. Es gibt in Osterreich kein Volkserzählarchiv, und die anderen mit Volkskunde befaßten Ämter, die Lehrkanzeln wie die Museen, können sich schon aus Personalmangel nicht mit einem derartigen Plan beschäftigen. Es ist aber dennoch sehr interessant, hier nun nachzulesen, wie sich die Erzählforscher in den verschiedenen Ländern zu diesen Problemen stellen. Es waren dies: K. C. P e e t e r s über die Arbeiten an der belgischen Universität Löwen; Lauri S i m o n - s u u r i „Über das finnische, nordische und internationale Sagenverzeichnis“; C. H. T i l l h a g e n über den „Internationalen Sagenkatalog“; Laurids B o d k e r allgemein über „Sagenregistrierung“; Wayland D. H a n d über einen „Katalog der amerikanischen Sagen“; J. R. W. S i n n i n g h e über den Katalog der niederländischen Sagen; Jaromir J e c h über „Tschechische Versuche um Klassifizierung und Katalogisierung der Volkssagen“; Linda D e g h über eine systematische Ordnung der ungarischen Sagen; O. S i r o v a t k a mit „Bemerkungen zum Katalog der Tschechischen Bergmannssagen“; Ina-Maria G r e v e r u s „Zu einem Index der deutschsprachigen Bergmannssagen“ und Gisela B u r d a - S c h n e i d e w i n d „Über eine vorbereitende Besprechung für einen deutschen Sagenkatalog“.

Die größtenteils sehr lebendigen und sachlichen Referate, die erfreulicherweise zu zwei Dritteln in deutscher Sprache abgedruckt erscheinen, geben einen willkommenen Einblick in die Gedanken der einzelnen unmittelbar an den Problemen arbeitenden Forscher. Die Ansichten über die Aussichten und Möglichkeiten einer katalogmäßigen Erfassung der Sagen scheinen sehr weit auseinanderzugehen. Vielleicht entspricht die ruhige Formulierung von Sirovatka „Die Zeit ist noch nicht reif, eine feste, detaillierte und überall geltende Systematik zu kodifizieren; es steht jedoch in unseren Kräften, einen möglichst freien, aber einheitlichen Rahmen, gewisse gemeinsame Prinzipien zur Vorbereitung der einzelnen nationalen Kataloge vorzuschlagen“ am meisten den Gegebenheiten, und auch der Meinung jener Sagenforscher, die an sich mit den Bestrebungen der genannten Gesellschaft nicht weiter vertraut sind, aber über ein eigenes Urteil verfügen. Leopold S c h m i d t

Entgegnung

auf die von Klaus Beitzl in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XVII (1963), Heft 1, S. 49—56 verfaßte Kritik der von mir herausgebrachten Landes- und Volkskunde von Vorarlberg, Bd. I und insbesondere Bd. III.

Kein geringerer als W. H. Riehl selbst schrieb den uns allen bekannten Satz, daß es in der Volkskunde wie nirgends selbst dem schlechtesten Kritiker leichter gemacht sei, auch dem gewissenhaftesten Forscher am Zeug zu flicken. Auch zur Kritik und Beurteilung eines Werkes bedarf es also der Erfahrung. Im anderen Falle bringt sie nur Schaden und dient im gegebenen Falle weder dem Ansehen unserer österreichischen Fachzeitschrift, noch der Wissenschaft und noch weniger dem für ein Fach, wie die Volkskunde, allseits notwendigen Bestreben nach kollegialer Zusammenarbeit!

Die Kritik an meiner durch 15 Jahre vorbereiteten zwangsweise repräsentativen Veröffentlichung über das westlichste österreichische Bundesland wurde dem jungen Assistenten am Museum für Volkskunde in Wien, Dr. Klaus Beitzl, übertragen. Damals also, als dieses Werk in Vorbereitung trat, hatte er außer von seinem Vater noch wenig von Volkskunde gewußt und nun schickt er sich eben an, die ersten Sporen zu verdienen. Doch sicherlich nicht mit dieser Kritik!

Allein schon ihr Abstand gegenüber allen anderen Kritiken sehr namhafter, überall geachteter Volkskundler und Fachkollegen aus dem In- und Ausland, wie des leider verstorbenen und allseits geschätzten Richard Weiss, Zürich, des weitbekannten Bruno Schier, Münster, und auch des erfahrenen österreichischen Forschers und Schulmannes Hofrat Commedia, Linz, — um nur einige Beispiele von vielen genannt zu haben — lassen die mangelnde Urteilsfähigkeit des Rezensenten erkennen.

Die äußerst anerkennenden Worte, welche jene oben genannten und viele weitere Kritiker sowohl für meine mühereichen Leistungen als Herausgeber und Planer des Gesamtwerkes, wie auch für die von mir selbst geschriebenen Artikel fanden, veranlaßten mich auch zunächst, über die Kritik von Klaus Beitzl zur Tagesordnung überzugehen. Wenn ich mich aber dann doch zur Entgegnung entschloß, dann, um neben der Wahrung des eigenen Rufes im Interesse aller auf die nötige Verhinderung solcher Ausfälle für die Zukunft aufmerksam zu machen!

Klaus Beitzl begann seine Ausführungen gegen mich mit einer wenig raumsparenden Wiederholung meiner „Einführung in das Gesamtwerk“. Ich hatte in ihr auf die drei vorangegangenen Veröffentlichungen dieser Art in Vorarlberg seit 1839 hingewiesen und sie neben ihrer wissenschaftlichen Einordnung als „wichtige Dokumentationen der Eigenpersönlichkeit des Landes Vorarlberg“ und seines „Völkchens“ gewürdigt, um so absichtlich auf dieselbe Aufgabe auch meiner Veröffentlichung hinzuweisen, die ihr auch heute weder vor dem Lande selbst, noch vor seinen Nachbarn abgenommen ist.

Dem ist nun einmal so! Und niemand wird dies besser als ich selbst erfahren haben, der ich jahrelang die Verhandlungen führte.

Doch schon hierin versuchte sich Beitzl in negativer Kritik, um sich letztlich in unverständlich aufgeblähter Überheblichkeit anzumaßen, zu „prüfen“, ob für eine solche neue Gesamtdarstellung die wissenschaftlichen Voraussetzungen gegeben seien! — Wenn eine solche Veröffentlichung gewünscht wird, muß sie wohl immer mit dem Material auskom-

men, das ihr zur Verfügung steht? Sicherlich haben jedoch alle meine Mitarbeiter mit mir das Möglichste versucht und erreicht, was außer Beil auch jede Kritik, zum Teil sogar enthusiastisch hervorhob!

Ebenso wurde gewissenhaft und hinlänglich über die Aufgaben unserer Darstellung beraten und mit der Beschränkung auf vier Bände, als dem höchsten Maß an Tunlichkeit, ganz eindeutig unseren Beiträgen auch eine räumliche und thematische Einschränkung auferlegt. Es sollte ja nicht ein „Handbuch“, sondern eine „Landes- und Volkskunde“ werden, die prägnant und kurz in das Verständnis von „Land und Leuten“ einführt.

Auch hinsichtlich der Literaturangaben mußte allen Mitarbeitern dasselbe Maßhalten nach dem Grundsatz des Wesentlichen auferlegt werden, um die nötige Einheitlichkeit zu erreichen; Vorwürfe wegen Unterlassungen fallen daher für jeden Mitarbeiter fort. Sie waren einfach erzwungen, während z. B. das völlige Verschweigen meines Namens und meiner Veröffentlichungen in der „Geschichte der österreichischen Volkskunde“ noch heute bis in die Ministerien Kopfschütteln auslöst. —

In dem offensichtlichen Unverständnis für die Aufgaben und Möglichkeiten einer solchen Landeskunde liegt sicherlich das Hauptdilemma des noch zu wenig erfahrenen Rezensenten Beil.

Wie hätte ich, nunmehr auf die Kritik meiner Darstellungen näher eingehend, anders als „kursorisch“ vorgehen und z. B. die volkskundlichen Erscheinungen in Sitte und Brauch, welche längst Allgemeingut volkskundlicher Problematik geworden sind, wie etwa die „Fasnacht“ u. ä., anders als hinsichtlich ihrer landschaftlichen Eigenart schildern können? Nur so war auch in Kürze die Vorführung „einer Reihe bisher noch kaum erfaßter Erscheinungen“ der „Gegenwartsvolkskunde“ möglich und mußte bei der Erwähnung von „Tanzlauben“ u. ä., welche heute außer im Bregenzerwald kaum mehr eine Bedeutung haben, mit dem Hinweis, daß sie vor hundert Jahren im Lande noch vielfach anzutreffen waren, auch auf den Vermerk einer „auf Votivtafeln des 19. Jahrhunderts“ dargestellten, aber heute nicht mehr existierenden Tanzlaube von Tschagguns verzichtet werden. Hier wie anderswo spürt man die Kleinlichkeit des Rezensenten.

Im übrigen hatte ich schon längst vor Beil in meinen Walserbänden (2. Band, S. 151 ff.) auf die ehemals weite Verbreitung und die soziologische Bedeutung der Tanzlauben aufmerksam gemacht.

Was die Lokalisierung bestimmter Erscheinungen betrifft, nahm ich sie bewußt nur dort vor, wo es sich um Sondererscheinungen handelte. In Fällen immer wiederkehrender Schwankungen, wie beim Aufstellen der „Geburtsmaja“, von „Hochzeitsbräuchen“, begnügte ich mich bewußt mit Talschaftsbenennungen; was will man auch etwa zur geforderten Lokalisierung der walserischen „Dreikönigssprüche“ sagen, wenn sie oft jährlich und nach den Gemeinden wechseln? Das Leben ist oft anders als es graue Theorie will.

Wohl bedauere ich die ungewollte Unterlassung der Quellenangabe bei der Wiedergabe eines Maskenbildes aus Beils Aufsatz; der Einsatz ist schon längst für die „Korrekturen“ am Schluß der Bände vorgemerkt! Ich lehne aber ebenso entschiedene Ausdrücke wie „alle wesentlichen Brauchelemente kommen hier zur Sprache, aber die eigentliche volkskundliche Problematik, die sich Absatz für Absatz ergibt, stellt sich dem Verfasser nicht“ gegenüber einem Volkskundler, der seit bald 20 Jahren im vollen Umfange eines Ordinarius unterrichtet, als nicht mehr zu überbietende Frechheit ab. Wenn im einzelnen Fall aus oben

genannten Gründen die gegebene Problematik nicht erwähnt wurde, so kann noch lange nicht behauptet werden, sie stelle sich dem Verfasser nicht!

Über Behauptungen Beitls, wie „typisches Brauchgerät (z. B. die Klausenhölzer) sind ihrer Bedeutung entsprechend zu wenig berücksichtigt“ — für heute? — müßte man wohl lächeln, wenn einem nicht Zeile für Zeile die Absicht bewußten Suchens nach Ansatzpunkten für eine unbedingte Hervorkehrung des Negativen in die Augen spränge. Ja, selbst Sätze werden aus dem Zusammenhang gerissen, um diesem Ziel — und nicht, wie mit Biedermannsmiene behauptet, dem Landesinteresse — zu dienen! Und glaubt der junge Herr Doktor wirklich, ich wüßte nicht den Namen „Van Gennep“ zu schreiben? Er weiß eben noch zu wenig vom Druckfehlerteufel, obgleich er ihn übrigens schon in seiner „Kritik“ studieren kann!

Das umfangreiche Kapitel über „Sitten und Bräuche“ — welches Themengebiet bisher für Vorarlberg noch nie so umfassend dargestellt wurde — hatte ich mit einer Einleitung versehen, die sich keineswegs nur mit der „gemeinschaftsbildenden und -erhaltenden Funktion“ von Sitten und Bräuchen befaßt, sondern eine neue Aufgliederung und Bestimmung der Begriffe versucht. Aus den dabei vorgetragenen Anschauungen hatte ich auch das „Wallfahrtswesen“ bei den Bräuchen behandelt, wie denn auch übrigens volksreligiöses Formengut darin eine Darstellung fand. Die Religiosität der Vorarlberger wird hingegen in dem noch ausstehenden Kapitel über den „Volkscharakter“ behandelt.

Jedem muß auffallen, daß über jene vielen Stellen meiner Beiträge, über die nichts Negatives auszusagen ist, nur oberflächlich hinweggegangen wird.

Im Kapitel „Trachten“, das Bruno Schier hinsichtlich seiner Geschlossenheit mit Mautner-Geramb's Veröffentlichung verglich, steht daher zunächst die Behauptung Beitls im Vordergrund, das Montafon wäre gegenüber dem Bregenzerwald zu kurz gekommen, obwohl es „nicht nur im gleichen Maß als Gebiet einer noch lebendigen Trachtenüberlieferung gelten“ könne, sondern auch sonst trachten-geschichtlich bedeutsam wäre. Ohne letzteres je bezweifelt zu haben — es läge mir ferne — ist erstere Behauptung denn doch für jeden objektiven Forscher und Beobachter eine kaum tragbare Zumutung.

Beim Kapitel „Nahrungsweise“ langte es bei Beitzl vor allem für den Hinweis, daß diese Abhandlung „ohne nennenswerte Veränderungen“ aus einem früheren Aufsatz von mir übernommen wurde, obwohl wesentliche Ergänzungen vorgenommen wurden. Richard Weiss bezeichnete diese meine Abhandlung „eine vorbildliche Darstellung, wie sie in dieser Weise wohl keine Landschaft besitzt“.

Ähnlich urteilt er über den Abschnitt „Bodenständiges Bauen und Wohnen“, während Beitzl wieder vor allem mit Negativem, etwa der Verwendung von Zeichnungen der Hausforscher Bär und Baumeister — ich verwendete sie absichtlich wegen ihrer Instruktionsfähigkeit, aber auch aus Ehrfurcht —, aufwartet und vergeblich die Darstellung von „Tanzlauben“ — Seite 173 überschlug er wohl? — „Brückenbauten, Zeitbehausungen“ — auf Maisäße und Alplütten wies ich in der Entwicklung des Hauses hin — sucht. Auch schrieb ich über das „Stadt- und Arbeiterhaus“ und nicht über das „Arbeitshaus“ (irgendeiner Straf-anstalt)!

Und dann die Forderung nach kartographischer Darstellung. Sicher wird sie allgemein gefordert und sie drängte sich mir „als Geographen“

natürlich besonders auf. Allein, die kartographischen Ergebnisse fielen so dürftig aus, daß angesichts der Möglichkeit anderer Aussage in diesen Fällen darauf verzichtet wurde. Die Trachtengebiete stehen durch eine schriftliche Aussage ebenso fest, wie die ausschließliche Verbreitung der Eck- und Flurküchenhäuser in Vorarlberg und anderer hauskundlicher Erscheinungen.

Verschiedene Details mußten wieder späteren Darstellungen überlassen werden, wie denn auch fast jeder Mitarbeiter mit dem Wunsch nach einer umfangreicheren, separaten Veröffentlichung seines Materials aus dem Treffen stieg. — Was der Landes- und Volkskunde aber wohl nicht zum Nachteil, sondern als zusätzliches Verdienst angerechnet werden kann!

Für die „Volkskunst“ will Beitzl behaupten, daß der bäuerliche Wohnstil im Montafon mehr von der Renaissance als vom Barock geprägt wurde, obgleich gerade die Montafoner als berühmte Handwerker im Barock in aller Herren Länder gerufen wurden? Auch lehnt er die Einbeziehung des Kunsthandwerkes in dieses Kapital ab. Man muß sich fragen, was unter solchen Umständen noch Volkskunst ist, wenn z. B. die „eingeleigten Tische“, die geschmiedeten Grabkreuze usw. usw. nicht unter diesem Gesichtspunkt behandelt werden dürften, nachdem diese Gegenstände durchaus den von allen Fachleuten bezeichneten Charakter der Volkstümlichkeit tragen und auch jeweils von ihnen unter diesem Blickfeld beschrieben und in die Volkskunst einbezogen wurden.

So kommen wir zur Zusammenfassung, gewissermaßen zum „Schlußergebnis“ Beitzls, insbesondere auf seine Forderung, daß, um bestimmte, bzw. noch viele offene volkskundliche Fragen zu lösen, in jenen Ländern, wo keine Universitäten bestehen, entsprechende Stellen errichtet werden müßten. Ich habe über eine solche Notwendigkeit nicht nur „geschrieben“, sondern stehe in diesen Fragen auch mitten in der Praxis. Auch baute ich den „Volkskundlichen Ausschuß im Vorarlberger Landesmuseumsverein“ zu jenem Arbeitsteam aus, dessen Ergebnisse in den volkskundlichen Kapiteln — nicht nur bei der „Nahrungsvolkskunde“ — sichtbar wurden, nachdem der Vater Beitzls diese Anstrengungen ergebnislos aufgegeben hatte.

Um so mehr müßte sein Sohn noch in Erinnerung haben, wie wenig einem die „Bäume in den Himmel wachsen“ und daß zwischen „wollen und können“ ein großer Unterschied besteht. In letzterem hätte aber auch der Schlüssel zu einem gerechten Urteil in unserem Falle gelegen, und nicht in der pedantischen und großtuerischen Hervorhebung des Negativen ohne die geringste Berücksichtigung der Gesamtleistung eines Herausgebers, der hier auch auf vielen Gebieten außerhalb der Volkskunde bewandert sein mußte und sich hierfür auch schon längst wissenschaftlich ausgewiesen hatte.

Karl Ilg

Nachwort der Redaktion

Die Schriftleitung der ÖZV veröffentlicht vorstehende Entgegnung aus Gründen der Loyalität, obwohl sie der Ansicht ist, daß Meinungen der Rezensenten selbständige wissenschaftliche Aussagen darstellen, ebenso wie die von ihnen rezensierten Bücher, und daß ihnen gegenüber „Entgegnungen“ oder „Berichtigungen“ ähnlich denen der Tageszeitungen nicht angemessen erscheinen. Im vorliegenden Fall können sich aber nun jedenfalls die Leser beider Veröffentlichungen selbständig ihre Meinung bilden.

Red.

**Anzeigen / Einlauf 1961—1963 / Neuerscheinungen zur
Landes- und Heimatkunde Österreichs**

W. Abrahamczik, Die Almen und Wälder im steirischen Teil des Dachsteinstockes in ihrer historischen Entwicklung (Sonderdruck aus: Centralblatt für das gesamte Forstwesen, Bd. 79, Heft 1—2, 1962, S. 17—104). 17.840

(Karl Amerer und Franz Zeyringer), Pöllau in Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben vom Kulturreferat der Marktgemeinde Pöllau. Pöllau, Steiermark, 1961. 81 Seiten. 16.364

Alois Benezeder und Hans Brandstetter, Engelhardtszell 1194—1961. Heimatkundliche Abhandlungen. Marktgemeinde Engelhardtszell, O.-Ö. (1961). XI und 143 Seiten, 22 Bildtafeln. 16.479

Karl Dinklage, Kleine Geschichte von Völkermarkt. Mit einem Anhang: Völkermarkt zwischen Abt und Herzog. Kulturreferat der Stadt Völkermarkt, Kärnten. 56 Seiten, 2 Bildtafeln. 16.240

Karl Dinklage, Geschichte des St. Veiter Wiesenmarktes und des Marktwesens der Herzogstadt. St. Veit an der Glan, Kärnten, 1962. 128 Seiten, 20 Bildtafeln. 17.343

P. Berard Engel, Maria Lankowitz, Steiermark (= Christliche Kunststätten Österreichs, H. 29) Salzburg 1962. 16 Seiten. 16.934

Franz Eppel, Kunst im Lande rings um Wien. Ein Kunstführer. Wien 1961. 256 Seiten mit 81 Abb. 16.142

Franz Eppel, Das Waldviertel. Seine Kunstwerke, historischen Lebens- und Siedlungsformen. Salzburg 1963. 264 Seiten, 1 Karte, 106 Abb. auf Tafeln. 17.588

Frithjof Fischer-Sörensen, Orth an der Donau, Sitz des Österreichischen Fischerei-Museums. Orth a. d. D., N.-Ö., o. J. 61 Seiten. 17.410

Walther Fresacher, Geschichte des Marktes St. Paul im Lavanttal. (= Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Bd. 57) Klagenfurt 1961. 160 Seiten, 2 Karten, 3 Bildtafeln. 16.373

Adolf Grabner, Geschichte der Gemeinde Wildalpen. Teilweise mit Auszügen aus der angegebenen Literatur zusammengestellt. Wildalpen, Steiermark 1960. 105 Seiten, 24 Abb. 16.125

Friedrich Haesler, Die St. Leonhards-Kirche in Deferegggen (Tiroler Heimatblätter, Bd. 36, 1961, S. 40 ff.) 17.717

Lois Hammer, Aus Knittelfelds Vergangenheit. Knittelfeld, Steiermark, 1959. 459 Seiten, 34 Abb., 1 Farbtafel. 17.725

R. Hansham (Herausgeber), Burgenland — Grenzland im Herzen Europas. Mit 60 Bildtafeln nach Fotos von Johannes Zachs. 124 Seiten. Wien 1961. 16.442

- Siegfried Hartwagner. Die Leonhardikirche im Lavanttal, Klagenfurt, o. J. 40 Seiten, mit Abb. im Text. 17.553
- Josef Karl Homma und Harald Prickler, Pinkafeld. Ein Gang durch seine Geschichte, Wirtschaft und Kultur. Mit einem kunsthistorischen Beitrag von Julius Fleischer. 282 Seiten, 15 Tafeln. Pinkafeld 1960. 16.504
- Karl Ilg (Herausgeber), Landes- und Volkskunde, Geschichte, Wirtschaft und Kunst Vorarlbergs. Bd. I und III. Innsbruck 1961. 16.497
- Willi Kadletz (Herausgeber), Zur 700-Jahrfeier der Stadt Leoben 1262—1962. Leoben, Steiermark, 23 Seiten, mit Abb. 16.991
- Geographische Studien über Mensch und Siedlung in Südtirol. Hans Kinzl zum 60. Geburtstag von seinen Studenten. Aus dem Geographischen Institut der Universität Innsbruck. (= Schlern-Schriften Bd. 217) 123 Seiten, XII Tafeln. Innsbruck 1961. 17.872
- Elisabeth Krauss-Kassegg, Markt Göstling an der Ybbs. Vergangenheit und Gegenwart. Göstling a. d. Y., N.-Ö. 1962. 71 Seiten, Abb. im Text. 16.747
- Robert Kümmerl, Im Schatten des hohen Sonnblick. Chronik und Sagen des Rauriser Tales. 69 Seiten (hektographiert), 6 Abb., 2 Karten im Text. Rauris, Selbstverlag (1962). 17.730
- Hans Ladstätter, Das Defereggental. St. Jakob, St. Veit, Hopfgarten. Heimatkundlicher Wanderführer mit Kartenskizze. 96 Seiten, 24 Abb., Selbstverlag 1960. 17.720
- Gerold Lang, Geschichte von Liebenau. Orts- und Schulgeschichte. 160 Seiten, 35 Abb. auf Tafeln. Graz, Selbstverlag, 1963. 17.875
- Karl Lax, Auszug aus der Geschichte von Gmünd in Kärnten. 2. Aufl. 44 Seiten. Gmünd, Selbstverlag, 1950. 16.746
- Robert Löbl, Burgenland. Eingeleitet von Franz Hieronymus Riedl. Bildtexte von Otto F. Guglia. 96 Seiten, zahlr. Abb., 1 Karte. München 1962. 16.851
- Robert Löbl, Niederösterreich. Einleitung und Bildtexte von Franz Hieronymus Riedl. 96 Seiten, zahlr. Abb., 1 Karte. München 1963. 17.791
- Astrid von Luttitz, Burgenland. 98 Seiten, zahlr. Abb., 1 Karte. München 1962. 16.967
- Karl Maister und Franz Unterkirchner, Die Stadtpfarrkirche zum hl. Andreas, Lienz, Osttirol. 2. Aufl. 16 S., Abb. München 1956. 17.719
- Adolf Mannich, Kurze Geschichte der Stadt Murau, mit einem kleinen Fremdenführer. 19 S. Murau (1929). 17.562
- Johannes Neuhardt, St. Ulrich am Pillersee, Tirol (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 25) 16 S., Abb. Salzburg 1962. 16.840
- Erich Nuffbaumer, Vom Markt zur Stadt. Festschrift der Stadt Spittal zum Kärntner Gedenkjahr 1960. 312 Seiten, mit Abb. im Text und auf Tafeln. Spittal an der Drau 1960. 16.852

- Grete Nyvelt, Kaprun einst und jetzt. Im Zusammenhang mit der Geschichte des Pinzgaues und Salzburgs. 168 Seiten, XVI Bild-, IV Farbtafeln, Kaprun 1960. 16.158
- Josef Perndl, Christkindl, Stadt Steyr, Oberösterreich (= Kunstführer Nr. 683) 16 S., Abb. München 1958. 17.435
- Ludwig Piffll, Tullnführer. Ein Fahrten- und Wanderbuch durch Tulln, das Tullner Becken und seine Randgebiete. 163 Seiten, Abb. im Text, Stadtplan. Tulln 1962. 17.809
- Guntram Plangg, Die rätoromanischen Flurnamen des Brandner-ales. Beitrag zu Vorarlbergs Raetoromania Alemanica (= Romanica Aenipontana I) XXII und 118 Seiten, 4 Karten, Abb. Innsbruck 1962. 17.879
- Anton Reich, Pulkau. Seine Kirchen und seine Geschichte (= Österreich-Reihe, Bd. 150) 144 Seiten, mit 63 Abb. auf 40 Tafeln. Wien 1963. 17.780
- Josef Rittsteuer, Die Ruster Fischerkirche (= Heiligtümer der Heimat, Nr. 4) 24 S., m. Abb. Eisenstadt, o. J. 17.451
- Josef Schmutzer, Heimatkunde von Kierling. 96 Seiten, 6 Abb., 1 Karte, Wien 1961. 17.430
- Erich Seefeldner, Salzburg und seine Landschaften. Eine geographische Landeskunde. X und 574 Seiten, 64 Abb., 10 Tabellen, Skizzen im Text. Salzburg 1961. 16.300
- Franz Türk, Spittal an der Drau. Eine Chronik. 330 Seiten, 22 Bildtafeln, 1 Farbtafel. Klagenfurt 1959. 16.159
- Franz Türk, Schloß Porcia zu Spittal an der Drau. Geschichte und Sage. 2. Aufl. 80 Seiten. Spittal o. J. 16.849
- Paul Weitlaner, Heimat Wildschönau. Ein Heimatbuch (= Schlern-Schriften Bd. 218) VII und 176 Seiten, mit 25 Bildtafeln. Innsbruck 1962. 17.429
- Hans Willinger, Orth an der Donau. Ein Grenzlandschicksal. 288 Seiten, Bildtafeln, Abb. im Text. Orth, N.-Ö., 1962. 16.928
- F. P. Wolsegger, Die altehrwürdige Wallfahrtskirche „Unserer lieben Frau“ zu Obermauern. 12 Seiten, 12 Bildtafeln (Virgen, Osttirol, 1960). 17.718
- R. und H. Zierhofer, Sankt Andrä. Zusammengestellt aus der Chronik. 19 Bl. hektographiert, unpag. (St. Andrä, N.-Ö., o. J.) 16.431
- Josef Zötl, Der politische Bezirk Liezen als Landschaft und Lebensraum. 112 Seiten, VII Tafeln. Graz 1960. 16.297